

Zeitschrift
für die Geschichte
und Altertumskunde
Ermlands

Band **39**

der ganzen Folge Heft 100

1978

Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands

**Im Namen des Historischen Vereins für Ermland e. V.
(Sitz Münster i. W.)
herausgegeben vom Vorstand des Vereins
in Verbindung mit dem Institut für ostdeutsche Kirchen-
und Kulturgeschichte (Bonn)**

**Band 39
der ganzen Folge Heft 100
1978**

ZGAE = Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands

Schriftleitung: Dr. Hans-Jürgen Karp

**Selbstverlag des Historischen Vereins für Ermland
Ermlandweg 22, 4400 Münster i. W.**

**Auslieferung für den Buchhandel durch den Verlag A. Fromm, Osnabrück
1978**

ISSN 0342-3344

INHALTSVERZEICHNIS**Nachruf****Géo Grimme****Dr. phil. Adolf Poschmann 7****Aufsätze****Hans Preuschoff****Zacharias Werners Drama „Das Kreuz an der Ostsee“ 14****Dramat Z. Wernera „Krzyz nad Bałtykiem“ 34****Zacharias Werner's Play "The Cross at the Baltic". 34****Anneliese Triller****Die Dargelsekte im Ermland 35****Sekta Justyny Dargel na Warmii 59****The Dargel Sect in Warmia. 59****Gerhard Reifferscheid****Die NSDAP in Ostpreußen 61****NSDAP w Prusach Wschodnich 83****The NSDAP in East Prussia 84****Hans Apold****Feldbischof Franz Justus Rarkowski im Spiegel
seiner Hirtenbriefe. 86****Biskup polowy F. J. Rarkowski w świetle swoich
listów pasterskich. 127****Army Bishop Franz Justus Rarkowski as Reflected
in His Pastorals 127****Manfred Clauss****Der Danziger Bischof Carl Maria Splett als
Apostolischer Administrator des Bistums Kulm 129****Biskup Gdański C. M. Splett jako administrator
apostolski Diecezji Chełmińskiej 143****Carl Maria Splett, Bishop of Danzig, as
Apostolic Administrator of the Diocese of Chełmno 144****Kleine Beiträge****Anneliese Triller****Ein ermländisches Leichencarmen von 1729 145****Warmińska elegia 1729 r. 151****A Warmian Mourning Poem of 1729 151****Brigitte Poschmann****Probleme und offene Fragen in der Geschichte des Ermlands . . 152**

Buchbesprechungen

Stiftung Haus des Deutschen Ostens, Düsseldorf, Bibliothek. Sonderkatalog Prussica-Sammlung Trunz. (Ernst Manfred Wermter)	155
Helmut Motekat, Ostpreußische Literaturgeschichte mit Danzig und Westpreußen. (Leo Juhnke)	156
Ulrich Tolksdorf, Essen und Trinken in Ost- und Westpreußen, Teil 1. (Jochen Schmauch)	159
Erwin Poschmann, Der Kreis Röbel. (Helmut Kunigk)	160
Guido Kisch, Die Kulmer Handfeste. – Guido Kisch, Das Fischereirecht im Deutschordensgebiet. (Werner Thimm)	161
Sven Ekdahl, Die „Banderia Prutenorum“ des Jan Długosz, eine Quelle zur Schlacht bei Tannenberg 1410. (Leo Juhnke)	162
Zbigniew Nowak, Początki sztuki drukarskiej na Pomorzu w XV wieku. (Anneliese Triller)	164
Nicolaus Copernicus, De Revolutionibus. Englische Ausgabe unter dem Titel: On the Revolutions. (Werner Thimm)	165
Jerzy Drewnowski, Mikołaj Kopernik w świetle swej korespondencji. (Werner Thimm).	165
Janusz Małek, Prusy Książęce a Prusy Królewskie w latach 1525–1548. (Brigitte Poschmann).	167
Documenta ex archivo Regiomontano ad Poloniam spectantia. Hrsg. von Carolina Lanckorońska. Pars IX–XII. (Brigitte Poschmann)	168
Korespondencja Stanisława Hozjusza kardynała i biskupa warmińskiego. T. V. Rok 1564. Bearb. von Alojzy Szorc. (Gerhard Reifferscheid)	168
Marcin Kromer, Polska czyli o położeniu, ludności, obyczajach, urządach i sprawach publicznych królestwa polskiego księgi dwie. Übersetzt von Stefan Kozikowski. Einführung von Roman Marchwiński. (Ernst Manfred Wermter)	171
Heinz Neumeyer, Kirchengeschichte von Danzig und Westpreußen in evangelischer Sicht. Bd. 2. (Anneliese Triller)	174
Das Domkapitel zu Münster 1823–1973. Hrsg. von Alois Schröer. (Hans-Jürgen Karp)	175
Andrzej Samulowski, Z północnego Polski krańca. Hrsg. u. m. e. Einleitung von Janusz Jasiński. – Janusz Jasiński. Andrzej Samulowski 1840–1928. O narodowe oblicze Warmii. (Hans-Jürgen Karp).	176
Akten der Fuldaer Bischofskonferenz, Bd. 1: 1871–1887. Bearb. von Erwin Gatz. (Hans-Jürgen Karp)	178
Akten zur preußischen Kirchenpolitik in den Bistümern Gnesen-Posen, Kulm und Ermland 1885–1914. Bearb. von Erwin Gatz. (Hans-Jürgen Karp)	179

Jan Chłosta, Wydawnictwo „Gazety Olsztyńskiej“ w latach 1918–1939. (Anneliese Triller)	181
Geschichte der Bekennenden Kirche in Ostpreußen 1933–1945: Allein das Wort hat's getan. Hrsg. von Manfred Koschorke. (Gerhard Reifferscheid).	182
Eduard Kneifel, Die evangelische Kirche im Wartheland-Ost (Lodz). Ihr Aufbau und ihre Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus 1939–1945. (Gerhard Reifferscheid)	186
Bohdan Kozięto-Poklewski, Zagraniczni robotnicy przymusowi w Prusach Wschodnich w latach drugiej wojny światowej. (Brigitte Poschmann)	186
Walter Merten, Stadt Braunsberg im Ermland. Ein Familienbuch. (Artur Andreas Tiedmann)	187

Zeitschriftenumschau

I. Allgemeines	189
II. Von der Gründung des Ordensstaates bis zum Zweiten Thorner Frieden (1230–1466)	197
III. Vom Zweiten Thorner Frieden bis zur Ersten Teilung Polens (1466–1772)	201
IV. Neuere Geschichte	216
V. Kunstgeschichte	223
VI. Copernicana	228

Mitarbeiter dieses Bandes

- Hans Apold, Walter-Hohmann-Straße 2, 4300 Essen
 Ass.-Prof. Dr. Manfred Clauss, Chausseestraße 3a, 1000 Berlin 39
 Doz. Dr. Stephan Dolezel, Breitackerstr. 18, 3551 Bürgeln bei Marburg
 Geo Grimme, Sudhoff 20, 4400 Münster
 Dr. Stefan Hartmann, Merkelstraße 3, 3400 Göttingen (St. H.)
 Leo Juhnke, Ammerseestraße 54, 8900 Augsburg
 Dr. Rainer Kahsnitz, Kartäusergasse 1, 8500 Nürnberg (R. K.)
 Dr. Hans-Jürgen Karp, Brandenburger Straße 5, 3550 Marburg (H. J. K.)
 Helmut Kunigk, Droste-Hülshoff-Straße 8, 2000 Hamburg 52
 Dr. Brigitte Poschmann, Fürst-Ernst-Straße 3, 3062 Bückeburg (B. P.)
 Dr. Hans Preuschoff, Zülpicher Straße 181, 5000 Köln 41
 Dr. Gerhard Reifferscheid, Bergstraße 63, 5330 Königswinter 1
 Dr. Jochen Schmauch, Ringstraße 62, 6500 Mainz-Hechtsheim (J. Sch.)
 Werner Thimm, Franz-Rieping-Str. 15, 4401 Laer üb. Münster (W. Th.)
 Artur Andreas Tiedmann, Lerchenkamp 11, 3102 Hermannsburg
 Dr. Anneliese Triller, Röckumstraße 138, 5300 Bonn 1 (A. T.)
 Dr. Ernst Manfred Wermter, Blücherstraße 6, 4050 Mönchengladbach 1



Dr. Adolf Poschmann

Dr. phil. Adolf Poschmann

Von Geo Grimme

Gelehrter und Bauer

Poschmann war ein „verflochtener“ Mensch: Heimatforscher war er, weil er Bauer war, und die Liebe zum bäuerlichen Sein wuchs in ihm, weil er den eigenen Acker bebaute. Man könnte von einer einmaligen *participation mystique* sprechen. Er trank den Wein seiner Wissenschaft aus dem Becher der Heimat. Das Gefühl der Selbsthaftigkeit war ihm nicht ein Milieupanzer, sondern schenkte ihm die weise Weite der Erkenntnis. Gütig war er, weil er weise war – und weise, weil er wissend war. Die Welt der kreatürlichen Dinge gab seinem Forschen das Klare und Einsichtige und Bestimmte, das Ruhige und das Einfache. Daß er außerdem ein erfolgreicher Pädagoge war, liegt in beiden Elementen begründet: Er konnte lehren, weil er wußte, und er wußte, weil er im ländlichen Dasein das Gleichnis der großen Harmonie in der Schöpfung erlebte. Nur wer in solcher Ordnung steht, kann erziehen; er ist Autorität, weil es für ihn gültige Ordnungen gibt. Darum war er ein Gegner jeden Geschwätzes. In seiner Welt-„Anschauung“ gründete seine kluge Weltdurchschauung. Die richtig und liebevoll angeschauten einfachen Dinge gaben ihm seine Gestaltungskraft. Von dort her besaß er den ihm eigenen Mut zur eigenen Form.

1885

Poschmann entstammte einer alteingesessenen Kölmerfamilie des Ermlandes, die nachweislich seit 1530, also mehr als 400 Jahre, den gleichen sehr ansehnlichen Bauernhof in Komainen im Kirchspiel Heinrichau (zwischen Wormditt und Mehlsack gelegen) ihr eigen nannte. Als letzter männlicher Erbe war Adolf Poschmann selbst in den Jahren vor der Vertreibung Besitzer dieses Grundstücks. Das war auch der Grund, warum seine Strafversetzung nach Goldap 1943 sehr bald auf Betreiben des Reichsnährstandes rückgängig gemacht wurde, weil auf eine so weite Entfernung die fachgerechte Bewirtschaftung eines Bauernhofes nicht gesichert sei.

Geboren ist Poschmann in Neuendorf bei Guttstadt. Sein Vater Adolf, der einzige Sohn des Komainer Schulzen, wollte nicht warten, bis der Vaterchen „übergab“ und kaufte sich erst mal das Schulzengrundstück in Neuendorf, Kirchspiel Guttstadt. Seinem kunstberühmten Taufstein in der dortigen Kollegiatstiftskirche widmete Poschmann immer ein Gedenken, wenn er mit seinem Freund Landrat Dr. Ernst Fischer zusammentraf, der auch dort getauft ist (geboren in Altkirch).

Der Großvater August Poschmann (jahrelang Gemeindevorsteher, Kirchenvater und Kreistagsabgeordneter) gehört zu jenen tapferen Ermländern, die im Kulturkampf ihrem Bischof Philippus Krementz die Möbel ersteigerten, auf die der preußische Staat den „Kuckuck“ gesetzt hatte. „So, Herr Bischof“, soll er gesagt haben, „jetzt können Sie wieder auf Ihren eigenen Möbeln sitzen.“ Bischof Augustinus Bludau zeigte seinen Gästen noch oft diesen seltsamen „Vogel“.

Vater Poschmann war in Neuendorf jahrelang Gemeindevorsteher und machte sich in der Zeit, als unsere Bauernkassen gegründet wurden, als Vorsitzender der Guttstädter Spar- und Darlehnskasse verdient. Nach dem Tode seines Vaters übernahm er 1894 das väterliche Grundstück, starb aber schon im folgenden Jahr.

Den nächsten Erben des Hofes, Leo Poschmann, traf in den Kämpfen vor Warschau schon im ersten Jahre des Weltkrieges eine feindliche Kugel; im Garten der Mühle zu Bolimow fand er sein Grab. Darauf hat die Mutter Anna Poschmann, geb. Rautenberg, Tochter des Kölmers Johann Rautenberg in Thegsten, jahrzehntelang selbst gewirtschaftet, unterstützt und beraten von ihrem aus Spanien zurückgekehrten Sohn. Nach ihrem Tode wurde er der „Erbhofbauer“.

1905 – 1910

Nach dem Abitur am Königlichen Gymnasium in Braunsberg (21. 2. 1905) studierte Poschmann in Innsbruck, Berlin, München und Königsberg Geschichte, Erdkunde, Philosophie. In Königsberg war er mehrere Semester Senior des Historischen Seminars unter Prof. Werminghoff, der viele Doktorarbeiten über die ostpreußische Geschichte angeregt hat. November 1909 promovierte Poschmann bei Geheimrat Hahn mit einer Arbeit über „Die Siedlungen in den Kreisen Braunsberg und Heilsberg“¹⁾. Am 30. 7. 1910 bestand er die Staatsprüfung, danach war er Kandidat in Königsberg am Kneiphöf. Gymnasium und in Wehlau.

1911

Wegen seiner geographischen Interessen bemühte sich Poschmann um eine Stellung an der deutschen Schule in Konstantinopel, was aber mißlang. Zu seiner großen Freude wurde er aber Oberlehrer an der deutschen Realschule in Madrid. Weil der dortige Direktor wegen des ausgebrochenen Krieges 1914 nicht mehr zurückkehrte, wurde Poschmann Direktor der dortigen Anstalt. Die Spanische Akademie der Wissenschaften ernannte ihn 1920 zu ihrem Mitglied. Seine wichtigsten historischen Arbeiten jener Zeit – angeregt durch den „Genius loci“ – sind: „El consulado español en Danzig 1752 - 1773“, Madrid 1919, und „Subvencion de Fernando VI, Rey de España, para la construccion de la primera iglesia catolica en Berlin“, Madrid 1919.

¹⁾ Eine vollständige Bibliographie der Veröffentlichungen Poschmanns, bearb. v. Angelika Prothmann, erscheint im nächsten Band dieser Zeitschrift.

1921

Nach einer Erweiterungsprüfung im Spanischen wurde Poschmann am 1. 7. 1921 Studienrat im Provinzial-Schulkollegium in Königsberg; zugleich übernahm er einen Lehrauftrag für Spanisch an der dortigen Handelshochschule. Er genoß das auffallend freundliche Wohlwollen seines Chefs, des Vizepräsidenten Latrille. Eine seltene Freundschaft: der linksorientierte, gestrenge Mathematiker und gefürchtete Prüfungskommissar und der konservativ eingestellte, bäuerlich wertende Studienrat. Da Latrille aber genau seine Qualitäten durchschaute, gab er ihm am 1. 4. 1922 die Studiendirektorenstelle in Rößel, wohl wissend, welches schwere Erbe der Nachfolger des weithin bekannten Geheimrats Schmeier anzutreten hatte.

1922

Für das Gymnasium in Rößel ein totaler Stilbruch. Befürchtungen auf allen Seiten. Würde der 37jährige Studienrat die Hoffnungen Latrilles erfüllen? Mit Elan, Geschick, Menschlichkeit und Wissen hat er unangefochten als Chef regiert. Milde, Freundlichkeit und Humor machten seinen Unterricht in Deutsch und Geschichte lebendig. Faulenzer und Drückeberger konnten durch seine Ironie und seinen leisen Spott recht bald aufgeweckt werden. Ohne jemanden zu verletzen, kann behauptet werden, daß Poschmann einer der erfolgreichsten ermländischen Pädagogen gewesen ist.

Seine langjährige Tätigkeit als Direktor des Rößeler Gymnasiums lenkte seine Aufmerksamkeit auf die Vorläufer dieser Schule und veranlaßte ihn zu umfassenden Darstellungen über die Geschichte des Augustinerklosters und über das Jesuitenkolleg in Rößel (ZGAE Bd. 24, 1932), zusammengefaßt noch einmal in der „Festschrift zum 100jährigen Bestehen des Gymnasiums Rößel 1865 - 1965“.

Die cartellbrüderliche Freundschaft mit dem Rößeler Erzpriester, Msgr. Georg Matern, dem Erforscher von Burg und Amt, Pfarrkirche und Pfarrgemeinde Rößel, dem er einen eingehenden Nachruf gewidmet hat, bildete die Grundlage für die „Geschichte der Stadt Rößel“, die Poschmann anläßlich des 600jährigen Stadtjubiläums 1937 herausgab. Die Kritik nennt sie wohl die bestfundierte Geschichte einer ostpreußischen Kleinstadt.

Ähnliches gilt von der gleichfalls durch Poschmann veröffentlichten „Geschichte der Stadt Seeburg“ 1938.

Als Freunde und Historiker sind Matern und Poschmann sich nie in die Quere gekommen, obwohl sie durch die Politik und den deutschnationalen Trennstrich sehr verschieden dachten. Als Zentrumsmann hat sich Poschmann erst profiliert, als nichts mehr zu retten war – als Kreistagsabgeordneter 1931.

Der ermländische Historiker

Als treuer Nachfahre ermländischer Bauerngeschlechter hat sich Poschmann mit besonderer Liebe der Aufklärung und Darstellung

ländlicher Verhältnisse angenommen. Zeigte schon die Doktorarbeit die Richtung seiner Interessen an, so beweisen seine sorgfältigen statistischen Untersuchungen über den Pferde- und Viehbestand im Ermland, seine Aufsätze über die Landesaufnahme, die die preußischen Beamten bei der Einverleibung des Fürstbistums Ermland im Jahre 1772 anfertigten, seine Veröffentlichung ermländischer Visitationsberichte des 17. und 18. Jahrhunderts seine geschichtlichen Interessengebiete. Sein Kirchdorf Heinrikau erhielt eine Festschrift zum 600jährigen Jubiläum; mit berechtigtem Stolz schrieb er die Geschichte seiner Familie in Komainen „400 Jahre auf derselben Scholle“ 1931. Die Fachhistorie verdankt Poschmann eine lange Reihe von Lebensbeschreibungen über bedeutende ostpreußische Persönlichkeiten für die „Altpreußische Biographie“. In ungezählten Beiträgen hat Poschmann nach der Vertreibung in den Organen der Vertriebenen (Ostpreußenblatt, Ermlandbrief und Ermlandjahrbuch, Rößeler Heimatbote) das Wissen um die verlorene Heimat lebendig gehalten.

Dem 1856 gegründeten Historischen Verein für Ermland gehörte Poschmann seit 1919 als Vorstandsmitglied an. Nach dem Ausscheiden aus der aktiven Vorstandsarbeit ernannte ihn der Verein zum Ehrenvorsitzenden. Von den ersten Anfängen war er auch Mitglied der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung, die ihn aus Anlaß seines 90. Geburtstages wegen seiner Verdienste um die Landesforschung zum Ehrenmitglied ernannte.

1930

Am 1. April 1930 wurde Poschmann Direktor der Staatlichen Aufbauschule (Schloßschule) in Braunsberg. Wahrscheinlich hatte er geplant, Nachfolger von Geheimrat Röhrich auf dem Lehrstuhl für Geschichte an der Akademie in Braunsberg zu werden. Da aber sein Freund Dr. Hans Schmauch sich 1932 dort habilitiert hatte, zog Poschmann gern wieder nach Rößel zurück.

Aus der Braunsberger Zeit stammen die Arbeiten „Die Verwaltung der Stadt Braunsberg 1772-1808 (ZGAE 25, 1935) und „Die Einführung der Steinschen Städteordnung in Braunsberg“ (ZGAE 26, 1938).

1945

Das bittere Ende traf Poschmann auf seinem Hof in Komainen. Das Tausende seiner Ermländer mußte er mit wenigen Habseligkeiten das Dorf verlassen, in dem seine Familie durch vier Jahrhunderte gelebt und gewirtschaftet hatte. Da ein Historiker – nach Schlegels Wort – ein rückwärts gerichteter Prophet ist, hatte Poschmann die entsprechenden Ahnungen. Er konnte beizeiten wertvolle Sendungen nach Dresden auslagern, die bei dem Feuersturm des 13. Februar 1945 unversehrt blieben. So konnte er die gesamten Bände der Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands retten. Auch eine Reihe wertvoller Kunstgegenstände sowie

seine Münz- und Notgeldsammlung blieben ihm so erhalten. Schließlich ist es ihm geglückt, diese wertvollen Dinge aus der DDR hinüberzuschaffen.

Über die Ostsee kam Poschmann nach Dänemark in das Flüchtlingslager Hals bei Aalborg. Unter primitiven und behelfsmäßigen Bedingungen baute er in den Lagern Nordjütlands den Schulunterricht auf. Über 200 ostpreußische Lehrer und Lehrerinnen stellten sich ihm für diese Arbeit zur Verfügung. So konnten weit über 4000 Kinder unterrichtet werden. Mehrere Primaner konnte er dadurch zum anerkannten Abitur bringen, so daß jene Jahre hinter Stacheldraht nicht verloren gingen.

1947 war Poschmann unter den ersten, die aus der Internierung entlassen wurden. Der ehemalige Direktor der Braunsberger Schloßschule, Dr. Schulte, ernannte ihn zum Direktor des Aufbau-gymnasiums in Rüthen/Sauerland, wo er bis zu seiner Pensionierung und noch danach seinem pädagogischen Eros dienen konnte. Danach wohnte Poschmann in Lippstadt und seit 1965 in Münster. Dorthin zog ihn die Universitätsstadt mit ihren Bibliotheken und wissenschaftlichen Möglichkeiten. In voller geistiger Frische konnte er bis zu seinem unerwarteten Ende am Morgen des 24. Dezember 1977 wie ein kluger Hausvater aus seinem Vorrat Altes und Neues herbeischaffen. Seine letzte Gabe sind seine Beiträge im Rößeler Heimatbuch, das sein Lebenswerk vollendete und krönte.

1960

Das Jahr 1960 brachte Poschmann eine doppelte Ehrung. Die Universität Göttingen erneuerte zum goldenen Jubiläum sein Doktordiplom. In Anerkennung seiner Verdienste als langjähriger bewährter Pädagoge und Gymnasialdirektor und in Würdigung seiner umfangreichen Arbeit als Heimatforscher sowie als unermüdlicher Mittler zwischen Ostpreußen und Westfalen wurde ihm das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse verliehen. Regierungspräsident Schneeberger würdigte ihn bei diesem Anlaß als einen klugen, tapferen und mutigen Mann, der auch in der Zeit des NS-Regimes trotz vieler Schwierigkeiten seine unerschrockene Haltung bewahrt habe. Er freue sich, daß diese Ehrung einem alten, besonders bewährten Schulmann zuteil werde, der unermüdlich für die ostpreußische und westfälische Heimat tätig sei und es verstanden habe, auch bei den Westfalen das Gefühl für die Werte der Heimat wachzurufen und zu pflegen. In seinem Dankwort sagte Poschmann, daß diese Ehrung zugleich allen jenen Ostpreußen gelte, die gleich ihm sich bemühen, die Erinnerung an die alte Heimat wachzurufen und das Heimatgefühl in den Herzen aller Deutschen zu stärken.

Das endgültige Antlitz

So wird Adolf Poschmann in unserer Erinnerung stehen, wie es sein Grabstein aussagt: das Ermland-Lamm und die Schulzenstäbe von Komainen. Ein Mann, der Erde unter den Füßen hatte, die ihm

sein Herz nicht verdorren ließ, und der von dort her in der geistigen Form der Geschichte sich über diese Basis Rechenschaft gab.

Jemand hat ihn den ermländischen „Witiko“ genannt: „... ich diene meiner Heimat.“ Irgendwie erinnert sein Lebenswerk an Adalbert Stifter; nicht nur, weil das Landleben sich „wie lindes Öl in das geöffnete Gemüt gießt“, keineswegs die tellurische Mystik Dostojewskis, sondern das Wissen um das „sanfte Gesetz“, wie es sich in ermländischer Form kundtut. Dafür zeugen doch die „Bilder aus alter und neuer Zeit – Rößel 600 Jahre“, die Geschichte von Seeburg, die Historie von Heinrikau und die ungezählten Beiträge im Rößeler Heimatboten und zuletzt im Buch über den Kreis Rößel.

Niemals wird es langweilig; immer weiß Poschmann das Interesse zu halten durch ein Detail, oft humorvoll und lustig. Gewisse Techniken eines Impressionismus sind ihm eigen. Wieder können wir Stifter zitieren: „In der kleinen Geschichte offenbart sich die Reinheit und Macht der sittlichen Idee.“ Wie Witiko zeigt Poschmann ein edles Bild der Vergangenheit, wobei er viel über Kriegsnot und Herzeleid des ermländischen Menschen zu berichten weiß. „Ein Volk ist glücklich, dessen Geschichte langweilig ist“ (Montesquieu); dann sind die Ermländer im oberflächlichen Sinne nicht sehr glücklich gewesen.

Eine gewisse herbe, manchmal verschlossen wirkende Art könnte man als eine Ader eines preußischen Geistes skizzieren. Auffallend ist seine positive Würdigung der Ereignisse nach 1772. Seine lächelnde, charakterfeste, spontane Vornehmheit sowie sein dingsetzender Stil, vom nomos der Erde bestimmt, eben das, was seine „Autorität“ ausmachte, könnte als preußisch bestimmt werden. Eine gewisse Tendenz nach Kant hin ist zu erkennen. Was ihn dann auch in ostpreußischen Agrarkreisen bekannt und beliebt gemacht hat, sonst hätten diese Familien ihre Söhne ihm nicht in die erziehende Hand nach Rößel gegeben.

Sein ermländisches Herz dürfte auch daraus zu erkennen sein, daß er Mitarbeiter des großangelegten Marienlexikons gewesen ist, das bei Pustet in Regensburg aufgelegt war (1967). Leider ist aus den bekannten nachkonziliaren Schwierigkeiten das Werk nur bis zum ersten Band (Buchstabe C) herausgekommen. Poschmann hat darin die ermländischen Marienwallfahrtsorte beschrieben, wozu er umfangreiche Studien gemacht hat. Die einzelnen Artikel liegen vor: Ermland, Heiligelinde, Pettelkau, Springborn, Frauenburg, Dietrichswalde, die marianischen Bruderschaften des Bistums Ermland. Es besteht die Hoffnung, daß das Lexikon weiter herausgegeben wird.

Poschmann hat die Gnade erlebt, intellektuell nicht zu altern und im Gemüt nicht zu versteinern. Beweise dafür sind seine Mitarbeit an der kulturellen Arbeit der Vertriebenen im Rößeler Heimatbund und die Patenschaftsbemühungen mit dem Kreis und dem Gymnasium in Meppen, er ist Mitbegründer von „Helle“ und des „Ermländischen Landvolks“; er war beim „Tatenhauser Kreis“ und im „Westfälischen Heimatverein“.

Bis zum Ende war er ein treuer Freund seinen Bundesbrüdern im CV. Er bleibt uns in Erinnerung als ein vorbildlicher „Heimatmensch“ nicht à la recherche du temps perdu, sondern als einer, „dem Heimat ein geistiger Raum ist, in den wir mit jedem Jahre tiefer eindringen“ (Reinhold Schneider). Seine beste Kraft kam aus seinen Wurzeln, im Zurückkehren zu den ewigen Ursprüngen, aus denen sein Volk lebte. Dafür dürfen wir ihm danken, „denn das Herz des Volkes liegt in den Händen großer Männer“ (Adalbert Stifter).

Zacharias Werners Drama „Das Kreuz an der Ostsee“¹⁾

Von Hans Preuschhoff

Am 10. März 1805 teilte der Kammersekretär bei der preußischen Regierung in Warschau Johann Ludwig Zacharias Werner dem Intendanten des Kgl. Nationaltheaters in Berlin August Wilhelm Iffland voller Freude mit, sein neues Drama sei fertig und werde ihm, dem Intendanten, alsbald zugestellt werden. Iffland erwartete das Stück schon sehnsüchtig. Eigentlich sollte es bereits zum 29. Geburtstag der Königin Luise, an eben dem 10. März, aufgeführt werden, auf jeden Fall wollte es Iffland aber am Geburtstag von König Friedrich Wilhelm III. am 3. August 1805 herausbringen. Iffland, der während seiner Mannheimer Zeit als Franz Moor, Verrina und Wurm Schillers Jugenddramen zu ersten Triumphen auf der Bühne verholten hatte, mochte hoffen, in Zacharias Werner ein neues Theatergenie dem deutschen Publikum vorstellen zu können. Dessen erstes Stück, die „Söhne des Tals“, das den Untergang des Templersordens schilderte, war zwar noch nicht über die Bretter gegangen, hatte aber schon in der Buchform große Erwartungen auf Werners weitere dramatische Produktion geweckt. Aus seinem Brief an den Berliner Intendanten spricht die Genugtuung über sein glücklich vollendetes Werk. Allerdings handelt es sich zunächst nur um den ersten der beiden vorgesehenen Teile des Dramas, das anfänglich „Die Eroberung Preußens“ heißen sollte, dann aber vom Verfasser in „Das Kreuz an der Ostsee“ umbenannt wurde. Dem ersten Teil gab Werner den Namen „Die Brautnacht“, ihr sollte die „Weihnacht“ oder „Opfernacht“ folgen. Die „Brautnacht“ vergleicht Werner mit Schillers „Piccolomini“, doch bilde sie ungleich mehr als diese ein Ganzes und enthalte wenigstens ebensoviel, wenn nicht

1) Bei den folgenden Ausführungen handelt es sich um einen Vortrag, der am 3. April 1976 auf der Wissenschaftlichen Tagung des Historischen Vereins für Ermeland gehalten wurde. Er wird hier mit geringfügigen Ergänzungen wiedergegeben, wobei der Vortragscharakter absichtlich gewahrt geblieben ist. Die Textstellen sind der Ausgabe der Dramen Zacharias Werners von Paul KLUCK-HOHN entnommen (Leipzig 1937). Die übrigen Zitate stammen – sofern nicht anders angegeben – aus den von Oswald FLOECK 1914 und 1939/40 herausgegebenen Briefen und Tagebüchern Werners. Die Sperrungen im Text sind vom Dichter selbst vorgenommen worden. – Veranlassung zu einer näheren Beschäftigung mit Leben und Werk Werners waren die mehr oder weniger verständnisvollen Gedenkartikel, die 1973 zur 150. Wiederkehr des Todestages des ostpreußischen Dramatikers erschienen sind. Von den Dramen Werners weckt „Das Kreuz an der Ostsee“ besonderes Interesse, da sein Gegenstand die Bekehrung der Preußen zum Christentum ist. Dabei muß freilich bemerkt werden, daß die eigentliche Bekehrung in einem zweiten Teil dargestellt werden sollte, der nicht vollendet wurde, und daß Werner für die Gestaltung des Stoffes große dichterische Freiheit in Anspruch nahm. Er schrieb ein Geschichtsdrama, kein Geschichtswerk.

mehr an Handlung. Voller Begeisterung machte Werner Iffland so gleich Vorschläge für die Besetzung der einzelnen Rollen. Die nach seiner Meinung wichtigste, des hl. Adalbert in Gestalt eines Spielmannes, solle am besten Iffland selbst spielen. Für die umfangreiche Bühnenmusik habe er seinen Jugendfreund gewonnen, der ihn aber „um die Verschweigung seines Namens dringendst“ ersucht habe. Natürlich würde der Name eines bekannten Kompositors das Publikum mehr locken, Werner nennt hier Johann Friedrich Reichardt. (Der 1752 in Königsberg geborene Komponist hat viele Goethelieder vertont.) Aber zu ihm und anderen Größen habe er, bedauert Werner, noch keinen Zugang, und so habe er eben mit der Komposition der Bühnenmusik den Jugendfreund beauftragt. Dieser habe aber seine Aufgabe aufs glänzendste gelöst. Der unbekannte und ungenannt sein wollende Künstler hat dann als Musiker, Maler und vor allem Dichter Weltruhm erlangt, und die ganze Welt hat auch 1976 seinen 200. Geburtstag gefeiert. Er heißt, Sie wissen es schon, Ernst Theodor Amadeus Hoffmann.

Ehe wir uns unserem Drama zuwenden, noch einige Worte über seinen Autor²⁾. Zacharias Werner wurde 1768 in Königsberg als Sohn eines Professors an der Albertus-Universität geboren. An dieser studierte er 16 Semester die Rechte, ohne ein Abschlußexamen zu machen. Da er in seiner Vaterstadt durch seinen ausschweifenden Lebenswandel unmöglich geworden war, verließ sie Werner in Richtung der durch die polnischen Teilungen neugewonnenen preußischen Gebiete. Von 1793 bis 1805 wirkte er mit kleinen und größeren Unterbrechungen bei den Regierungen in Petrikau, Thorn, Plock und Warschau. Das Drama „Das Kreuz an der Ostsee“ war die literarische Frucht dieser polnischen Jahre. Werner schreibt darüber selbst in seinem Brief an Iffland: „Beiläufig bemerke ich, daß das, wodurch mein neues Trauerspiel sich vorzüglich auszeichnen dürfte: die wohl noch in ke i n e m deutschen Kunstwerke so treu dargestellte Schilderung des polnischen Nationalcharakters, besonders des weiblichen ist. So sind die weiblichen Rollen, e i n e Preußin ausgenommen, alle Polinnen und bilden gewissermaßen einen Zyklus polnischer Weiblichkeit. Alle polnischen Charaktere sind nahe dem Leben gezeichnet, ich habe sie bei meinem Aufenthalte in hiesiger Gegend unablässig studiert und hoffe um so mehr, daß diese Porträts einigen Effekt nicht verfehlen werden, als unsere Nation nunmehr mit der sarmatischen doch amalgamiert ist.“ So weit die Stelle aus Werners Brief. Sie ist sehr aufschlußreich, wenn uns auch seine letzte Feststellung vom Zusammenwachsen der preußisch-deutschen und der polnischen Nation ein wenig voreilig gewesen zu sein scheint. Leszek Prorok³⁾ spricht in diesem Zusammenhang davon, daß Werner von einem mittelalterlichen Universalismus ge-

2) Vgl. auch H. PREUSCHOFF, Ein seltsamer Heiliger. Der ostpreußische Dichter und Konvertit Zacharias Werner. In: ERMLANDBUCH 1976, S. 88–110.

3) L. PROROK, Polnische Elemente in den Ostsee-Dramen Zacharias Werners. In: MICKIEWICZ-BLÄTTER 13 (1968) S. 178–187, hier S. 181.

träumt habe und daß gerade „Das Kreuz an der Ostsee“ eine Propaganda dieser Sehnsüchte sei. Jedenfalls hat Werner nach seinen eigenen Worten wenigstens zunächst geglaubt, daß „Der ew'ge Bund / von zweien großen edeln Nationen“, der deutschen und der polnischen, möglich sein müsse.

In Berlin, wohin Werner endlich als Sekretär des aus Ostpreußen stammenden Ministers von Schrötter versetzt wurde, ist er als der Verfasser des vom Nationaltheater mit Iffland in der Titelrolle aufgeführten Dramas „Martin Luther oder die Weihe der Kraft“ sehr gefeiert worden. Nach dem baldigen Ausbruch des Unglücklichen Krieges 1806 ging Werner auf Wanderschaft. Ihre Hauptstationen waren das Weimar Goethes, Paris mit seinen antiken Kunstschätzen und seinen sonstigen bekannten Attraktionen, Köln mit seinem Dom und der altdeutschen Malerei, das Haus der Madame von Staël am Genfer See. „Die wilde Gier mich pilgernd zu betäuben, die nirgend Ruhe mir vergönnt noch hausen“, hat Werner selbst von diesen Wanderjahren gesagt. Die Ruhe, die ihm bis dahin wegen seiner maßlosen Triebhaftigkeit nicht gegönnt war, suchte er durch seine Konversion zur katholischen Kirche am Gründonnerstag 1810 in Rom zu finden. Trotz seiner drei gescheiterten Ehen wurde Werner sogar zum Priester geweiht, 1814 in Aschaffenburg. Ort seines priesterlichen Wirkens war die Kaiser- und Kongreßstadt Wien, wo Menschen aus allen Schichten von den gekrönten Häuptern bis zum einfachen Volk seine Predigten hörten. Erst 54jährig ist Werner am 17. Januar 1823 an der Schwindsucht gestorben.

„Das Kreuz an der Ostsee“ spielt im Jahre 1226, das, wie wir ohne Übertreibung sagen können, für drei Völker zum Schicksalsjahr geworden ist, für das preußische oder, wie wir im folgenden immer sagen werden, preußische, das polnische und das deutsche – auch wenn wir mit Erich Caspar annehmen, daß in diesem Jahr noch nicht die eigentliche Gründung des Ordensstaates in Preußen erfolgte. Wohl aber wurde in ihm das kaiserliche Privileg ausgestellt, das dem Orden sein in Preußen geplantes Unternehmen sicherte. Von Polen gerufen, ziehen die Deutschordensritter nach dem Osten, um ihnen gegen die sie angreifenden Preußen zu helfen und auf deren Gebiet einen eigenen Staat zu gründen. Mit diesen dürren Worten ist der historische Vorgang auf den einfachsten Nenner gebracht. Wie aber gestaltet Werner auf dieser geschichtlichen Grundlage sein Drama? Die Schauplätze des ersten Teiles, mit dem wir es nun zu tun haben, sind die ostpreußische Bernsteinküste und das Land an der mittleren Weichsel, Plock, die Residenz des polnischen Herzogs Konrad von Masowien, sowie die Gegend um sie herum. Die Wahl des Zeitpunktes der Handlung erweist Werner als den geborenen Dramatiker. Er gibt ihm die Möglichkeit, Menschen aus allen drei Völkern ins Spiel zu bringen. Der Dichter schickt dem Stück einen historischen Vorbericht und einen Prolog voraus, um den mit den damaligen Verhältnissen nicht vertrauten Zuschauer ins Bild zu setzen. Den Prolog spricht die „heilige Kunst“. Mit dem Adjektiv „heilig“ legt Werner sogleich ein Bekenntnis ab: Die Kunst ist heilig,

weil sie die Aufgabe hat, den Menschen zu heiligen, oder wie er selbst sagt, zu vergöttlichen. Dem Zuschauer, der sich ihr reinen Herzens und aufnahmebereit oder, wie Werner sich ausdrückt, in Freiheit wählend, d. h. ohne inneres Widerstreben und ohne Vorurteile naht, ist das Heil gewonnen. Im folgenden deutet der Prolog den Gang der Handlung des Stückes an. „Erblicken werdet ihr ein Volk von Wilden!“ Das sind natürlich die Preußen. Doch sind die Besseren von ihnen bereits fähig, „was göttlich zu umfassen“, sie sind also, kühn gesagt, präsumptive Christen. Freilich erliegt die Mehrzahl der Christen wie der Heiden dem „Zeitengeist“, der sie mit tausend Schlingen durch Kraft und List zu besiegen droht. „Umgarnet von den höllischen Dämonen / Kann Liebe nicht in ihren Herzen thronen“. Damit klingt das zweite Grundthema des Stückes an: neben der Ausrottung des Heidentums und der Einführung des Christentums der Kampf der Dämonen gegen die Heiligen. Die Heiligen, die mit der „Welt und Sünde ringen“ auch in ihren eigenen Herzen, sind vor allem „ein liebend Paar“, Malgona, die masowische Prinzessin, und ihr Gatte Warmio, der preußische Königssohn. Sie siegen, „ob auch die Hölle wütet“.

Der erste der drei Aufzüge des Dramas führt uns also an die ostpreußische Küste. Männer und Frauen huldigen dem Wellengott Bangputtis, der „mit gewaltigen Flügeln Wind und Wellen auflegt“ (so Werner in seinem historischen Vorbericht) und damit den kostbaren Bernstein an den Strand spült. Der alte Ollo trifft Anordnungen für die Tagesarbeit. Als Gegenspieler dieser Gruppe lagern – ich hätte fast gesagt: lungern – abseits die Preußen um den Prinzen Samo und die Feldherren Silko und Glappo. Sie hassen die Arbeit der andern und rühmen das freie Leben des Jägers. Ihre Devise: „Brecht die Zäune – schleift die Hütten. / Stellt euch in des Forstes Mitten. / Wo die Auerochsen ziehn!“ Schuld an allem geben sie dem König, Gesetzgeber und Religionsstifter Waidewuthis, der sich inzwischen aber als Oberpriester (Crive) in den Heiligen Hain Romowe zurückgezogen hat. Von seinen zwölf Söhnen haben wir zwei bereits kennengelernt: Warmio und Samo. Der Richter stellt sie uns als preußische Unterkönige (Sczupane) vor. Warum wählte er gerade diese beiden aus? Weil sie preußische Landschaften repräsentieren, die Werner besonders liebte. Samo vertritt das seiner Vaterstadt benachbarte Samland, Warmio soll, wie Werner in seinem Vorbericht schreibt, dem durch seine lieblichen Weiber und Wallfahrtsorte gesegneten Ermland den Namen gegeben haben. Von den ermländischen Wallfahrtsorten hatte es Werner ebenso wie E. T. A. Hoffmann Heiligelinde besonders angetan.

Zurück zu Waidewuthis. Er hatte die Preußen mit glatten Worten schlau eingelullt, indem er ihnen das Beispiel vom Bienenstaat vortrug, in welchem ein jeder seinen Platz und seine Arbeit hat unter der Leitung des Weisels. So hat Waidewuthis das Gemeineigentum in Privateigentum umgewandelt. „Dann teilt er nach Maßen die Äcker und Felder, / Was alles gemein war, den einzelnen zu.“ Die Folge: „Da drückten Sorgen die nächtliche Ruh.“ Mit dem Besitz

kamen die Angst um seine Bewahrung und das Streben nach seiner Vermehrung. Der polnische Germanist Gerard Koziętek drückt dies so aus: „Die ehemals rauhen Jäger und furchtlosen Krieger sind zu seßhaften Bauern und friedsamem Fischern geworden; einst Herren sind sie nun Knechte. Urheber der Erschaffung war ihr erster König Waidewuthis“⁴⁾. Diese Worte Kozięteks lassen ein Bedauern über das Ende des paradisischen Zustandes, einer Art Ur-Marxismus erkennen. Eine solche Ansicht ist so ungewöhnlich nicht, hat man doch auch bei den Steinzeitmenschen einen solchen Ur-Marxismus feststellen zu können geglaubt. Sehr betrübt ist Glappo auch darüber, daß Waidewuthis die Einehe eingeführt hat: „Der Starke, geschaffen von brünstigen Freuden, / An eine wird er wie ein Nagel geschlagen. / Wir jagen entkuppelt die Hunde zur Heiden, / Und sollen gekuppelt uns Freude erjagen; / Und wollen des Ehejochs Ketten wir trennen, / So läßt er uns gnädigst zu Asche verbrennen.“ Doch dies Klagelied Glappos über die Einehe findet bei den preußischen Frauen keine Zustimmung: „Heil unserm Crive!“ rufend, preisen sie den, der sie begründet hat.

An die eigentliche Dramenhandlung führt uns eine Bemerkung Silkos heran. Konrad, der Herzog von der Masau (d. h. Masowien), sei nach Krakau gereist, um von dort Hilfe gegen die Preußen zu holen. Silko warnt: „Preußen erliegt der feindlichen Macht, / Nimmt es sein Heil nicht beizeiten in acht“. Erfüllt von düsteren Ahnungen ist auch Pregolla, die Gattin Samos. Dieser selbst verkündet der Schreckliche: Sein Bruder Warmio ist nicht nur von den Polen gefangen worden, er hat in Plock sogar den schönsten Glauben der Christianer angenommen, und er wird sich, um das Maß des Unheils voll zu machen, demnächst mit Malgona, der Tochter des Herzogs Konrad, vermählen. Eine neue Hiobsbotschaft bringt ein Bote des Crive. Waidewuthis wurde berichtet, dem Meer sei eine Mannerschar entstiegen, „An Tracht, Gestalt und Ton den unsern gänzlich fremd, / Auch nicht den Polen gleich, doch stattlicher Gebärd‘. / Die Schultern hatten sie mit Mänteln sich bedeckt, / Auf deren weißem Schnee ein schwarzes Kreuz entglänzt. / Brust, Bauch und Hüften war von Stahl, die Füße selbst. / Was sie gesprochen, kunnt' der Bote nicht verstehn, / Doch ihn bedunkt's, als ob von Konrad sie geredt. / Dann han sie wie das Vieh zum Boden sich gestreckt. / Und Gras und Kraut gefressen.“ Dieses seltsame Verhalten der deutschen Ordensleute, um die es sich hier handelt, erklärt Werner in einer reizenden Fußnote: „Diese Bemerkung machten die Preußen wirklich bei der ihnen bis zur Ankunft des Ordens unbekannt gewesenen Sitte der deutschen Ritter – Salat zu essen.“ Ehe ihm das Erscheinen der deutschen Ritter auf preußischem Boden gemeldet wurde, hatte der Crive Waidewuthis eine Vision: Ihm nahte ein Traume „hold und erst ein Weib in fremder Tracht / Mit einer Perlenkron' bedeckt das goldne Haar, / Mit Sternen reich geziert ihr himmelblau Gewand; / Zu Füßen wölbt sich ihr des Mondes Feuerglanz, / Ein zartes

4) G. KOZIĘTEK, Das dramatische Werk (s. Anm. 8), S. 109.

Knäblein trug sie auf dem rechten Arm, / Und einen Lilienzweig umschloß die linke Hand.“ Mit dem Lilienzweig berührte die Erscheinung, mit der natürlich die Jungfrau Maria gemeint ist, den sie bedrängenden Preußengott Perkunos – und der Gott versank in Asche. „Geht nicht nach Polenland!“ läßt der Crive die Preußen durch den Boten beschwören. Doch diese hören nicht auf ihn. Unter der Führung Samos brechen sie auf zum Kampf gegen die Masowier.

Hat uns Werner im ersten Akt ein breites Gemälde der Welt der Preußen, wie er sie sieht, gezeichnet, so führt er uns im zweiten zu den Polen. Vorerst aber geleitet er uns noch ins Lager der Ordensritter. Konrad von Landsberg und Otto von Saleiden, so heißen die beiden, sind inzwischen mit ihrer stattlichen Begleitmannschaft bis in den Raum von Plock vorgedrungen. Es war ein gefahrvoller Weg, zwölf Landsknechte sind bereits von „gelbgelockten Teufeln“ aus dem Zug herausgeholt und ermordet worden. „Der Henker hol' das Heidenvolk!“ schimpft ein Landsknecht. Ein anderer: „Hätt' ich's der Heil'gen Jungfrau und dem Pater / nicht angelobt – hol' mich der Gottseibeius! / – Ich säß' im Vogtland hinterm Ofen! –“ Das kleine Ordensheer hätte sich nicht bis hierher durchgeschlagen, hätte sich ihm nicht ein Mann beigesellt, der es sicher von der Küste bis an die mittlere Weichsel führte. Dieser Lotse ist ein Spielmann, der eine Zither in der Hand trägt. Werner stellt ihn uns als den Geist des von Preußen erschlagenen Bischofs Adalbert vor. Mit ihm bricht ein mythisch-mystisches Element in die rationale Handlung ein, das für Werner ungemein charakteristisch ist. Wir werden dem Spielmann im Verlauf der Handlung immer wieder begegnen. Werner hat ihn ja, wie wir schon hörten, geradezu zur Hauptperson seines Stückes erklärt. So dankbar die deutschen Ordensleute dem Spielmann sein müssen – er ist ihnen ein Rätsel.

Auf der Feste Plock, wohin uns die folgende Szene führt, hat soeben die Trauung von Warmio und Malgona stattgefunden. Sie wurde von Bischof Christian vorgenommen. Dieser ist eine historische Gestalt. Zisterziensermönch aus dem Kloster Łęko in der Diözese Gnesen, wurde er auf Grund seiner Bekehrungserfolge bei den Preußen von Papst Innozenz III. 1215 in Rom zum Bischof von Preußen geweiht. Doch kamen seine weiteren Bekehrungsversuche, die er vom Kulmerland aus vornahm, infolge des Widerstandes der Preußen nicht recht voran. Gegen deren Einfälle ins Kulmerland wie auch in Masowien und Kujawien – diese beiden polnischen Herzogtümer bildeten in kirchlicher Hinsicht die Bistümer Plock und Włocławek (Leslau) – richtete Christian zunächst Hilferufe an Deutschland und den Papst Honorius III. Obschon dieser zu Kreuzfahrten ins Preußenland aufforderte, tat sich wenig, die Kreuzzugsstimmung war weitgehend verfliegen. Da erging 1226 das bekannte Anerbieten des Herzogs Konrad von Masowien an den Deutschen Ritterorden. An ihm soll auch der Bischof Günter von Plock beteiligt gewesen sein. Zacharias Werner schreibt in seinem Stück die Initiative bei der Berufung des Ordens Bischof Christian zu. Offensichtlich faßt er die beiden Bischofsgestalten in eine zusammen, die er

Christian nennt, weil ihm der Preußenmissionar als der bedeutendere von beiden erschien. Mit dem Gespür des Dramatikers für Kontrastwirkungen stellt Werner den nüchternen Wirklichkeitsmenschen Christian dem mystischen Spielmann Adalbert gegenüber⁵⁾.

Das Hochzeitsmahl ist bereitet. Der schurkische Kastellan Falsenski und der in Bauerntracht ins Schloß gelangte Jude Stephany schmieden einen verräterischen Plan. Der preußische Prinz Samo soll, als Sklave verkleidet, nachts, wenn alles vom Hochzeitswein berauscht ist, in die Burg gelassen werden. Er will Malgona töten und seinen Bruder Warmio wegführen. Die Herzogin Agaphia – ihr Mann Konrad weilt bekanntlich in Krakau – soll ebenso wie der Hetman, der Befehlshaber der herzoglichen Truppen, glauben gemacht werden, daß die Preußen noch eine weite Strecke von Plock entfernt sind. In Wirklichkeit stehen sie zu der Nachtstunde vor den Toren der Festung. Doch die umsichtige Herzogin trifft alsbald Anordnungen zu deren Verteidigung. Für die Verpflegung der Truppen soll vor allem Sauerkraut und Branntwein beschafft werden. Dazu wieder eine gepfefferte Fußnote Werners: „Dem polnischen Pöbel, nebst dem Ablaß, so gut als panis et circenses [Brot und Zirkusspiele]“.

Dann aber treffen die deutschen Ordensritter auf der Burg ein. Eine große Szene⁶⁾. In ihrem Aufbau und der Zeichnung der einzelnen Personen beweist gerade auch sie wieder die Gestaltungskraft des Dramatikers Werner. Auch wenn er selbst nicht auftritt: Beherrscht wird die Szene in ihrem Beginn von der mächtigen Persönlichkeit des Ordenshochmeisters Hermann von Salza, der die beiden Ritter nach Plock entsandt hat. Werner hat die geschichtliche Größe Hermanns sehr wohl erfaßt. Von den Gestalten der Szene beeindruckt uns aufs stärkste die wahrhaft herrscherliche Erscheinung der Herzogin Agaphia, neben welcher der abwesende Herzog Konrad als unfähiger Schwächling hingestellt wird. Nach dem Empfangszeremoniell kommt man zur Sache: dem Kampf gegen die andringenden Preußen. Konrad von Landsberg entwickelt einen Plan zur Abwehr und zum Gegenstoß. Der Hetman Lassocki, ein Kujawier, ist von ihm begeistert, die anwesenden Magnaten, die Herren vom masowischen Hochadel, sind es weniger. Doch setzt sich der Hetman durch; Konrad wird zum Oberbefehlshaber des gesamten Heerhaufens aus Polen und Deutschen bestimmt. Lassocki zu Konrad: „Ihr seid der Führer! – Wer gegen uns, sei's Preuße oder Polack: Mein Sarras übern Kopf ihm! –“ Die Magnaten wie Lassocki spre-

5) Zwischen dem historischen Christian und dem Orden kam es bald zu starken Spannungen, weil sich der Bischof von diesem verdrängt fühlte, vgl. E. CASPAR, Hermann von Salza und die Gründung des Deutschordensstaates in Preußen, Tübingen 1924. Die inzwischen schon klassisch gewordene Darstellung des von 1920 bis 1929 an der Königsberger Universität lehrenden Geschichtsforschers gibt den neuen geschichtlichen Rahmen, in den wir Werners Werk hineinzustellen haben.

6) Sie ist im Anschluß an den in Anm. 2 genannten Aufsatz im Originaltext wiedergegeben (S. 111-118).

chen fleißig dem Hochzeitstrunk zu. Der derbe, aber grundehrliche und seiner Herrin bis in den Tod ergebene Hetman nimmt unter seinem Einfluß kein Blatt vor den Mund über den Herzog, den er den jämmerlichsten Kerl auf Gottes Welt nennt. Als Otto von Saleiden sich wundert, daß Frauen wie Agaphia und Malgona an einen solchen Unhold gebunden sind, antwortet Lassocki: „Wundert’s Euch? / Es ist nichts Neues hier in diesem Lande! – / Hier ist das Weib der Kopf, die Brust, die Arme; / Der Mann als Rumpf schleppt so sich drunter durch, / Solang ihn seiner Bauern Füße tragen.“ Wir werden uns gerade an dieser Stelle daran erinnern, daß Werner ausdrücklich betont hat, seine polnischen Gestalten genau nach dem Leben gezeichnet zu haben. Auf Bitten Agaphias wird Warmio in den Deutschen Ritterorden aufgenommen, da er verheiratet ist, als Verbündeter. Einige Unruhe bewirkt die Anwesenheit des Spielmanns, mit dem man auch hier nichts Rechtes anzufangen weiß, vor allem nicht der Bischof Christian, der verstört die Szene verläßt. Auch die Magnaten ziehen sich allmählich zurück. Taumelnd folgt ihnen wenig später der Hetman. Zuvor hat er noch das Credo seiner Schicht des niederen Adels verkündet, die der in Allenstein geborene polnische Schriftsteller Tadeusz Nowakowski in seinem Buch über die Radziwills „fratres bene bibentes“, die wacker zechenden Brüder nennt: „Fünf Liebchen nur behagen unserm Magen: Gold, Mädels, Branntwein, Gaul und Schutzpatron!“

Nachdem auch der Spielmann gegangen ist, bleiben auf der Bühne nur Agaphia und die Ordensritter sowie das junge Paar zurück. Agaphia hat schon vorher bedauert, Hermann von Salza, den sie den ersten Held der Christenheit nennt, nicht persönlich kennenlernen zu können, und sich von Otto von Saleiden von der prunkvollen Hochzeit Kaiser Friedrichs II. mit Jolanthe, der Königin von Jerusalem, berichten lassen. Sie gibt den Rittern jetzt ein Bild von der Lage Masowiens, die zu dem Hilferuf an den Orden führte. Alle Bemühungen, der Preußen Herr zu werden, seien bisher erfolglos geblieben. Auf den Einwurf Konrads von Landsberg, daß dies doch mit vereinten Kräften hätte gelingen müssen, entgegnete die Herzogin: „Vereint? – Dann kennt ihr noch den Polen nicht! – Heut’ tollkühn, morgen scheu, nachdem der Wind weht; / Geschäftig, uneins stets und nie bedacht, / Greift jeder alles anders an, und unrecht / Sorgt jeder emsig für sein eigen Heil, / Und keiner kümmert sich ums allgemeine; / Uneingedenk, daß, wenn der Staat zerfällt, / die eigene Hütte doch in Trümmer sinket.“

Das Gespräch wird jäh beendet durch die Meldung von der Ankunft der Preußen. Die Herzogin und die Ritter eilen hinaus, zurück bleibt das junge Paar. Samo kommt, seinen Bruder wegzuführen. Als Warmio sich weigert mitzugehen, will Samo, wie vorgesehen, Malgona erschlagen. Der Spielmann tritt wieder ein. In ihm erkennt Samo die furchtbare Erscheinung, die ihn in der Nacht zuvor bedrängt hat. Er läßt von Malgona ab und flüchtet. Zuvor erschlägt er noch den hereintretenden Kastellan. Wenn er damit beabsichtigt hat, Warmio als dessen Mörder hinzustellen, so hat er dies erreicht.

Die auf der Suche nach Samo eindringenden Polen halten ihn jedenfalls dafür und wollen Warmio als Verräter umbringen. Konrad von Landsberg nimmt ihn jedoch, da er dem Orden angehört, als seinen Gefangenen in Anspruch und läßt ihn auf eine Weichselinsel schaffen.

Meisterlich gebaut ist gleichfalls die erste Szene des Schlußaktes. Sie imponierte auch Iffland, der ihr Shakespearesches Format zugestand. Der Saal auf dem Schloß Plock wird durch eine Kapelle abgeschlossen, in welcher vor dem Altar des hl. Adalbert der Bischof Christian in Pontificalibus steht, „die Inful auf dem Haupte“, so wieder Werner. Malgona wird in Pilgerkleidung vom Spielmann abgeholt. Er will sie auf die Insel zu Warmio geleiten. Mittels der Mauerchau erleben wir den Sturm der Preußen auf die Burg. Die Lage der Verbündeten erscheint verzweifelt. Agaphia sieht den Tod vor Augen. Christian und die ihn umgebenden Priester beten unaufhörlich: Miserere, miserere, Domine!, dann – so Werner – „ohne Melodie durcheinanderschreiend“: Kyrie eleison! Kyrie! Miserere! In höchster Not: Ex profundis! Das hereindrängende Volk fleht die Muttergottes an. Auf einmal der Ruf des Wächters vom Turm: „Sie fliehen!“ Was ist geschehen? Der Spielmann schreitet, Malgona auf seinen Schultern tragend, durch die Reihen der Preußen, die heulend vor ihm weichen. Auf den unverhofften Sieg läßt Werner die Bundesgenossen entsprechend ihrem Temperament reagieren. Die Polen: „Schon jagen / Die polnischen Schwadronen jauchzend heim.“ Dagegen die Deutschen: „Und langsam, in geschlossnen Reihen, schreitet / Das Ordensvolk mit Chorgesang.“

Der letzte Auftritt: Am Weichselufer wartet das polnische Fischermädchen Doročka auf Malgona, um sie auf Geheiß des Spielmanns zur Weichselinsel zu bringen. Malgona kommt, immer noch im Pilgerkleide, aber allein. In ihrer äußersten Not schwört sie, der Erfüllung ihrer irdischen Liebe zu entsagen, wenn sie mit Warmio zusammengeführt wird. Stephany taucht auf; er will Malgona, die er erkennt, umbringen, doch trifft ihn selbst der Todesstreich Doročkas. Diese führt Malgona hinüber zur Insel. Dort finden Malgona und Warmio endlich einander wieder. Eingedenk des Gelübdes, das sie vor der Überfahrt abgelegt hat, weigert sich Malgona, dem Verlangen Warmios nachzugeben. Als sie aber seinem Drängen doch zu erliegen droht, schwankt sie zu einem Marienbild: „Höre du Segnende, / Sünden Begegnende, / Mutter der Gnaden mich! / Blitze entladen sich, / Treffen mich zündend hier, / Sünd', ich erliege dir!“ Da fällt aus ihrem Gewand eine Monstranz, die ihr der Spielmann mitgegeben hat. Malgona wird sich ihres Schwures wieder bewußt und erhebt, so Werner, die Monstranz mit Inbrunst. Warmio wird von ihrer heiligen Begeisterung mitgerissen. Der Spielmann, welcher der Wiederbegegnung von Malgona und Warmio von einer Höhe beigewohnt hat, preist ihren Entschluß zur Entsagung: „Ihre Seelen sind gewonnen, / Wenn des Fleisches eitle Wonnen, / Staub im Staube sich verloren!“

Inzwischen ist auch ein preußischer Stoßtrupp, dem noch der ster-

bende Stephany den Weg gewiesen hat, nach der Insel übergesetzt und überfällt unser Paar sowie die Gefangenenwache. Zum zweiten Male will Samo, der Führer des Haufens, Malgona erschlagen, da trifft ihn der tödliche Hieb seines Bruders Warmio. Entsetzt ergeben sich die beiden Liebenden den Preußen, die sie zu Waidewuthis bringen werden. Silko, nunmehr Oberbefehlshaber der Preußen, befiehlt: „Der uns den Willen hat gebrochen – / Vernichtung nun dem Waidewuth! – / Schleppt beide hin zu seinem Haine, / Er sterb', wenn er sie sterben sehn! / Bei ihres Scheiterhaufens Scheine / Soll Wolenskraft uns auferstehn!“

Doch der Spielmann, dem der Dichter das letzte Wort gibt, sieht es anders als Silko: „Geweissagt hat er's, nicht verstanden, / Was meines Glaubens Augen sehn, / Das Leben wird aus Todesbanden, / Wie jetzt die Sonne, auferstehn. / Das Kreuz verscheuchet die Dämonen / Vom klippenvollen Meeresstrand, / Auf zweier Treuer Marterkronen / Erhebt's der Herr mit starker Hand!-“

Der Opfertod von Warmio und Malgona, der die Einführung des Christentums in Preußen besiegelte, sollte Gegenstand des zweiten Teiles des Dramas sein. Werner hat ihn, wir sagten es schon, nicht vollendet und auch die bereits geschriebenen zweieinhalb Akte nicht veröffentlicht.

Mit verständlichen Hoffnungen hatte Zacharias Werner der Antwort des Berliner Theaterzaren entgegengesehen. Sie fiel zu seinem größten Schmerz negativ aus. Stoffliche, formale und politische Gründe gab Iffland für seine Ablehnung an. Der entscheidende: Das Drama war ihm zu katholisch. Er hatte ein vaterländisches Schauspiel erwartet, worauf auch der ursprüngliche Titel „Die Eroberung Preußens“ deutete. Das Stück aber, das ihm Werner unter dem bezeichnenden neuen Titel „Das Kreuz an der Ostsee“ vorlegte, fand seinen Beifall nicht. Ein Diener der preußischen Monarchie dürfe keinen katholischen Stoff wählen, gab er Werner unmißverständlich zu verstehen.

Daß es sich hier um einen katholischen Stoff handelte, wie sich Iffland ausdrückte, brauchen wir nach der Inhaltsangabe nicht weiter zu belegen. Stellen wir gleich die Frage: Wie kam der Protestant aus Königsberg, wenn nicht Schüler, so doch Hörer Kants, Mitglied der Freimaurerlogen von Königsberg und Warschau dazu, einen solchen katholischen Stoff zu wählen? Werner hat in einem ausführlichen Brief an Iffland sein Stück und seine künstlerischen Absichten verteidigt. Die Tragödie sei, führt er aus, ursprünglich ein wesentlicher Teil des religiösen Kultus gewesen. Die Kluft, die sich dann zwischen Kunst und Religion aufgetan habe, zu überbrücken, sei die Aufgabe des romantischen Dramas. Der Tragödiendichter bedürfe einer bestimmten Mythologie, wie sie die alten Griechen in ihrem Götterglauben und den auf ihm beruhenden Sagen vom Trojanischen Krieg, dem König Ödipus usw. hatten. Mit Hilfe einer solchen Mythologie soll die Tragödie im Menschen den Sinn für das Übersinnliche, Unendliche, Göttliche wecken. Als auf den Trümmern des Heidentums, schreibt Werner an Iffland, das Christentum entstand –

er spricht schon hier vom Katholizismus –, träten seine heiligen Gebräuche gleichsam an die Stelle der Tragödie, Christus, „der reinste Herold einer Tragödie“, wie ihn Werner nennt, war dem Volke durch „einen fortwährenden religiösen Kultus stets vergegenwärtigt“, seine Erscheinung war „bei jedem Meßopfer, und in dem Sinne war in den schönen Zeiten des Katholizismus jede Messe dem Volke eine göttliche Tragödie.“

Aber die Religion verfiel, fährt Werner fort, doch blieb ihr Keim wie der des Kunstsinns in den Menschen, da sie ihnen von der gütigen Natur mitgegeben sind. Und die beiden, Religion und Kunst, finden auch immer wieder zusammen. Nach dem für die Kunst so wohlthätigen Mittelalter – eine besonders bemerkenswerte Formulierung Werners – ist Shakespeare, dieser göttliche Mensch, von der Vorsehung (Werner sagt Vorsicht) auserwählt worden, um die lebendigste Menschheit mit den Tiefen der Religion zu vereinen. Aber Shakespeare starb, ohne eine Dynastie begründet zu haben, d. h. ohne Nachfolger zu hinterlassen, die in seinem Sinne weiter dichteten. Des großen Friedrich Schiller durchdringendem Geist sei, erklärt Werner dann, es nicht entgangen, daß Religion der Inbegriff der Tragödie sei. Da aber das Romantisch-Katholische – für Werner decken sich, wie wir schon gemerkt haben, die Begriffe romantisch und katholisch – Schiller nicht lag, habe sich dieser im Anschluß an die Antike seine eigene tragische Religion geschaffen, so in der „Braut von Messina“. Beim „Wallenstein“ habe er sich mit dem Sternenglauben beholfen. Die „Jungfrau von Orleans“ sei wohl in katholische Form gegossen, nicht aber katholisch gedacht wie das „Kreuz an der Ostsee“. Immerhin beweise der größere Anklang, den die „Jungfrau von Orleans“ gegenüber der „Braut von Messina“ und Goethes „Iphigenie“ beim Publikum finde, daß dieses den Sinn fürs Romantische nicht ganz verloren habe. Kategorisch erklärt Werner: „Wir dürfen bei Schiller nicht stehenbleiben!“ Darum fühlt er sich berufen, eine Reform der tragischen Bühne in der Art des „Kreuzes an der Ostsee“ durchzuführen. Dabei sollte ihm Iffland helfen. Weil sich aber der führende deutsche Theatermann weigerte, das romantische Musterdrama – wie Koziłek das „Kreuz“ genannt hat – auf die Bühne zu bringen, war Werners Bemühen schon im Ansatz gescheitert. Und seine Enttäuschung war riesengroß.

Wir vernahmen soeben Werners Behauptung, sein Stück sei katholisch gedacht. Läßt sich daraus auf seine eigene Einstellung schließen, in der Weise, daß er in dem Katholizismus mehr sah als eine Fundgrube für Dramenstoff? Werner hat eine solche Annahme immer wieder heftig zurückgewiesen. Er will den Katholizismus nur als Kunstmythologie gelten lassen, nicht als Glaubenssystem. Die Bühne hat mit dem Kirchenglauben nichts zu tun, erklärt er. Seine Abneigung gilt dabei aber nur dem Katholizismus, wie er sich ihm zu seiner Zeit darbietet. Er spricht von ihm stets als dem krassen Katholizismus. Vom Katholizismus, wie er einstmals war, und den er den echten nennt, ist er sehr angetan. Dem Grafen Brühl schreibt er, er verabscheue den krassen Katholizismus, der zum Ungeheuer ent-

artet sei. Auch Iffland läßt er wissen, daß der krasse Katholizismus gewiß keinen ärgeren Feind habe als ihn. Und dem Königsberger Freund Scheffner versichert er, wenn er im „Kreuz an der Ostsee“ auf katholische Mythen zurückkomme, werde bei ihm kein vernünftiger Mensch die Tonsur wittern, so wenig dieser den Sokrates, wenn er die griechischen Mythen gebrauche, für einen Heidenpaffen halten werde. Nun, es scheint, daß doch welche, um es in Werners eigenen Worten zu sagen, bei ihm die Tonsur gewittert haben und daß er, um dem Verdacht zu entgehen, er sei ein Geheimkatholik, besonders kräftig auf den krassen Katholizismus eingeschlagen hat. Die Frage, ob schon der Dichter des „Kreuzes“ über den rein künstlerischen Bedarf an Katholizismus hinaus diesem weitergehend verpflichtet war, ist jedenfalls schwer zu beantworten. Auch im Hinblick auf seine spätere Konversion möchte man sie bejahen, doch ist dazu sogleich festzustellen, daß diese primär in Werners seelischer Not begründet war, als daß sie ein Bekenntnis zum „Glaubenssystem“ (um sein eigenes Wort zu gebrauchen) der katholischen Kirche darstellte. Werner erweist sich in diesem Punkte wieder als der schwierige Fall, als der er uns auch sonst immer begegnet.

Unmöglich fand Iffland die Gestalt des Spielmannes Adalbert. Eben dieser aber ist, wie Werner selbst sagt, die Hauptperson in seinem Stück. Mit ihm bricht, wie wir bereits hörten, ein überweltliches Element in die Spielhandlung ein, dessen Werner in seinem romantischen Drama nicht entbehren zu können glaubte. Wir haben hier ein bezeichnendes Beispiel dafür, wie Werner eine geschichtliche Gestalt ins Sagenhafte versetzt, sie also mythisiert. Er rechtfertigt sich für die Wahl seines Helden vor Iffland: „Ich nahm den Adalbert, weil die dunkle Zeit, in der er lebte, der romantischen Dämonenwelt günstig war.“ Je weiter die Zeit zurückliegt, je „dunkler“ sie also ist, um so geeigneter erscheint sie dem Romantiker Werner für eine Behandlung in der Tragödie. Ist der Stoff allzu bekannt, darf der Tragödiendichter nicht zu ihm greifen – es sei denn, er mythisiert ihn für seinen Gebrauch, wie es hier Werner mit Adalbert getan hat.

Der geschichtliche hl. Adalbert starb bekanntlich im Jahre 997 bei der Missionierung der Preußen den Märtyrertod. Er war seitdem ein Gegenstand großer Verehrung vor allem im ganzen europäischen Osten. 1302 soll zu seinen Ehren die erste Kathedrale in Königsberg geweiht worden sein. An der Stelle, wo er erschlagen worden sein soll, errichtete man ein Holzkreuz, das unserem Drama seinen Namen gegeben hat. Es wurde im vorigen Jahrhundert durch das uns bekannte schmiedeeiserne Kreuz ersetzt. Allerdings ist Adalberts Todesstätte nicht dort, sondern westlich des Frischen Haffs zu suchen.

Unbekümmert verpflanzte Werner seinen Adalbert vom 10. ins 13. Jahrhundert. Wie der historische Adalbert wallfahrtete er nach Rom und zog von dort nach Polenland und weiter an die Küste zu den Preußen, die aber – so Werner – der Buße Psalmen nicht hören wollen. Vor ihnen verbarg er sich – nun löst sich Werner endgültig

vom historischen Geschehen – in einer Höhle am Ostseestrand. Hier sagte ihm eines Tages die Stimme des himmlischen Vaters, er solle die Männer, die mit löblichem Gemüt und frommen Sinnen hergekommen seien – also die deutschen Ritter – sicher zu dem Ziel ihrer Reise führen. In unserem Stück greift er überall dort in die Handlung ein, wo es gilt, diese gemäß seinem göttlichen Auftrag zu steuern.

Die Frage nun, warum der Dichter Adalbert gerade einen Spielmann sein läßt: Der Spielmann ist ein Künstler, und die höchste Aufgabe der Kunst ist es ja nach Werner, die Menschen zu vergöttlichen. So tritt der Spielmann in seinem Drama als Mittler zwischen Diesseits und Jenseits auf. Er trägt das Göttliche an die Menschen heran und führt diese zu ihm hinauf. Er gewinnt vor allem Malgona für die Bereitschaft zum Opfer und hilft ihr, ihrem Vorsatz treu zu bleiben. Was dem historischen Adalbert nicht gelang, die Preußen zu bekehren, sollen hier in unserem Stück mit Hilfe des zu einer mythischen und mystischen Gestalt umgeformten Adalbert Malgona und Warmio durch ihren Opfertod bewirken. Wo der Spielmann im Drama auftritt, umgibt ihn eine Aura ganz besonderer Art. Der Bischof Christian drückt dies so aus: „Ein überirdisch Wesen ist uns nah – / Ich fühle wohl sein Weh'n in meinem Innern, / Doch weiß ich nicht, von wannen, noch wohin.“ Und die Herzogin Agaphia: „Ein schauerlicher Greis / – Der Boden zittert, / So mächtig tritt er auf.“ Dunkel wie sein Wesen ist auch seine Sprache. Seine Worte zu Agaphia, als diese ihn fragt, wohin er mit dem Pilger wolle, der, in der Verkleidung von der Herzogin nicht erkannt, ihre eigene Tochter Malgona ist: „Ihn leiten / Durch Nacht und Graus und Dämmer-schein, / Ein Lager ihm in Glut bereiten, / Und wenn er aufwacht, um ihn sein! / Ihn bergen in der Sonnenlaube, / Wo, fünfgeröhrt, der Quell entspringt, / Der, rosenrot, aus grünem Staube / Ins ewige Weltmeer sich ergießt.“ „So geht –!“ vermag da Agaphia nur zum Spielmann zu sagen, und wir werden, nachdem wir diese verwirrenden, freimaureisch klingenden Töne vernommen haben, Verständnis für sie haben, wenn sie fortfährt: „Nur quält den armen Kopf mir nicht, / Ich bin schon selbst halb wahnsinnig.“ Wenn der Name Jesu Christi fällt, erscheint über dem Haupt des Spielmanns regelmäßig ein Flämmchen. Es ist jedenfalls kein Wunder, wenn der Vernunftsmensch Iffland mit dieser Gestalt nichts anzufangen wußte. Aber auch wir können ihn uns schlecht auf der Bühne vorstellen. Die Grenzen des romantischen Dramas, als dessen bedeutendster Vertreter Zacharias Werner gilt, werden gerade an dieser Gestalt des Spielmanns deutlich sichtbar.

Nach dem Spielmann und eng mit ihm verbunden ist die Prinzessin Malgona, Tochter des Herzogs Konrad und seiner Gattin Agaphia, die zweite Hauptperson des Dramas. Werner hat in ihr seiner dritten Frau, wie man so sagt, ein literarisches Denkmal gesetzt. Von den Frauen, die Werner über den Weg gelaufen sind, hat er seine dritte Frau, die schöne Margarete Marchwiatowska, Tochter eines Warschauer Schneidermeisters, am meisten und auf seine Weise am

reinsten geliebt. Auch als sie sich in Berlin von ihm scheiden ließ, um den Geheimen Kriegsrat Kunth, einen engen Mitarbeiter des Freiherrn vom Stein, zu heiraten, bewahrte er ihr seine Zuneigung, wohl wissend, daß er in seiner beispiellosen Ichbezogenheit zum Ehemann am allerwenigsten taugte.

Zacharias Werner hat die Malgona seines Stückes das „Ideal der heiligen romantischen Liebe“ genannt. Wieder das Eigenschaftswort „heilig“. Wie die Kunst, verkörpert im Spielmann, hat auch die Liebe, hier in Gestalt der Malgona, Mittlerin zwischen Gott und den Menschen zu sein. Es entspricht Werners Liebesauffassung, zu deren Verständnis man auf den Einfluß Jakob Böhmes hingewiesen hat, daß Malgona nicht trotz ihrer irdischen Liebe, sondern durch sie zur Gottesliebe vordringt. Nach der Trauung stellt sie sich noch die Frage, wen sie wohl stärker liebe, Warmio oder Christus, eine blasphemische Frage, wie Bischof Christian meint. Sie entgegnet, der Heiland, „der mir ins Herz die Liebe flößte, / . . . Der uns am Kreuz durch Liebe frei gemacht“, kann sie nicht verdammen, wenn sie in Freiheit die Liebe zu Warmio wählt. Aber schon hier klingt an, was ihr und Warmio bestimmt ist – der Opfertod: Doch fügt sie hinzu, „gelt es Christus' heilig' Werk – den Tod / Für seines Glaubens Ehre – Warmio! – / Ich – Gott – ja freudig schmückt' ich dich zum Opfer“. Entscheidend für sie ist die Begegnung mit dem Spielmann. Sie versteht als einzige sein Lied auf der Hochzeitsfeier, in welchem er das Opfer des „Schönen“ fordert. Leise bemerkt sie zu ihm: „Ich – Sünd'ge?!-“ Er antwortet: „Du Erlöste! –“ Als Warmio sie aber noch einmal fragt, ob sie „den holden Götterknaben Jesus“ nicht doch mehr liebe als ihn, entgegnet Malgona: „Ich liebe ihn in dir!“ Diese Antwort kann uns nach dem, was wir soeben von Werners Liebesauffassung hörten, nicht überraschen. Iffland aber war von ihr offensichtlich unangenehm berührt. Werner verteidigte sich: Die Stelle sei gewiß eine starke Zumutung, aber sie sei notwendig, um den Charakter Malgonas von vornherein ins rechte Licht zu setzen. Jedenfalls sei die Abendmahlsszene in Schillers „Maria Stuart“ ungleich stärker, und sie werde in Berlin unbeanstandet auf der Bühne gebracht, obgleich es sich um eine verwerfliche Profanation handele.

Von Malgona und Warmio wird nicht das Opfer der Liebe verlangt, wohl aber das ihrer Erfüllung. Malgona trennt sich nicht von Warmio, um ihrem erkannten göttlichen Auftrag gerecht zu werden. Malgona und Warmio bleiben bis zu ihrem gemeinsamen Ende in Liebe beisammen, allerdings in einer Liebe, die sich immer stärker sublimiert, also erhöht und läutert. Von den beiden jungen Menschen wird das Opfer des Verzichts auf die Erfüllung ihrer irdischen Liebe, das Opfer der Entsagung verlangt um ihrer Auserwählung willen, durch die sie berufen sind, den Sieg des Christentums über das Heidentum durch ein weiteres, letztes Opfer zu bestätigen: das ihres eigenen Lebens. Die erste Stufe ihres gemeinsamen Weges, als deren Ziel die irdische Brautnacht erschien, wird – so Birgit Heinemann in einer tiefschürfenden Studie unseres Dramas – überwunden von einer zweiten, auf der die Liebe von Malgona die Reinigung

von allen triebhaften, irdischen, egoistischen Elementen erfährt, so daß beide in Reinheit und Unschuld in die ewige Brautnacht, die Liebe Gottes, eingehen können. Malgona und Warmio sterben, so Birgit Heinemann weiter, in der Nachfolge Christi freiwillig den reinen Liebestod für die sonst verloren gewesenen Heiden in den Flammen des heidnischen Holzstoßes. Sie bringen damit ein stellvertretendes Opfer zur Errettung der Menschheit aus der Gewalt des Bösen. Womit sie, können wir hinzufügen, dem Grundanliegen Werners gerecht werden. Und nach dem, was wir soeben hörten, verstehen wir auch, warum Werner den vorliegenden ersten Teil seines Dramas „Die Brautnacht“ nannte und der zweite abschließend „Opfernacht“ oder „Weihnacht“ heißen sollte.

Malgonas Entschluß zur Entsagung von der irdischen Liebe um der himmlischen willen wird durch ihre Einkleidung in ein Pilgergewand symbolisiert. Warmios Bereitschaft dazu, die uns zunächst nicht ganz überzeugen will, war immerhin durch seine Aufnahme in den Ritterorden vorbereitet. Beide aber sind Menschen von Fleisch und Blut, mit Werners Worten Sündige. Auch Malgona. Dies zeigt sich in der Szene auf der Weichselinsel, als sie schwach zu werden droht. Aber die Monstranz, die Malgona entfällt, macht den beiden ihre göttliche Berufung bewußt. Werner drückt dies so aus: „Christus hüllt die Liebenden in seine Wunden.“ Eine mystische Sprache, für die Verständnis aufzubringen, uns rationalen Menschen des 20. Jahrhunderts nicht leicht fällt, wie schon manche Zeitgenossen Werners seine Liebesanschauungen geradezu als krankhaft empfanden. Das Motiv der Entsagung, das in unserem Drama eine solch entscheidende Rolle spielt, wird nicht zuletzt von Werners eigener Erfahrung bestimmt. Bei seinem Lebenswandel mußte ihm die Entsagung als Ideal vorschweben. Verwirklichen konnte er es vorerst nur in seiner Dichtung. – Bleibt noch ein kurzes, aber höchst bemerkenswertes Gespräch zwischen Malgona und ihrer Mutter vor dem Eintreten der deutschen Ritter zu erwähnen. Agaphia: „Der Besuch bestimmt vielleicht Polens Geschick auf ewig!“ – Malgona: „Auch zum Guten, Mutter?“ – Agaphia: „Schwärmst du wieder, Kind?“

Nachdem wir uns eingehender mit den beiden Hauptgestalten des Dramas beschäftigt haben, kehren wir zu den stofflichen Gründen zurück, die Iffland zur Ablehnung des „Kreuzes an der Ostsee“ bewogen haben. Iffland beließ es nicht bei der Kritik, er schlug Werner Männer vor, die ihm für ein religiöses Drama – wenn dieses schon sein mußte – geeignet erschienen. Er nannte Johann Friedrich I. von Sachsen und Gustav Adolf von Schweden. Beide wurden von Werner nicht angenommen. Johann Friedrich, der den Beinamen der Großmütige führt, sei zu rein, zu tugendhaft, um ein völlig tragischer Gegenstand zu sein, Gustav Adolfs Geschichte spiele zur Zeit des 30jährigen Krieges. Davon habe aber Schiller in seinem „Wallenstein“ das beste Fett abgeschöpft. Um seinen vielen Kritikern endlich den Mund zu stopfen, warf Werner ihnen, um im Bilde zu bleiben, einen besonders saftigen Brocken hin: das Lutherdrama. Über dieses Stück hat sich Werner aufschlußreich und auch amüsant in

einem Brief aus Berlin an seinen Freund Peguilhen vom 11. März 1806 geäußert: „Vom ‚Kreuz an der Ostsee‘ erscheint der erste Teil diese Ostern in Sanders Verlage. Außerdem melde ich Dir, aber mit der ernstlichen Bitte, es niemanden [!] zu sagen, daß ich ein Schauspiel für die hiesige Bühne schreibe, das bald fertig ist und, will's Gott, noch in diesem Sommer gespielt werden wird. Sein Gegenstand ist Dr. Martin Luther! – Das war noch ein Mann! Sieh, der kämpft auch für die Freiheit, aber er war selber frei!“ Womit Werner möglicherweise auf seine eigene Unfreiheit anspielt, die Gebundenheit an eine untergeordnete Stellung, die er stets sehr schmerzlich empfand. Der Freund möge, versichert Werner, angesichts des Lutherdramas nicht glauben, daß er, Werner, darum weniger katholisch sei – Luther sei es gewiß auch gewesen, im echten, höheren Sinne! Da haben wir ihn wieder – den echten Katholizismus, in welchem Werner auch für Luther einen Platz hat. Das Lutherdrama, fährt er in seinem Brief an den Freund fort, solle übrigens für die Quartaner das sein, was die „Talsöhne“ für die Tertianer in der Religion waren und das „Kreuz an der Ostsee“ für die Sekundaner ist. „Für die Primaner kann ich nicht schreiben, denn die lesen keine Komödien mehr!“ Immerhin: Unser Drama steht auf dieser Rangliste an oberster Stelle!

Was die formalen Bedenken Ifflands betrifft: Das Stück hat für ihn zu viele anspruchsvolle Rollen. Verdruß bereitet ihm auch das den jeweiligen Stimmungen angepaßte wechselnde Versmaß. Zudem könnten sich die Schauspieler schlecht in die so weit entfernten altpreußischen Zustände einleben. Wir verstehen, daß diese Einwände Werner angesichts der Möglichkeiten gerade der Berliner Bühne nicht überzeugten.

Schließlich die politischen Gründe, die Iffland gegen Werners Stück anführt. In der Kritik am König Waidewuthis könnte man Seitenhiebe gegen die monarchische Verfassung erblicken. Wie vorsichtig da doch der Intendant des königlichen Theaters war! Zu unserer Überraschung mißfiel Iffland auch die Darstellung der polnischen Magnaten. Fürchtete er die internationale Solidarität des hohen Adels zu reizen, daß die preußischen Adligen die Kritik an den Magnaten auf sich beziehen könnten? Es klingt gewiß nicht freundlich, was Werner den Stephany vom polnischen Hochadel sagen läßt: „Und die Magnaten aufeinander neidisch, / Stets uneins – wie den Tod den Herzog hassend, / Was gilt's – sie würgen sich einander selbst.“ Werner gibt zu, daß seine Schilderung der Magnaten Anstoß erregen könnte, aber, stellt er erregt fest: Sie ist leider Gottes außerordentlich wahr! Hart ins Gericht geht Werner vor allem mit dem Verhalten des hohen Adels gegenüber den Bauern, als dessen Anwalt der Hetman Lassocki, also einer aus dem niederen Adel, auftritt:

„Der Edelmann, der beißt sich wohl noch durch,
Auch macht Gott lob, ein jeder, was er will.
Der arme Bauer – freilich wohl, er ist ein Vieh!
Doch trägt er, wie der Bischof dorten sagt,

Das Bild des Herrn: da muß ein Christenmensch
 Doch Einsicht haben –
 Ein Magnat. Ei, der Bauer ist . . .
 Hetman (*auffahrend und nach dem Säbel greifend*).
 Zum Placken nicht – das mein ich – Meint's wer anders,
 Der melde sich!“

Diese Stelle läßt sehr deutlich Werners soziales Empfinden erkennen. Ohnehin galt für ihn der Egoismus als der schlimmste Feind der Menschheit.

Es erscheint an der Zeit, ein Wort über die Quellen unseres Stückes zu sagen. In dem historischen Vorbericht dazu nennt Werner als solche in erster Linie Christian Hartknochs „Alt- und Neues Preußen“ (Frankfurt 1864) und Ludwig von Baczkos über hundert Jahre später, 1792 in Königsberg erschienene „Geschichte Preußens“. Von Hartknoch übernahm er vor allen den ersten Teil mit den Sagen und Legenden aus der preußischen Welt. Werners Darstellung der preußischen Zustände entspricht gewiß nicht denen, wie sie zur Zeit der Ankunft der preußischen Ritter herrschten. Seine Preußen gehen soeben erst vom Stand der Jäger in den der Ackerbauer über. Die Spannungen, die dieser Prozeß bewirkt, zeigen sich in ihrem unterschiedlichen Verhalten zu Waidewuthis, der die neue Zeit auf Kosten der alten Freiheit oder besser Ungebundenheit heraufführt. Ohnehin eine legendäre Figur – er soll ein Alane gewesen sein, der vom Schwarzen Meer zu den Preußen kam – mythisiert Werner den Waidewuthis noch stärker und läßt ihn geradezu in die Rolle des dämonischen Gegenspielers des Heiligen und der heiligmässigen Menschen Malgona und Warmio hineinwachsen. Als solcher sollte Waidewuthis groß im zweiten Teil unseres Dramas herausgestellt werden. Daß dieser nicht erschienen ist, könnte auch daran liegen, daß Werner mit der ins Gigantische gesteigerten Gestalt des Crive nicht zu Rande kam. E. T. A. Hoffmann nahm an der Entstehung des „Kreuzes“ lebhaften Anteil, zumal es in Gegenden spielte, die auch ihm vertraut waren⁷⁾. Nach Hoffmann soll es Werner nie so ganz klargewesen sein, auf welche Weise das Zerbrechen der höllischen Macht des Waidewuthis am überzeugendsten darzustellen sei. Möglicherweise sollte er sogar zum Christentum übertreten, worauf

⁷⁾Über die zeitweilige Freundschaft zwischen E. T. A. Hoffmann und Zacharias Werner schreibt Josef NADLER (Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften, 3. Aufl., Bd. 3, Regensburg 1931, S. 234 f.): *Hoffmann und Werner hatten zu Königsberg in einem Hause gewohnt und hatten einander nicht gekannt. In Warschau brachte sie Hitzig zusammen. Welche Begegnung dieser zwei Söhne einer Stadt, die nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts eine Fülle genialer Sonderlinge erzeugte und austrug. Hoffmanns „Serapionsbrüder“ bewahren wie in schmucken Dosenbildern Gestalten und Auftritte dieses Warschauer Freundeskreises, so dieses: wie Zacharias Werner das „Kreuz an der Ostsee“ vorliest. „Wie gewöhnlich in der Mitte des Kreises an einem kleinen Tischchen, auf dem zwei helle Kerzen, in hohe Leuchter gesteckt, brannten, saß der Dichter, hatte das Manuskript aus dem Busen gezogen, die ungeheure Tabaksdose, das blauewürfelte, geschickt an ostpreußische Gewebe, wie es zu Unterrocken und andern nützlichen Dingen üblich, erinnernde Schnupftuch vor sich*

auch seine Maria-Vision, die er am Tage der Ankunft der deutschen Ritter am Ostseestrand hatte, hindeuten könnte. Jedenfalls entfernte sich Werner, den sogar Goethe zur Vollendung des zweiten Teiles ermutigt hatte, in diesem immer mehr von den geschichtlichen Vorgängen, getreu seiner Auffassung, daß ein historischer Stoff erst durch seine Mythisierung für die Tragödie geeignet erscheint.

Versetzt Werner seine Preußen in eine weit frühere Zeit, so sind die Polen in seinem Stück, wie wir gleich zum Eingang von ihm selbst vernahmen, Menschen seiner Zeit. Er hat sie also nicht mythisiert, zumal sie nicht die eigentliche Tragödie tragen – Malgona ausgenommen, die darum auch bei aller Liebe, mit der Werner gerade diese Gestalt gezeichnet hat, von ihrer Umwelt auf irgendeine Weise abgelöst erscheint. In den historischen Einzelheiten folgt Werner weitgehend seinen Vorlagen, in diesem Falle Baczko. Das gilt vor allem auch für das Auftreten der Ordensritter in Plock, das er aber mit der Kunst des Dramatikers durch die Betonung der Gegensätze zwischen beiden gestaltet hat. Von den beiden Rittern entspricht der ernste Konrad von Landsberg eher den Vorstellungen, welche wir von einem Ordensritter haben, als sein Mitbruder Otto von Saleiden, der sich offensichtlich an den Ordensregeln reibt. In ihm haben wir einen mehr weltlich gesinnten deutschen Adligen seiner Zeit zu sehen. Otto gewinnt darum auch rascher einige Sympathien seiner polnischen Standesgenossen. Er muß sich jedenfalls von Konrad von Landsberg und auch der Herzogin selbst zurechtweisen lassen, als er dieser unangebrachte Elogen macht. Sonst aber kommt es zwischen den deutschen und den polnischen Edelleuten bald zu Plänkeleien, als wollten sie das vom Hetman zitierte Sprichwort bestätigen: „Solang' die Welt noch Welt ist, der Pol' den Deutschen nie als Bruder küßt!“ Und wenn der Hetman von den beiden Rittern meint: „Zwar Deutsche, doch sie scheinen ehrlich!“, und ein Magnat einfällt: „Wir können's ja mit Deutschen auch versuchen!“, dann gelten diese Vorbehalte eindeutig den Deutschen allgemein und nicht den Ordensrittern und dem Deutschen Ritterorden. Dieser kommt bei Werner insgesamt gut weg, was auch Prorok zugibt und in einigen z. T. gewundenen Sätzen zu erklären sucht, nicht ohne Werner, wenn wir ihn

hingestellt und hingelegt. Tiefe Stille ringsumher! Kein Atemzug! Der Dichter schneidet eines seiner absonderlichsten, jeder Schilderung spottenden Gesichter, und beginnt! Ihr erinnert euch doch, daß in der ersten Szene beim Aufgehen des Vorhangs die Preußen am Ufer der Ostsee zum Bernsteinfang versammelt sind und die Gottheit, die diesen Fang beschützt, anrufen? Also und beginnt: ‚Bankputtis! Bankputtis! Bankputtis!‘ Kleine Pause! Da erhebt sich aus der Ecke die sanfte Stimme eines Zuhörers: ‚Mein teuerster, geliebtester Freund! Mein aller-vortrefflicher Dichter! Hast du dein ganzes Poem in dieser verfluchten Sprache abgefaßt, so versteht keiner von uns den Teufel was davon und bitte, du wollest nur lieber gleich mit der Übersetzung anfangen.‘“ Auf Hoffmann machte die ebenbürtig geniale Tragödie einen überwältigenden Eindruck. Er vertonte die Chöre und eine ganze Szene, wie er später noch zu Werners „Attila“ für die Kupferplatte fünf Bilder zeichnete, dem Freunde so mit allen seinen Künsten dienend.

recht verstehen, einen leisen Vorwurf aus seiner Sympathie für den Orden zu machen. „Das Kreuz an der Ostsee“ ist 1806 erschienen, der polnische Nationalismus hat erst später den Deutschen Orden zum Erzfeind erklärt, als der er uns in Sienkiewicz' „Kreuzritter“-Roman entgegentritt, der immerhin erst hundert Jahre später (1900) als Werners Drama herausgekommen ist. Im übrigen dürften wir es auch bei dieser Gelegenheit nach Werners eigener Behauptung mit Polen aus seiner Zeit zu tun haben, und wenn wir ihre Bemerkungen über die Deutschen hören, müssen uns schon einige Zweifel an der Möglichkeit der Verschmelzung der polnischen mit der deutschen Nation kommen, von der Werner selbst in seinem Brief an Iffland geschrieben hat.

Von der neueren Literatur über Zacharias Werner sei auf die in deutscher Sprache erschienenen beiden Bücher des bereits mehrfach genannten polnischen Germanisten Gerard Kozierek⁸⁾ hingewiesen, dazu auf seinen Aufsatz „Zacharias Werner und Polen“⁹⁾. Von deutscher Seite verdient die Arbeit von Hermann Buddensieg¹⁰⁾ sehr

⁸⁾ G. KOZIELEK, Friedrich Ludwig Zacharias Werner, sein Weg zur Romantik, Wrocław 1963 und DERS., Das dramatische Werk Zacharias Werners, Wrocław 1967.

⁹⁾ In: ZEITSCHRIFT FÜR SLAWISTIK 16 (1971) S. 431-449. – In diesem Aufsatz reitet Kozierek eine heftige Attacke gegen Paul HANKAMER und sein Buch „Zacharias Werner, ein Beitrag zur Darstellung der Persönlichkeit in der Romantik“ (Bonn 1920). Kozierek kritisiert Äußerungen des damals 29jährigen Hankamer über Werner wie u. a. die von „der slawischen Bedientenhaftigkeit seines Wesens“. Man muß solche Wendungen tatsächlich als zumindest unglücklich bezeichnen. Sie entspringen einer gewissen westlichen Überheblichkeit, die auch wir Deutschen aus dem Osten zu spüren bekamen und vielleicht auch heute noch zu spüren bekommen. Wenn aber Kozierek daraus folgert, daß solch ein Urteil wie das Hankamers nicht ohne Einfluß auf die „Literaturgeschichtsschreibung der faschistischen Ära“ bleiben konnte, so sei darauf hingewiesen, daß Hankamer, der seit dem Weggang Josef Nadlers (1931) den Lehrstuhl für deutsche Literaturgeschichte an der Königsberger Universität innehatte, von diesem 1936 durch die Nationalsozialisten vertrieben wurde. Man kann mit Gewißheit sagen, daß Hankamer, hätte er sein Werner-Buch in Königsberg geschrieben, solche Formulierungen wie diese von Kozierek beanstandeten nicht mehr gebraucht hätte. Im übrigen werden sich nicht alle Leser dem negativen Gesamturteil Koziereks über Hankamers Buch anschließen, sondern in diesem den sehr beachtenswerten Versuch einer Erfassung der ungemein schwierigen menschlichen und geistigen Erscheinung Werners erblicken und keinesfalls Koziereks summarischer Feststellung zustimmen, daß Hankamer den Stab über ihn gebrochen habe. Wenn von polnischer Seite gerühmt wird, daß Werner in seinen enthusiastischen Polenliedern den Freiheitskampf seines Gastvolkes besungen habe, wird man nicht übersehen dürfen, daß er später seine Feder dem Befreiungskrieg gegen Napoleon lieh, vgl. seine Schriften „Kriegslied für die zum heiligen Kriege verbündeten deutschen Heere“ (1813) und „Tedeum zur Feier der Einnahme von Paris durch die zum heiligen Kriege verbündeten deutschen Heere, nach dem lateinischen Hymnus der heiligen Kirchenlehrer Ambrosius und Augustinus“ (1814). Kozierek sagt selbst von Werner: „Es war sein angleichungsfähiger Charakter, . . . , der ihn völlig und vorbehaltlos in der jeweiligen Umgebung aufgehen ließ“ (a. a. O., S. 435).

¹⁰⁾ H. BUDDENSIEG, Zacharias Werner und Polen. In: MICKIEWICZ-BLÄTTER 5 (1960) S. 9-45 und S. 81-120.

beachtet zu werden, die eigentlich den im Thema gestellten Rahmen geradezu sprengt. Leider führt sie in den Mickiewicz-Blättern fast das Dasein eines Veilchens im verborgenen, während die Bücher von Koziłek in den Regalen unserer Universitätsbibliotheken stehen. Schwer zugänglich ist auch die bereits gerühmte, nur in Maschinenschrift vorhandene Spezialuntersuchung von Birgit Heinemann¹¹⁾. Trifft für Werner zu, was von Heinrich Heine und von E. T. A. Hoffmann gesagt wird, daß sein Ansehen im Ausland größer sei als bei uns in Deutschland? Es will fast so scheinen. Jedenfalls können die Bücher Koziłeks uns sagen: Wenn Ihr Deutschen Euch für Werner geniert, überlaßt ihn, der sich als preußischer Beamter für den polnischen Freiheitskampf unter Kościuszko begeisterte, uns Polen – wir nehmen ihn gern.

Bei der Betrachtung des „Kreuzes an der Ostsee“ entringt sich freilich Koziłeks Brust ein schwerer Seufzer. Werners Dramen – wobei er vor allem unser „Kreuz an der Ostsee“ im Auge hat – gehören, gesteht er, wegen der Anhäufung verschiedenster Symbole, der vielschichtigen philosophischen Grundlagen und ihrer eigenwilligen Auslegung zu den am schwersten verständlichen in der gesamten deutschen Literatur. Ich kann hier Koziłek aus meiner eigenen Erfahrung im Umgang mit dem Werk des Dichters nur zustimmen. So ist an eine Aufführung von Werners Stücken auf unseren Bühnen nicht zu denken. Das meint auch Hermann Buddensieg: „Bei glänzenden Einzelszenen fehlt dem Ganzen der umfassende geistige Duktus, so daß die Dramen heute, selbst bearbeitet, nicht mehr darstellbar sind“¹²⁾. Wozu sprachliche Eigentümlichkeiten Werners kommen, die oft doch einen rechten Mangel an gutem Geschmack verraten.

Ich habe in meinem Vortrag versucht, eine kleine Schneise durch das dichte Gestrüpp zu schlagen, das uns den Zugang zum „Kreuz an der Ostsee“ verwehrt. Wenn mir dieses wenigstens einigermaßen gelungen ist, verdanke ich das der Geduld, mit der Sie meinen Bemühungen gefolgt sind.

¹¹⁾B. HEINEMANN, Geschichte und Mythos in Zacharias Werners Drama „Das Kreuz an der Ostsee.“ Phil. Diss. Göttingen 1960.

¹²⁾A. a. O., S. 27.

Dramat Z. Wernera "Krzyż nad Bałtykiem"

Streszczenie

Na posiedzeniu Towarzystwa Historycznego Warmii autor wygłosił 3 IV 1976 r. referat, w którym zajmował się dramatem wschodniopruskiego poety Z. Wernera. W dramacie tym materiał historyczny o nawróceniu na chrześcijaństwo starego rodu Prusów został przedstawiony, w duchu romantyzmu, wierszem. Werner dokończył tylko pierwszą część dramatu, właściwe nawrócenie miało być przedstawione w drugiej części. Autor interpretuje utwór Wernera na tle jego własnych listów i dziennika oraz w oparciu o prace niemieckich historyków literatury Hankamera, Buddensiega i Heinemanna, jak również polskich germanistów Koziełka i Proroka. Szczegółowo rozprawia się z religijnym, treściowym, formalnym i politycznym podłożem odrzucenia dramatu przez Augusta Wilhelma Ifflanda, intendenta Królewskiego Teatru Narodowego w Berlinie. Utwór, który ukazał się w 1806 r., stanowi literacki owoc tych lat (1793 - 1805), kiedy Werner działał przy rządach w Piotrkowie, Toruniu, Płocku i Warszawie i stąd też odznacza się, według własnych słów poety, "szczególnie wiernym przedstawieniem polskiego charakteru narodowego, zwłaszcza niewieściego, jak zapewne w żadnym innym niemieckim dziele sztuki".

Zacharias Werner's Play "The Cross at the Baltic"

Summary

This lecture, given by the author at the annual meeting of the Historischer Verein für Ermland (Warmian Historical Association) on April 3rd, 1976, deals with a drama by the East Prussian playwright Zacharias Werner which dramatizes in the spirit of romanticism the historical subject of the christianization of the old Prussian tribe. Werner completed only the first part of the play, the actual conversion designed to be dramatized in a second part. The author interprets the work by means of Werner's letters and diaries, and of the investigations made by the German literary historians Hankamer, Buddensieg and Heinemann, as well as of those by the Polish professors of German Studies Kozielek and Prorok. He discusses in detail the reasons for rejection of the play with regard to content and form, religion and politics, given by August Wilhelm Iffland, director of the Berlin Royal National Theatre. The play, published in 1806, is the literary fruit of those years from 1793 to 1805, when Werner was in the service of the administrations at Petrikau, Thorn, Plock and Warsaw. Thus it is distinguished - in the words of the dramatist - by "a description of the Polish national character, especially of its female part, given so genuinely as in perhaps no previous German work of art."

S. K.

Die Dargelsekte im Ermland

Von Anneliese Triller

In den beiden letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts machte im Ermland die sogenannte Dargelsekte von sich reden. Ihr Auftreten blieb zwar Episode, und außerhalb Ostpreußens wurde kaum viel von ihr bekannt. Immerhin ist aber der Vorgang, daß eine zwar gutgläubige, jedoch wohl krankhaft veranlagte junge Frau etwa hundert Menschen meist bäuerlicher Herkunft dazu bewegte, Hab und Gut, Land und Besitz zu verkaufen und mit ihr nach Triest im damaligen Österreich auszuwandern, merkwürdig genug, um ihn nach zuverlässigen Quellen darzustellen. Das geschieht im Folgenden, nicht um eine Sensation aufzutischen oder leichtgläubige Menschen anzuprangern, sondern weil diese Ereignisse auch ein ganz interessantes Licht auf die kirchliche Verwaltung und die Lage im Ermland kurz nach der Kulturkampfzeit werfen.

Die vorliegende Darstellung beruht, abgesehen von einigen späteren Berichten¹⁾ und Bruchstücken mündlicher Überlieferung, vor allem auf zwei gleichzeitig geführten Aktenstücken aus dem Ermländischen Diözesanarchiv²⁾ sowie einigen Akten des Diözesanarchivs Triest³⁾.

Die Heldin unserer Geschichte, die Jungfrau Augusta Justina Dargel – später im Volksmund einfach „die Just“ genannt – wurde am 14. Mai 1860 im Dorfe Hohenfeld in der Kirchengemeinde Elditten im Ermland geboren. Ihre Eltern, der Bauer Johannes Dargel und Agnes, geb. Skirde, waren wohl nicht sehr wohlhabend, da der Hof nach dem frühen Tod des Vaters verkauft wurde und die Mutter mit

1) Es handelt sich um: 1. Eine ermländische Seherin, Kaplan Reddig, ihr Protektor. Maschinengeschriebener Text ohne Verfasserangabe (nach 1932), im Archiwum Diecezji Warmińskiej w Olsztynie (ADWO), Sign. H. 272. Verfasser war wahrscheinlich Pfarrer FRANZ MOSCHALL in Eschenau. – 2. W. E. PEUCKERT, in: HANDWÖRTERBUCH DES DEUTSCHEN ABERGLAUBENS. Bd. 9. Sp. 365 f. unter Berufung auf einen in manchem irrigen Bericht von Erzpriester Dr. Georg Matern. – 3. B. SCHWARK, Die Seherin von Gr. Köllen. In: ERMLÄNDISCHER HAUSKALENDER 90 (1957) S. 202-211.

2) ADWO. 1. Acta Generalia der bischöflichen Ermländischen Kurie. Erscheinungen. I E Nr. 4. – 2. Bischöfliches Archiv. Acta Personalia des Michael Reddig 1878-1907. – Dem Leiter des Archivs, Herrn Weihbischof Jan Obłak, sei freundlich für die Erlaubnis zur Benutzung des Archivs gedankt.

3) Soweit nicht anders angegeben, stammen die wörtlichen Zitate aus den Aktenbeständen der Archive in Allenstein (Olsztyn) und Triest.

zwei Töchtern von Näharbeiten für andere lebte. Wichtig erscheint die Nachricht, daß Johannes Dargel ein ungewöhnlich religiös interessierter Mann gewesen sein soll. Von der Mutter hieß es später, sie sei auch eine „Seelchenseherin“⁴⁾ gewesen. Von solchen Eltern wird die körperlich zarte und immer kränkliche Justina wohl die Neigung zu einer gewissen Überspanntheit geerbt haben. Leider wissen wir nichts darüber, was sonst an Erlebnissen, Menschen oder Büchern etwa auf das junge Mädchen eingewirkt hat. Es wird nur berichtet, daß Justina schon als Fünfjährige eine Vision der Gottesmutter hatte und „während ihrer Schulzeit durch mancherlei Sonderlichkeiten auffiel“⁵⁾. Wir hören dann von der Jungfrau Dargel erst wieder, als sie mit Mutter und Halbschwester (wohl aus einer zweiten Ehe der Mutter) Euphrosina Ahlfänger seit 1880 in Wormditt lebte, wo die drei Frauen eine Schneiderei betrieben. Hier in der Stadt sprach sich schnell herum, daß es mit der Justina eine besondere Bewandnis habe. In einigen Kreisen nahm man das nicht ernst und sprach – wie der Rößler Erzpriester Matern⁶⁾ – von „verwässerter Frömmelerei“ und „krankhaftem Konventikelwesen“. Andere hingegen hielten die junge Frau für besonders begnadet und besuchten gern die Werkstatt, um die „Seherin“ kennenzulernen oder gar mit ihr zu sprechen. Bald hörte auch der Wormditter Erzpriester Gehrigk Verschiedenes über sein Pfarrkind und warnte die Leute vor Leichtgläubigkeit.

Schon hier stellt sich die Frage, ob es sich bei der Dargel um eine Betrügerin oder um eine mit besonderen Gaben ausgezeichnete echte Mystikerin handelte. Verfasserin meint, daß beides nicht zutrifft, sondern die Wahrheit in der Mitte liegt. Justina war eine religiöse, überaus sensible Natur, die sich in krampfartige Zustände hineinsteigerte und durch ihre Einbildungskraft körperliche Zeichen wie Wunden und Stigmen hervorbringen konnte, ohne bewußt betrügen zu wollen. Durchaus möglich ist dabei, daß sie dann, einmal von anderen auf die Rolle als „Wunderjuste“ festgelegt, mehr oder weniger absichtlich nachhalf, ihr Erscheinungsbild so herzurichten, wie man das erwartete.

Die Dargelsekte wäre nicht zu solcher Bedeutung gelangt, wenn sich ihr nicht zu jenem Zeitpunkt auch ein ermländischer Priester angeschlossen hätte. Dieser Michael Reddig, am 28. September 1842 in Heinrikau geboren, war ein entfernter Verwandter der Seherin, besuchte sie häufig und wurde bald zu ihrem gläubigen Anhänger. Reddig war Kaplan in Neukirch-Höhe, dann in Plauten gewesen. Er soll einen „finsternen“ Ausdruck gehabt haben, war „ein großer, stark gebauter, etwas korpulenter Mann, seine Gesichtsfarbe war blaß, die

4) D. h. jemand, der angeblich die Fähigkeit besaß, den Zustand der Seelen im Jenseits zu erkennen.

5) PEUCKERT, a. a. O.

6) In einem Bericht in den Acta Generalia.

Züge welk, die Augen matt und unestet⁷⁾. Der ermländische Domdechant Wichert, der mit ihm zusammen im Braunsberger Priesterseminar war, berichtete später: „Wir hatten damals alle vor ihm Angst. Er hatte schon immer etwas Fanatisches an sich“⁸⁾. Seit einer Typhusinfektion in der Jugend blieb er zeitlebens kränklich. Dennoch war Reddig ein fleißiger und eifriger Seelsorger, ein frommer Priester und großer Marienverehrer und bei den meisten Pfarrkindern beliebt. Für sein Schicksal bestimmend wurde aber, daß er etwas leichtgläubig und unkritisch war und, jähzornig zu Affekthandlungen geneigt, halsstarrig auf gefaßten Meinungen beharrte. Es hatte schon in Neukirch Konflikte mit ihm gegeben, als er in der Kirche einen Wutanfall bekam und sich mit dem Kirchenvorstand überwarf. Damals wollte er in das Trappistenkloster Mariastern in Bosnien gehen, was Bischof Kremenz billigte, falls ein ärztliches Attest das befürwortete⁹⁾. Da aber Dr. Boenigk in Braunsberg Bedenken äußerte, verzichtete Reddig auf den Plan und siedelte im Herbst 1886 auf die ihm zugewiesene Kaplanstelle in Gr. Köllen über. Dort bezog er zusammen mit seiner Schwester Rosa Reddig, die ihm den Haushalt führte, die kleine Kaplanei neben der Pfarrkirche. Im Februar 1887 erschien bei ihnen die Verwandte Justina Dargel zu längerem Besuch, bei dem sie schwer erkrankte. Täglich brachte Kaplan Reddig der langsam Genesenden die hl. Kommunion. Das war damals ungewöhnlich und erregte Aufsehen, so daß der Ortspfarrer Herrmann dies bald verbot. Noch mehr interessierte man sich für die bei der Besucherin wöchentlich stattfindenden „Ölbergstunden“ mit Visionen, wobei immer einige Dorfbewohner Zutritt hatten.

In der Karwoche wurden diese Erscheinungen bei Justina Dargel so auffallend, daß Pfarrer Herrmann am 22. April einen Bericht an die bischöfliche Behörde sandte, worin er diese „ekstatischen Visionen und Verzückungen“ schilderte. In der Nacht vor Karfreitag habe die Visionärin bewußtlos gelegen und sei erst gegen fünf Uhr nachmittags erwacht mit der Behauptung, sie habe in dieser Zeit das ganze Leiden Christi vom Abendmahle an „geschaut“ und alle Leiden mitempfunden. Am Karsamstag sei ihr die Muttergottes erschienen, und Ostern habe sie von einer Vision der Auferstehung „mit unbeschreiblicher himmlischer Herrlichkeit“ gesprochen, wobei ihr „aus jeder Wunde Christi ein besonderer Gnadenstrahl ins Herz gedungen“ sei. Es seien weitere Marienerscheinungen gefolgt, wobei auch von einem an den Ortspfarrer auszurichtenden Befehl der hl. Jungfrau die Rede war, täglich den Rosenkranz beten zu

7) So lautet ein ärztliches Gutachten vom 7. Dezember 1892 in Reddigs Personalakten.

8) Vgl. SCHWARK, a. a. O., S. 206.

9) Bischof Thiel behauptete später, man habe Reddig damals wegen des Priestermangels während des Kulturkampfes nicht fortgelassen.

lassen. Kaplan Reddig habe ihm das übermittelt und ihn angesichts seiner Zurückhaltung bei Tisch beleidigt, so daß er nicht mehr mit ihm essen könne. Er bitte um Untersuchung der Vorgänge.

Der Konflikt kam am 2. Sonntag nach Ostern (24. April 1887) zum Höhepunkt. Kaplan Reddig predigte im Hochamt von dem „tugend-samen frommen Mädchen in der Kaplanei“, das Botschaften der hl. Jungfrau empfangen, und spielte auch auf die Erscheinungen in Dietrichswalde an. Da erhob sich Pfarrer Herrmann aus seinem Beichtstuhl und rief: „Solche Belehrungen brauchen wir nicht, ich bitte Sie, Herr Lehrer, spielen Sie die Orgel“, worauf der Prediger verstummte. Er verließ zwar die Kanzel, brachte aber die Gemeinde in große Erregung, weil er, am Hochaltar vorbeigehend, laut rufend noch einmal „ein sehr großes Unglück“ androhte, was die Gottesmutter bei Nichtbefolgung ihrer Weisung durch die Dargel vorausgesagt habe. Der größere Teil der Anwesenden verließ darauf mit dem Kaplan die Kirche, so daß der Pfarrer das Hochamt nur noch vor wenigen Gläubigen beenden konnte. In zwei ausführlichen Schreiben benachrichtigte er in den nächsten Tagen Bischof Thiel von den Vorgängen. Dabei schilderte er, daß die Erscheinungen in der Kaplanei weitergingen. Am 30. April habe „die hl. Jungfrau ihn sehr getadelt und die Unterbrechung der Predigt als eine sehr große Sünde bezeichnet“. Schon kämen allerhand „fromme Pilger und Wallfahrer“ nach Gr. Köllen, und die „hier ausgegebenen Visionen und Offenbarungen“ würden so „zu einer getreuen Imitation der Dietrichswalder Ereignisse gemacht“¹⁰). Auch Reddig versuchte seinem Oberhirten die Vorgänge vom Sonntag noch am selben Tage in seinem Sinne darzustellen. Justina Dargel habe echte Visionen, „ihr Geist beschäftigt sich mit überirdischen Dingen“, während ihre „himmlisch lieblichen Augen“ geöffnet seien. Da sich der Pfarrer gegenüber dem Auftrag der Gottesmutter, daß in den Familien täglich der Rosenkranz gebetet werden solle, „was früher öfters geschah“, ablehnend verhalte, habe sich Maria „mit dem Jesusknaben, der beide Hände ausstreckte“, schließlich durch die Seherin an ihn gewandt, aber der Pfarrer habe ihn an der Bekanntgabe gehindert. Die Dargel, eine „so gottergebene, demütig tief religiöse Jungfrau, wie weit und breit nicht zu finden“, sei keines Betrügers fähig, ihre Beichtväter stellten ihr das beste Zeugnis aus. Sie wolle, vielleicht in Begleitung seiner Schwester Rosa, zum Bischof gehen, dann würden ihre Erscheinung und ihr Wesen selber für sie sprechen. Herr Domkapitular Dr. Hipler könne sich wohl noch an die Jungfrau erinnern, weil sie früher einmal bei ihm vorgesprochen habe.

Eine Woche später hielt es der für Gr. Köllen zuständige Rößeler Erzpriester Schwark für seine Pflicht, in die Angelegenheit ein-

10) Die Muttergotteserscheinungen, die zehn Jahre zuvor (1877) in Dietrichswalde bei Allenstein stattgefunden hatten, waren damals in Kreisen des ermländischen Klerus umstritten, was sich aus der Lage nach dem Kulturkampf erklärt.

zugreifen. Am 2. Mai erschien er in der Kaplanei und befahl, daß Justina Dargel das Haus verlassen solle. Darum wandte sich Reddig wieder an den Bischof. Er bat dringend, die Jungfrau doch nicht von ihm zu trennen, da nur er ihr bei „schweren Versuchungen vom bösen Feind und furchtbaren Skrupeln“ zu helfen verstehe. Dazu betonte der Schreiber in seiner etwas exaltierten Ausdrucksweise, daß „kein anderer bereit wäre, diesen Höllenkampf mit der Waffe des Rosenkranzes bis in die Nacht mitzukämpfen“ als er, der „elendeste und verächtlichste Kaplan, der weiter nichts versteht, als den Rosenkranz zu beten“. Reddig erwähnte weiter, daß er in der Leitung solcher mystisch begnadeter Personen schon Erfahrung besitze, da er die Jungfrau Elisabeth Keuchel in Basien beraten habe, der seit 1 1/2 Jahren Visionen über das Leiden Christi zuteil würden, die die „Seitenwunde“ an sich trage und nach dem Tode ihrer mehr als 80jährigen Mutter zu ihm ziehen wolle¹¹⁾. Zugleich bat Reddig dringend um Versetzung auf eine andere Stelle.

Die Antwort Thiels ist aus dem Entwurf zu ersehen, den er in seiner großen energischen Schrift an den Rand des Reddigischen Briefes notierte: „Eine Störung des Nervensystems hat, besonders bei Frauensleuten, allerlei Erscheinungen zur Folge, die vom gewöhnlichen Wege abweichen, doch nur natürlicher Art sind.“ Man müsse zurückhaltend bleiben, sie nicht gleich für übernatürlich erklären und zuerst einen Arzt zu Rate ziehen. Unstatthaft und schwer verboten sei es, wenn ein Geistlicher „derartige Sachen vor dem Urteil der Kirche irgend den Gläubigen gegenüber autoritative Bedeutung beilegt oder gar auf die Kanzel bringt. Die Kirche Gottes hat darüber im Laufe der Geschichte schon viele schwere Ärgernisse erlitten.“

Diese Ausführungen des Bischofs vermochten Reddig aber nicht von seiner Überzeugung abzubringen. Als er am Sonntag, dem 8. Mai, wieder in Gr. Köllen auf der Kanzel stand¹²⁾, sprach er von neuem von den Muttergotteserscheinungen in der Kaplanei und kündigte „ein großes Unglück“ an, wenn die Gemeinde das nicht für wahr halte. Der Pfarrer drohte vom Beichtstuhl aus und rief dann von der Kommunionbank her, das könne ja möglich sein, dürfe aber ohne bischöfliche Erlaubnis nicht öffentlich bekanntgemacht werden. Zwei auf seiten ihres Seelsorgers stehende ältere, besonnene Pfarrangehörige, der Gemeindevorsteher Kurzbach und der Kirchenvorsteher Anton Erdmann, berichteten kurz darauf an den Bischof diese Vorgänge hätten „einen großen Zwiespalt in der Pfarrei bewirkt“, und „der alte, bis dahin von allen geachtete Herr Pfarrer“ sei „von der fanatisierten Menge mit großem Lärm, Spottreden und

11) Von Elisabeth Keuchel in Basien, die angeblich die Wundmale besaß, wurde später bekannt, daß sie sich diese selber durch Blutegel beigebracht hatte.

12) Es handelt sich also um zwei Predigten Reddigs, am 24. April und 8. Mai, was in den meisten Darstellungen irrtümlich zu einem einzigen Vorgang zusammengezogen wird.

Steinwürfen auf das Pfarrhaus verfolgt worden“. Auch verbreitete man die phantastischsten Gerüchte: „Einige meinten, brennende Kränze, leuchtende, mit einem Schwert durchstochene Herzen über der Kaplanei schwebend zu sehen.“

Die Folge war, daß Bischof Thiel schon am nächsten Tage, am 9. Mai 1887, den ungehorsamen Kaplan bis auf weiteres von allen Funktionen der Seelsorge suspendierte. Er befahl ihm, sich in Kürze beim Generalvikar Wien in Frauenburg zu melden und in der Demeritenanstalt Springborn fünftägige Exerzitien zu halten. Diese Weisung kreuzte sich mit einem Brief Reddigs an seinen Oberhirten, in dem dieser noch einmal die Sache der Dargel vertrat: Die fromme Dargel „bringt viele Stunden im Gebet zu, spricht wenig, nie lobend von sich, klagt nicht in Krankheit, ist freundlich gegen jedermann. Sie ist eine begnadigte Person und daher glaubwürdig. Ihre Leidensvisionen sind unmöglich Einbildung oder Verstellung. Nicht wenige Personen haben dabei Tränen vergossen. Bei dem Schauen sieht sie so aus wie ehemals die Kinder in Dietrichswalde, welche ich damals beobachtet habe“¹³). Dann hätte die Gottesmutter gesagt: „Das Unglück, welches kommen wird, wird schrecklich sein“, er möge das an den Herr Bischof schreiben.

Immerhin gehorchte Reddig der oberhirtlichen Weisung und traf am 14. Mai in Springborn ein, wo Direktor Zagermann schon auf sein Kommen vorbereitet war. Im übrigen wurde der Kaplan noch während dieser Zeit von Gr. Köllen in das Kirchspiel Gr. Lemkendorf bei Seeburg versetzt, wohin er nach Absolvierung seiner Exerzitien auch abreiste.

Bei der Behandlung Reddigs durch den Bischof fällt auf, das Andreas Thiel ihm gegenüber einen strengeren Ton anschlug als sein Vorgänger Krementz. Es entsprach das wohl einmal der andersgerteten Persönlichkeit Thiels, dem eine gewisse Härte und Herrschsucht eigen war¹⁴), ist aber auch aus der Zeitsituation heraus zu verstehen. Denn Michael Reddig berief sich sowohl in seinen Predigten wie in einem Brief an den Bischof ausdrücklich auf die Muttergotteserscheinungen, die zehn Jahre zuvor in Dietrichswalde stattgefunden hatten, „die veröffentlicht und geglaubt worden“ seien, auch ohne daß bisher eine offizielle kirchliche Approbation erfolgt wäre. Es ist charakteristisch, daß Thiel dazu am Rande notierte: „Hierüber hat die kirchliche Behörde auch noch keinerlei Urteil gesprochen und ist dies deshalb nicht maßgebend.“ Diese Zurückhaltung des ermländischen Oberhirten ist erklärlich, wenn man daran erinnert, daß der Bischof in jenen Jahren nicht lange nach dem Kulturkampf von protestantischer, besonders aber von altkatholischer

¹³) Reddig war also Zeuge der am 27. Juni 1877 zwei Kindern nach deren Aussagen zuteil gewordenen Marienerscheinungen, die die Dietrichswalder Marienwallfahrt begründeten.

¹⁴) Vgl. H.-J. KARP, Bischof Andreas Thiel (1886-1908) und die Sprachenfrage im südlichen Ermland. In: ZGAE 37 (1974) S. 75.

Seite immer wieder vor dem „Wunderschwindel in Dietrichswalde“ gewarnt wurde, den sein Vorgänger Krementz „sich ruhig entwickeln ließ“¹⁵⁾.

Daß es nicht ganz leicht war, sich ein richtiges Urteil über Justina Dargel und ihre „Erscheinungen“ zu bilden, zeigen drei Briefe des Rößeler Erzpriesters Schwark vom 5., 11. und 16. Mai an den Bischof. Er berichtete im ersten Schreiben, daß er zuerst Pfarrer Herrmann mit seinem Kaplan Reddig versöhnt habe. Letzterer glaube fest an die Offenbarungen der Dargel und bäte, ihm zu trauen, denn „auch bei den Dietrichswalder Vorgängen habe man oberhirtlicherseits lange Zeit den Pfarrer Weichsel gewähren lassen“. Als die Dargel nach ihrer Krankheit wieder auf war, habe er als Dekan sie in die Pfarrei bestellt und dort verhört. „26 Jahre alt, macht sie mit ihren klaren, unschuldigen Augen, mit ihren zarten Gesichtszügen und ihrem bescheidenen, zurückhaltenden, scheinbar arglosen Benehmen einen guten, gewinnenden Eindruck.“ Sie habe angeblich bei der hl. Messe und beim Rosenkranzgebet Erscheinungen des Heilandes und der Jungfrau Maria, obwohl ihr Beichtvater das als Täuschung bezeichne. Seit Karfreitag habe sie jeweils freitags Visionen des Leidens Christi, wobei sie selbst größte Schmerzen empfinde und später völlig abgespannt sei, auch kaum noch Speise aufnehmen könne. Bisweilen habe die Seherin auch verschwommene teuflische Erscheinungen. So habe sich z. B. einmal eine „falsche Mutter Gottes“ gezeigt, die man aber gleich durchschaute, weil sie „den Segen nur mit einem halben Kreuzzeichen gegeben habe“. Aber „die in Rede stehenden Vorgänge im Seelenleben der Dargel sind vor allem durch das unkluge resp. unkirchliche Vorgehen des Kaplans Reddig provoziert und großgezogen“. Wichtigste Maßnahme sei Versetzung des Kaplans und seine Trennung von der Visionärin, da die Vorgänge „schon in der ganzen Umgegend Aufsehen erregten und damit nicht unsere hl. Religion noch mehr geschädigt werde“. In dem eine Woche später abgesandten zweiten Brief an seinen „hochwürdigsten Freund“ Thiel berichtete der Erzpriester, daß Pfarrer Herrmann von Gr. Köllen wegen des Unwillens der Dargel-Anhänger in der Gemeinde zwar besorgt aber doch guten Mutes sei. Am kommenden Sonntag solle Religionslehrer Koriath aus Rößel „nur über das Sonntagsevangelium predigen“. Der folgende, uns heute in einer sozialer denkenden Zeit etwas schockierende, aber in jene wilhelminische Ära passende Satz lautet: Pfarrer Herrmann hoffe, „daß namentlich die größten Besitzer wie die vernünftige besitzende Klasse überhaupt gegen den erregten Pöbel, Knechte und kleine Leute und dergl. reagieren werden“. Das hatten die Geistlichen allerdings

15) Vgl. ALTKATHOLISCHES VOLKSBLATT. Bonn. Freitag, 28. 12. 1888. – Das Blatt, das in den Acta Generalia eingehftet ist, beschäftigt sich in spöttischem Ton auch mit der Dargel-Affäre und dem „Dorfcaplan namens Reddig“, von dem es heißt: „Schreiber dieses kennt ihn von der Schule und weiß, daß er das Pulver nicht erfunden hat.“

falsch gesehen, denn der spätere „Anhang“ der Dargel setzte sich durchaus nicht nur aus „kleinen Leuten“ zusammen. – Am 16. Mai schrieb Schwark nach Frauenburg, daß die Seherin, die in Heiligelinde zum Gottesdienst war, ihn in Rößel aufgesucht habe, um von ihm weitere Weisungen einzuholen. Auch diesmal habe sie „wieder im ganzen einen guten Eindruck gemacht“, nur ihre Zwischenbemerkungen: „Wenn es so Wille Gottes ist“ hätten ihm nicht gefallen. Er habe die Dargel darauf hingewiesen, daß sie sich auf Befehl des Bischofs einer ärztlichen Untersuchung unterziehen solle.

Dieser Anordnung fügte sich Justina nach längerem Sträuben allerdings erst im Sommer des folgenden Jahres, wo sie die Zeit vom 18. Juli bis 24. September 1888 in dem damals von Borromäerinnen betreuten Braunsberger Marien-Krankenhaus verbrachte. Vorher hatte sie noch mehr von sich reden gemacht, da nicht nur ihre Visionen und Ekstasen, sondern auch ihre Prophezeiungen in immer weitere Kreise drangen. Letztere betrafen sowohl das Schicksal einzelner Personen wie der Allgemeinheit drohende Katastrophen. Schon vor ihrem Weggang von Gr. Köllen, während Kaplan Reddig in Springborn weilte, hatte Justina z. B. in einer Ekstase laut gerufen: „Der Herr Pfarrer Herrmann stirbt, betet, daß seine Seele gerettet werde“, worauf sich im Dorf das Gerücht verbreitete, daß dieser schon tot sei. Als Herrmann, der unterdessen in der Kirche Katechumenenunterricht gehalten hatte, die Prophetin bald darauf zur Rede stellte, erklärte diese, sie habe die hl. Jungfrau gebeten, das Todesurteil für den Pfarrer, das sie sehr erschreckt habe, zurückzunehmen. Noch mehr interessierte sich die Allgemeinheit für die Voraussagen kommenden großen Unheils, Kriege und Naturkatastrophen, die über das Land zur Strafe für die Sünden hereinbrechen sollten. Justina Dargel war selber von dem überzeugt, was ihre Phantasie ihr zu prophezeien eingab. Sie galt als eine fromme, unbescholtene Jungfrau und war von anziehendem Äußeren. Darum wirkten ihre Aussagen für Unkritische eindrucksvoll und überzeugend, vor allem, da ja auch Michael Reddig als Priester dafür eintrat und Propaganda machte. Wie fest dieser auch weiterhin von der göttlichen Berufung seines Schützlings überzeugt blieb, beweist ein Schreiben, das er von seinem neuen Wirkungskreis in Gr. Lermkendorf an den Seeburger Erzpriester richtete. Er gibt darin wörtlich wieder, was ihm die Dargel von Wormditt aus brieflich mitteilte: „Am Freitag vor Weihnachten (1887), nachdem ich das Leiden Christi bis zur Vollendung der Grablegung geschaut hatte, hörte ich eine Stimme, welche sagte: auf das Jahr 88-89 und 90! Die allerseligste Jungfrau gab die Antwort: Sie haben meinen Warnungen nicht gehorcht, sondern sie heruntergetreten, o wehe! – Mittwoch vor Weihnachten weinte die hl. Jungfrau mit zwei Engeln, die Krone auf dem Haupt. Ich fragte, was das 88-89 und 90 bedeute. Sie sagte: Die Welt erkennt es nicht. Es wird ein großes Unglück kommen. O wehe dem Hochmute und der Eitelkeit! Sie schämen sich, an Werktagen in die Kirche zu gehen und der hl. Messe beizuwohnen. Und wenn sie es tun, wie wird sie beigewohnt? Kein Fasttag wird mehr gehalten. Dem Laster der

Trunksucht wird sich ganz hingeeben, dem Tiere ähnlich gemacht. Ohne Gebet wird aufgestanden, ohne Gebet schlafengegangen. Sogar Priester gehen mit schlechtem Beispiel voran. Oh, folget nur den Lehren, nicht der Tat! Und bei manchen Priestern, wie sind noch die Lehren? Oh, wehe der Welt! Betet, Betet! Darauf schlug sie den Segen und verschwand. Am Neujahrstag befahl die hl. Jungfrau, die Offenbarungen vom Mittwoch dem Beichtvater zu sagen: ich wünsche es, es geschehe auch. Ich sagte: Er nimmt ja so etwas nicht an. Da weinte die hl. Jungfrau.“ Reddig fährt dann fort: „Bis jetzt ist alles genau in Erfüllung gegangen, was die Auguste Dargel vorher sagte, so werden auch die Androhungen in Erfüllung gehen. Dann wird auch der Name dieser so demütigen, engelreinen und nach meiner innigsten Überzeugung hochbegnadigten Jungfrau glänzend dastehen, um so glänzender, als sie jetzt bedauernswerterweise verfolgt wird. Nach meiner Ansicht ist die Auguste Dargel das Opferlamm für die Sünden der Jetztzeit.“ Ähnliches über die Prophezeiungen der Seherin schrieb der sich von ihr beauftragt fühlende Reddig am 24. März aus Gr. Lemkendorf auch an den Bischof. Dazu teilte er mit, die Dargel habe nun ein „ihr verheißenes und von ihr angenommenes Zeichen erhalten, nämlich einen Strahl in ihre rechte Seite“, d. h. die Seitenwunde Christi, die sich jeden Freitag um neun Uhr öffne und um drei Uhr schließe und aussehe, „als wenn mit einem Messer in die rechte Seite gestochen sei“.

Auch an diesem Bericht des Kaplans befinden sich am Rande die markanten Schriftzüge Thiels: diesen Vorgängen könne „kein übernatürlich göttliches Element zugrunde liegen“, da sie „ohne engen Anschluß an die kirchliche Autorität“ ungläubhaft seien und nur einer „hochgradigen Nervosität“ entsprängen. Dazu bemerkt der Bischof, was den ehemaligen Kirchenhistoriker verrät: „In diesem Punkt sind [in der Kirche] die traurigsten Erfahrungen gemacht worden, indem gerade zur Häresie hinneigende Frauen, angefangen von den montanistischen¹⁶⁾ Frauen des Altertums bis zu den janse-nistischen¹⁷⁾ Frauen der neuesten Zeit sich mit ihren angeblichen Wundern dem Urteile der Kirche zu entziehen bestrebt waren.“ Dabei wies Thiel auf die der Dargel drohenden Kirchenstrafen hin.

Es wurde schon erwähnt, daß sich Justina Mitte Juli 1888 auf Wunsch der kirchlichen Obrigkeit endlich zur Beobachtung ins Braunsberger Marien-Krankenhaus begab. Sie wurde dort neun Wochen lang von den drei dortigen Medizinnern, dem Anstaltsarzt Dr. Harwart, dem Kreis- und Wundarzt Dr. J. Boenigk und dem praktischen Arzt H. Fox, gründlich untersucht, auch die Oberin der Borromäerinnen wurde auf des Bischofs Wunsch hinzugezogen. Die „Behandlungen“ waren nicht die sanftesten: tiefe Nadelstiche, Anwen-

¹⁶⁾ Montanismus = frühchristliche schwärmerische Sekte mit Prophetinnen.

¹⁷⁾ Gemeint sind die Nonnen des Klosters Port-Royal bei Paris Ende des 17. Jahrhunderts.

derung des galvanischen Stroms und kalte Duschen werden in den Berichten ihrer Anhänger erwähnt. Die Patientin schrie, man möge sie in Ruhe lassen. Später klagte ihre Mutter, Agnes Dargel, daß man ihre nackt auf der Erde liegende Tochter mit einem „eiskalten Sturzbach“ übergossen habe, wovon sie „steinkrank“ geworden sei und daß man ihr die Skapuliere genommen habe. Auch habe man sie in Gegenwart ihrer Schwester als „Betschwester und Wottke“¹⁸⁾ beschimpft und gehöhnt, sie solle „in Wormditt nur weiter zaubern“. Kaplan Reddig beschwerte sich am 23. Dezember 1888 beim Bischof, daß vor allem Dr. Harwart die Patientin mehrfach beleidigt habe.

Das für die bischöfliche Behörde verfaßte ausführliche ärztliche Gutachten gibt zwar zu, daß man die Dargel trotz ihres „plumpen Verhaltens“ nicht für eine bewußte Betrügerin halte, andere Personen und überspannte Lektüre hätten sie beeinflußt. Aber ihre „Erscheinungen“ beruhten auf einer „hysterischen, psychischen Nervenüberreiztheit“, Neigung zu religiöser Schwärmerei und „ungenügender geistiger Entwicklung und Bildung“. Im Krankenhaus seien bei ihr keine Blutungen aus der Seite aufgetreten, etwaige frühere wären sicher künstlich hervorgerufen worden. „Denn drei querverlaufende, weiße strahlige Narben unterhalb der rechten Brustwarze“ seien „offenbar durch ein Messer verursacht“. Als Behandlungsmethode empfehlen die Ärzte außer dem Ratschlag, „Blutungen und Visionen unbeachtet zu lassen, damit ihr Beispiel nicht ansteckend wird und zur Epidemie ausartet“, vor allem wieder eine Kaltwasserkur!

Interessant ist, daß sich bei dieser Korrespondenz der Braunsberger Mediziner mit dem Ordinariat eine kleine Kontroverse über die Zuständigkeit von Ärzten oder Theologen bei einem solchen Fall ergab. Den Satz des Gutachtens: „Diese Kranken gehören einzig und allein vor das Forum des Arztes“ versah man bei der kirchlichen Behörde am Rande mit einem Fragezeichen. Und die beiden Frauenburger Domherren Franz Hipler und Feyerstein äußerten sich in einem Anhang zu dem Schriftstück, daß sie zwar das Urteil der Ärzte für objektiv richtig hielten, die Behauptung über die Zuständigkeit jedoch zu weit ginge, „da es sich hier um ein Gebiet handelt, wo Medizin und Theologie sich innigst berühren und deshalb Hand in Hand gehen müssen“.

Nach Entlassung Justina Dargels aus dem Krankenhaus gingen deren „Erscheinungen“ in Wormditt weiter. Neue Anhänger, auch solche „aus gebildeten Kreisen“ stellten sich ein, und die Beziehungen zu Kaplan Reddig in Gr. Lemkendorf wurden trotz Verbotes nicht aufgegeben. Der dortige Pfarrer Burlinski berichtete das Bischof Thiel und klagte dabei auch über des Kaplans Schwester Rosa, eine „Erzdevote“, die den Glauben an die angeblichen Stigmata der Dargel verbreite. Tatsache war jedenfalls, daß Rosa zwischen ihrem Bruder und Justina ständige Botendienste übernahm. Als Folge dieses Verhaltens beider bestrafte die kirchliche Behörde

18) Wottke = plattdeutsch für Betschwester.

die Dargel und einige ihrer engsten Anhänger nach Anfrage in Rom schließlich mit der Exkommunikation, d. h. dem Ausschluß von den Sakramenten und versetzte den Kaplan Reddig Ende 1889 von Gr. Lemkendorf in die Nachbarpfarre Freudenberg.

Justina Dargel sowie deren Mutter und Halbschwester hatten unterdessen durch die Hilfe ihres Gönners, des Gastwirtes Josef Fox aus Gr. Lemkendorf, in Rößel ein Häuschen erworben und ernährten sich auch dort durch Schneiderei. Da sie dabei auch Nahaarbeiten in fremden Häusern annahmen, hatte die Seherin Gelegenheit, im Ermland herumzukommen, Anhänger zu gewinnen und auch hie und da trotz des Verbotes mit Reddig zusammenzutreffen. So hielt sie sich z. B. zeitweise in Glottau auf, dann in Schönborn und in Freudenberg. Lehrer Zimmermann aus diesem Kirchdorf hatte in Rößel die blutende Seitenwunde Justinas gesehen und blieb fortan ihr eifrigster Verteidiger. Außer dem genannten Josef Fox setzte sich auch dessen Onkel Franz Fox, Besitzer in Robawen und Schönwalde, für die Prophetin ein. Weihnachten 1889 reisten sogar beide Fox mit vom Kreise der Anhänger gesammeltem Reisegeld nach Rom, um beim Hl. Stuhl gegen die bischöflichen Anordnungen Klage zu führen. Sie sollen dort von einem Jesuiten im Beisein eines Erzbischofs zu Protokoll vernommen worden sein. Bischof Thiel, der von dieser Fahrt erfuhr, ließ Josef Fox durch seinen Ortspfarrer Burlinski bestellen, daß seine Meinung über die Dargel irrig sei. Aber Fox, der glaubte, daß Justina durch ihr Gebet „sein einziges Kind in Krankheit gerettet“ habe, ließ sich von seiner Meinung nicht abbringen. Burlinski charakterisierte ihn in einem Brief an Thiel, er sei „übermäßig sanguinisch“ und leide an „Größenwahn“. Interessant ist, daß in diesem Zusammenhang erwähnt wird, Josef Fox sei „wegen Majestäts- und Bismarckbeleidigung schon einmal mit vier Monaten Gefängnis und den Gerichtskosten gestraft“ worden. Dabei wird es sich wohl um ein Delikt aus der Kulturkampfzeit handeln, was eigentlich im kirchlichen Sinne eher positiv zu werten wäre.

Der ermländische Bischof erfuhr bald von verschiedenen Seiten, daß die Schwierigkeiten mit der Dargel weitergingen. Man hörte, daß Justina in wirren Weissagungen den Tod bestimmter Personen und deren „ewiges Verderben“ voraussagte. Sie sprach öfters vom Satan, der bei sündigem Geschehen „seine Hand im Spiele“ habe. Sie gab Auskunft über das Schicksal Vermißter (z. B. über eine gesuchte Rosa, daß diese bei einer Überschwemmung zu Tode gekommen sei) und sagte einigen die Zukunft voraus (z. B. einem Mädchen, „daß es in Braunsberg im Kloster glücklich werden würde“). Schließlich hieß es, daß man die Dargel mit Erfolg auch in Prozeßsachen und bei Heiratsplänen um Rat fragen könne. Die Besucher brachten stets reiche Lebensmittel- und Geldgeschenke mit, ohne daß dies allerdings von der Seherin ausdrücklich verlangt worden wäre.

Auch Pfarrer Boenigk in Freudenberg kam ähnlich wie vorher seine Confratres Herrmann und Burlinski durch Reddig und die Seherin in eine schwierige Lage. Er schrieb am 17. Oktober 1891 an den Bischof, durch den neuen Kaplan und seine Schwester werde die

Kunde von den Ekstasen der Dargel immer weiter verbreitet. Diese wäre doch exkommuniziert, trotzdem habe er beobachtet, daß sie bei Reddig beichtete und er sie auch kommunizierte. Er bitte um Bescheid, was er tun solle. Es war klar, daß die kirchliche Behörde nun gegen den ungehorsamen Kaplan einschreiten mußte. Bischof Thiel tat das in scharfer Form, er versetzte Reddig in das weit entfernte Kalwe in Westpreußen und entzog ihm zugleich die Absolutionsgewalt über Justina Dargel. In welchem Ruf der Kaplan unterdessen in der Diözese stand, geht daraus hervor, daß Pfarrer Herholz aus Kalwe sich sofort an den Bischof wandte. Er habe soviel über Reddig gehört, daß „ihm angst und bang werde“, er wolle dann „lieber allein pastorieren“. Aber auch Reddig, der des Polnischen nicht mächtig war, sträubte sich, daß er als ein „im 50. Lebensjahr stehender, kranker Kaplan noch auf eine polnische Stelle geschickt werde zu einem 73 Jahre alten Pfarrer. Eine solche Versetzung ist wohl, solange Ermland existiert, noch nicht dagewesen“. Außerdem schützte Reddig die Krankheit seiner Tante, der Mutter der Dargel, vor, die bei ihm wohnte. Es gab auch ein Bittgesuch von 133 Mitgliedern der Kirchengemeinde Freudenberg, der Bischof möge ihnen doch Kaplan Reddig lassen, der „in seinem Amte voller Eifer, unermüdlich im Beichtstuhle, mit den Kindern in der Schule liebevoll“ sei (14. November 1891), und es herrschte „ein gerechter Zorn über solche Rücksichtslosigkeit des Bischofs“. Doch schrieb Pfarrer Boenigk am gleichen Tage, es werde in der Pfarrei keine Ruhe geben, wenn der Kaplan nicht abziehe. Die Dargel habe am vergangenen Donnerstag in der Wohnung des Lehrers Zimmermann wieder „ihre Gastrolle im Starrkrampfe gegeben“, der auch Auswärtige beiwohnten.

Nun befahl das Ordinariat Reddig am 16. November 1891, innerhalb von acht Tagen sein Amt in Kalwe anzutreten, widrigenfalls er ab officio et beneficio suspendiert werde. Als er hartnäckig blieb, wurde diese Strafe wirksam und der Kaplan konnte nun kein Meßopfer mehr feiern, keine Seelsorge mehr ausüben. Auf des Bischofs Weisung begab er sich ins Marienhospital nach Allenstein, wo ihm Erzpriester Karau von nun an keine priesterlichen Funktionen mehr gestattete. Reddig fühlte sich durch diese Maßnahmen tief getroffen. Er bat, ihm die Zelebration wieder zu erlauben und deutete an, daß er noch einmal nach Rom schreiben wolle. Der Erzpriester meldete nach Frauenburg, daß die Umgebung Reddig nicht für krank halte, weil er wohlgenährt aussehe, allerdings an Schlaflosigkeit und Herzklopfen leide. Bischof Thiel antwortete, man könne den Kaplan nicht daran hindern, sich nach Rom zu wenden, doch sei das „fast frivol“, da die Kongregation der Inquisition ihm als Ordinarius schon im August mitgeteilt habe, er möge dafür sorgen, daß Reddig künftig nicht weiter an den Papst schreibe. Er müsse als Bischof auf dessen „rückhaltloser Unterwerfung“ bestehen. Am 11. Dezember 1891 bestätigte das Geistliche Gericht in Frauenburg in erster Instanz, daß Kaplan Michael Reddig suspendiert sei.

In dieser für ihn verzweifelten Situation fuhr Reddig noch in den letzten Tagen des Jahres nach Rom. Von dort schrieb er an Bischof

Thiel, er möge ihm diese Reise nicht übelnehmen. Dazu fügte er Schreiben des Dominikaner-Erzbischofs Sallua und des bekannten Rektors des Collegium Germanicum und späteren Kardinals Andreas Steinhuber SJ bei, die für ihn als einen „unglücklichen Priester“ Fürsprache einlegten. Thiel antwortete Steinhuber umgehend, betonte, daß Reddigs „Sache nicht so harmlos sei“ und schilderte ausführlich des Kaplans Rolle in der Dargelsache, wobei er bat, diesen Bericht auch an Sallua und die Kardinalskongregation des Heiligen Offiziums weiterzureichen.

Am 18. Januar 1892 kehrte Reddig unverrichteter Dinge, denn die Aufhebung der Suspension hatte er nicht erreicht, nach Allenstein heim und bat den Bischof um Geld für Kleidung und Bücher. Thiel antwortete, daß er zwar für des Bittstellers Aufenthalt im Marienhospital aufkomme, aber „einem ungehorsamen Priester keine weitere Unterstützung gewähren“ wolle. Wenn er auch dessen Versetzung nach Kalwe aufgehoben habe, trage er doch Bedenken, „ihm ferner die Jurisdiktion zur Seelsorge zu geben“, da müsse „die Entscheidung des Apostolischen Stuhles abgewartet werden“. Als Reddig ein zweites Mal in Frauenburg bat, daß er, „ein Invalide, der dem Bischof künftig gehorchen“ wolle, wieder zelebrieren dürfte, was ihm in Rom möglich gewesen sei, antwortete Thiel hart. Er habe Reddig „bisher stets mit einer großen Milde behandelt“. Dessen mehrfache Versetzungen hätten „mehr einen medizinalen Sinn als den Charakter einer Strafe“ gehabt. Aber der Kaplan müsse „wegen seiner offenen Opposition gegen die Bischöfliche Behörde in Sachen der angeblichen Offenbarungen der Justina Dargel nicht mehr zu den emeriti, sondern zu den demeriti gerechnet werden“. Und nach Rom schrieb der Bischof an den Dekan der Rota, Monsignore de Montel, unter Beilage eines lateinischen Berichts über die Dargel-Anhänger für den Kardinal Monaco, und bat, wenn Reddig dort wieder auftauche, „ihn so zu behandeln, wie es einem widerspenstigen suspendierten Priester gebührt“. Unterdessen bat dieser seinen Oberhirten zum dritten Mal um die Wiederzulassung zur Zelebration, was man in Allenstein sehr wünsche, und klagte, daß er ohne sie „der Schmach ausgesetzt“ sei. Sonst sei er verpflichtet, nochmals nach Rom zu reisen. Dort glaube man, daß die Sache der Dargel „nicht so ganz ohne ist, aber die Herren wissen nicht, ob es von oben oder von unten kommt“.

Reddig scheint übrigens als Bittsteller in der Ewigen Stadt keinen ganz schlechten Eindruck gemacht zu haben, da verschiedene Persönlichkeiten von dort sich bei Bischof Thiel immer wieder für ihn einsetzten. Dennoch blieb man in Frauenburg auch weiterhin hart und versagte dem Kaplan jede finanzielle Unterstützung, „solange er in offener Opposition gegen den Bischof“ beharre (28. April 1892). Diese ablehnende Haltung rief bei dem übersensiblen Reddig schließlich die Reaktion hervor, daß er nun tatsächlich in Gegnerschaft zu seinem Bischof geriet und sich diesem gegenüber sogar zu versteckten Drohungen hinreißen ließ. Im Brief vom 18. Mai 1892 fragte er an, ob der Adressat denn wolle, daß er „zerlumpt einher-

gehe“ und sich „auf den Bettel verlege“ und ob dieser ihn, der doch „kein fluchwürdiges Verbrechen begangen“ habe, vernichten wolle, und deutete an: „Es könnte nach wenigen Jahren geschehen, daß manche Herren, die sich so klug und weise dünken, infolge Eintreffens unerwarteter Ereignisse etwas im Geiste verwirrt werden, auch könnte dann leicht die Mitra eines Bischofs ins Wanken geraten und überhaupt manche Herrlichkeit ein jähes Ende nehmen.“

In der Folgezeit bis gegen Ende 1893 ereignete sich im Hinblick auf Reddig nichts Neues. Ein Duzfreund von Bischof Thiel, Kaplan Viktor Jasinski in Allenstein, berichtete im September 1892 an den Bischof: „Über den alten Freund Reddig kann ich Dir leider wenig genug berichten. Er geht spazieren, baden, betet sein Brevier, geht zur hl. Messe in der Klosterkapelle, am Sonntag kommt er zum Pfarrgottesdienst und nimmt unter den Laien Platz, hin und wieder verweist er auch auf mehrere Tage, niemand weiß, wohin“, die Krankenschwestern bedauerten, daß er nicht zelebrierte und hielten ihn für einen musterhaften Priester. Zu den Geistlichen käme er, obwohl oft eingeladen, nicht, er werde wohl kaum seine Gesinnung ändern, sei „zu verbohrt und verbockt.“

Aus anderen Nachrichten geht hervor, daß diese „Reisen“ Reddigs zu Justina Dargel nach Rößel gingen oder zu deren Anhängern, z. B. Josef Fox in Seeburg (Dezember 1893). Im Verhalten der Seherin hatte sich in diesen Jahren nichts geändert. Sie wohnte noch mit Mutter und Schwester zusammen und empfing häufig Besuche. An jedem Donnerstag fiel sie in eine halb- oder dreiviertelstündige Ekstase, an ihrem schmerzhaften Gesichtsausdruck erkannte man dabei ihr Mitleiden mit dem Heiland. Einigen zeigte sie ihre Seitenwunde, was diese zum Weinen brachte. So meinten viele, „daß dies etwas Übernatürliches von Gott sein muß“, wie es Besitzer Franz Fox aus Schönwalde an das Ermländische Domkapitel schrieb (25. Februar 1891). Erzpriester Conradt von Seeburg sah sich genötigt, über „die falsche Frömmigkeit“ zu predigen, weil immer mehr Leute die Rößeler Seherin aufsuchten, nicht nur, um ihre Ekstasen zu erleben, sondern auch, um sich nach dem Zustand der Seelen verstorbener Angehöriger zu erkundigen¹⁹⁾.

Die ermländischen Seelsorger hatten mit den Anhängern der Dargel allerhand Schwierigkeiten. Die Prophetin selbst und die sich offen zu ihr Bekennenden waren exkommuniziert, d. h. vom Sakramentenempfang ausgeschlossen worden. Die Berechtigung dieser Kirchenstrafe wollten sie nicht einsehen, beschwerten sich und versuchten immer wieder, in Nachbarkirchen, wo sie unbekannt waren, sich die Sakramente zu „erschleichen“. So erkannte man z. B. unter

19) So meldete im März 1892 ein anonymes Schreiben nach Frauenburg, eine Gertrud Langhanki aus Alt-Vierzighuben habe die Dargel nach den Seelen verstorbener Verwandter gefragt. Eine Witwe namens Rosa aus Seeburg wohnte einer Ekstase der Seherin bei, wobei diese äußerte, daß die Mutter der Besucherin „im Fegefeuer schwer zu leiden“ habe und man 123 hl. Messen für sie lesen lassen sollte.

vielen Pilgern in Heiligelinde die Dargel nicht, und es gelang ihr sogar einmal, bei Kaplan Reddig, dem die Absolutionsgewalt über sie ausdrücklich entzogen worden war, zu beichten. Im Volksmunde ging das Gerücht um, Justina werde, da sie in der Kirche an der heiligen Kommunion nicht teilnehmen dürfe, „jeden Donnerstag von einem Engel kommuniziert“. In breiter Öffentlichkeit bekannt wurde der Fall der Veronika Erdmann aus Freudenberg, deren Bruder mit der Dargel verschwägert war, eine der fanatischsten Anhängerinnen der Seherin. Die Erdmann hielt sich häufig in Rößel auf und wurde dort als Exkommunizierte an der Kommunionbank von den Kaplänen Hohmann und Werner übergangen. Sie zeigte darauf die Geistlichen bei Gericht wegen Beleidigung an, so daß sich diese vor dem Schöffengericht in Rößel rechtfertigen mußten. Obwohl, wie es in den Akten heißt, die protestantischen Richter den „Katholiken nicht wohlgeneigt“ und Staatsanwalt Dr. Katz „mosaisch“ war drang die Klägerin nicht durch. Auch ihre Berufung beim Landgericht in Bartenstein wurde verworfen, und sie mußte die Kosten tragen. Dennoch machte die Bewegung um die angebliche Prophetin der bischöflichen Behörde noch weiter Sorge. Bischof Thiel forderte Erzpriester Conradt von Seeburg und Pfarrer Bönigk von Freudenberg, also die Seelsorger der Orte, wo die Sekte am stärksten vertreten war, auf, ihm laufend Bericht zu erstatten. Denn „es wäre mir sehr unangenehm, wenn ich wieder schließlich die Wahrheit nur durch protestantische Richter oder Regierungsbeamte, nicht durch unsere kirchlichen Organe erfahren könnte“ (8. März 1892). Als sich mehrere Dargelanhänger über den Ausschluß von den Sakramenten beklagten, äußerte Thiel, daß bei diesen Leuten „bei aller scheinbaren Willigkeit schon schismatische Verbissenheit durchschimmere“.

Entscheidend für das weitere Verhalten der Dargel und ihrer Anhänger war, daß Justina nicht nur allgemeine Redensarten über einen nahen Weltuntergang von sich gab, den aber Gott auf ihre Gebete hin noch hinausschiebe, sondern daß sie auch konkreter von vielen großen Übeln wie Krieg, Überschwemmungen, Seuchen, die über Deutschland, besonders aber Ostpreußen kommen würden, redete. Im April 1894 hielt sich die Dargel in Wuslack, in der Fronleichnamsoktav, wie Pfarrer Steinsohn berichtete, bei Familie Reimann in Glottau auf. Im Laufe des Sommers verschwand die Seherin dann für immer aus Ostpreußen. Reddig, der über ihr Vorhaben sicher näher Bescheid wußte, schrieb am 22. September 1894 in unbestimmten Wendungen an den Bischof, daß sie „in weite Ferne gezogen mit der Absicht, in ein Kloster zu treten.“ Ein anderes Mal wurde sogar die Stadt Alexandria in Ägypten als ihr Reiseziel angegeben. Es ist leider aus den heute noch vorhandenen Dokumenten nicht zu ersehen, wie ihre Route verlief und was sie damals eigentlich beabsichtigte. Jedenfalls blieb sie mit ihren Anhängern in enger brieflicher Verbindung. Nach einigen Wochen ließ sich die Dargel mit dem Kreis ihrer Verehrer in der damals zu Österreich gehörenden großen Hafenstadt Triest nieder. Dort hatte der wohlhabende Brauereibesitzer Josef Fox aus Gr. Lemkendorf ein Grundstück mit Haus

gekauft, um einen „Weinschank“ zu betreiben. Darin nahm er die Seherin mit Mutter und Schwester auf. Andere Ermländer machten sich in der Nähe seßhaft.

Die Frage erhebt sich, warum die Auswanderer gerade nach Triest zogen. Es heißt, die Dargel habe prophezeit, daß dieser Ort von den großen, nah bevorstehenden Heimsuchungen verschont bleiben solle. Interessant wäre es, zu erfahren, warum die Seherin auf diese Stadt verfiel. Vielleicht ließ sie sich durch irgendeinen Zufall leiten, in dem sie den Willen Gottes erkannte, vielleicht wurde sie auch durch eine im Volksglauben lebendige und mündlich verbreitete Weissagung bestimmt. Jedenfalls weilte Justina Dargel von nun an bis zu ihrem Tode 1926, also über 30 Jahre lang, in der Vorstadt Guardiella in der Pfarrei San Giovanni von Triest.

Der große Einfluß, den die Seherin auf die ihr ergebenden Kreise ausübte, zeigte sich darin, daß ihr nun viele ihrer Anhänger nach Verkauf ihrer Habe in das südliche Österreich folgten und sich dort „zu einer förmlichen Kolonie“ zusammaten. Wenn man bedenkt, wieviel dazu gehört, daß bäuerliche Menschen ihr doch oft seit Generationen im Familienbesitz befindliches Haus und den Hof aufgeben, um in die Fremde und eine völlig ungewisse Zukunft zu ziehen, erkennt man, wie diese Frau die Menschen zu beeindrucken und zu verführen verstand, ohne doch eine eigentliche Betrügerin zu sein.

Akten über die Auswanderung dieser Ermländer aus Deutschland und ihre Einwanderung nach Österreich, die ja bei den Behörden entstanden sein müssen, sind heute weder unter den Beständen der Regierung Königsberg und Allenstein im Staatlichen Archivlager der Stiftung Preußischer Kulturbesitz in Göttingen noch im Österreichischen Staatsarchiv und dem Allgemeinen Verwaltungsarchiv in Wien greifbar²⁰⁾. Lediglich einige Schriftstücke aus den Jahren 1896 und 1897 im Diözesanarchiv Triest bieten Nachrichten über die nach Triest gezogenen Anhänger der Dargel.

Es ist nicht möglich, völlig genaue Angaben über die Anzahl der Ermländer in Triest zu machen. Denn einige brauchten länger, sich vom heimatlichen Boden zu lösen und mit Verkauf oder Übergabe ihres Besitzes fertig zu werden, andere Emigranten kehrten ziemlich bald wieder enttäuscht heim, einige wenige gewöhnten sich in der Fremde ein und kamen nie zurück. Eine Eingabe der Dargelanhänger vom April 1897 an das Bischöfliche Ordinariat in Triest trägt 32 eigenhändige Unterschriften der Auswanderer. Da es sich dabei um Haushaltsvorstände handelt und außer Justina Dargel selbst mit Mutter²¹⁾ in fast jeder Familie mehrere Kinder hinzuzurechnen sind, so ist wohl die Aktennotiz der Bischöflichen Behörde in Triest richtig, die am 20. August 1897 von „einigen Familien aus der Ermländer Diözese (circa 100 Personen)“ spricht.

20) Laut Auskünften aus Wien vom 23. und 24. Februar und aus Göttingen vom 25. April 1978.

21) Der Name von Justinas Halbschwester Euphrosyna Ahlfänger findet sich ebenfalls mit bei den Unterschriften.

Von der Dargel selbst war in den folgenden Jahren nicht mehr viel zu hören, wenn auch ihre üblichen Ekstasen und Prophezeiungen weitergingen und sie noch länger den Mittelpunkt der Auswanderer bildete. Mehr mußten sich die kirchlichen Behörden um den Priester Michael Reddig kümmern. In Allenstein wollte man ihn nicht gern länger behalten, da er ja keine Seelsorge ausüben durfte und „geistig sehr defekt“ sei ²²⁾. Einen Vorschlag Bischof Thiels, „in die Krankenanstalt der Alexianer nach Mönchengladbach überzusiedeln“, lehnte der Kaplan ab, da er „nicht irrsinnig“ sei, seinen „gesunden Verstand noch besitze“ und „Anspruch auf Pension“ habe. Die Reaktion aus Frauenburg war scharf: Er sei „seit Menschengedenken der einzige Priester im Ermland, der bei seiner Versetzung auf eine andere Stelle dem Bischof den Gehorsam verweigerte“, er solle gewissenhaft Auskunft geben, ob er nun jeden persönlichen und schriftlichen Verkehr mit der Dargel abgebrochen habe. Reddig betonte in seiner Antwort, daß diese ja Ostpreußen verlassen habe und bat nochmals, ihm doch die Zelebration der hl. Messe wieder zu gestatten (22. September 1894). Zwei Monate später kam er um die Litterae Dimissoriales (Entlaßschreiben aus dem Bistumsverband) ein, um in eine andere Diözese gehen zu können. Diese Urkunde wurde ihm in Frauenburg erst am 31. Januar 1895 ausgestellt, sie enthielt neben seinen persönlichen Daten in lateinischer Sprache den Vermerk, daß er entgegen den kirchlichen Vorschriften die Privatoffenbarungen einer Frau von der Kanzel verbreitet und bei einer Versetzung dem Bischof den Gehorsam verweigert habe. Es war klar, daß der Kaplan mit einer solchen Entlassung in keine andere Diözese aufgenommen werden würde. Traurig verteidigte er sich in einem Briefe vom 3. April 1895, bei der Dargel handele es sich nicht um eine „Frau“ (mulier), sondern um eine begnadete Jungfrau. Er habe „die Angelegenheit der Justina Dargel als Gottes Sache erkannt und sie auch dem lieben Gott überlassen“. Zugleich bat der Schreiber, sich nochmals nach Rom begeben zu dürfen.

Das konnte der Bischof nicht verhindern, wenn er dazu auch keine offizielle Erlaubnis gab. Vielleicht war er im Grunde froh, wenn Reddig das Ermland verließ. Ende August holte der Kaplan sein Gepäck aus Allenstein und reiste in die Ewige Stadt. Dort scheint er wiederum keinen schlechten Eindruck gemacht zu haben, denn er teilte am 25. Oktober 1895 nach Frauenburg mit, daß er die hl. Messe nun wieder halten dürfe. Er habe den Heiligen Vater in Audienz sprechen können, seine Sache käme zum zweiten Mal vor die Glaubenskongregation, deren Verhandlung er nun abwarten müsse. Bischof Thiel wandte sich daraufhin am 5. November nach Rom, er wundere sich, daß Reddig als ein von seinem Ordinarius wegen schweren Ungehorsams suspendierter Priester ohne Anhörung seines Bischofs in Rom zur Zelebration habe zugelassen werden können. Der Rektor des deutschen Kollegs Santa Maria dell' Anima in

22) So Dr. Kornalewsky am 22. September 1894 an den Bischof.

Rom, Protonotar Franz Nagl, antwortete Thiel, daß Reddig von keiner kirchlichen Behörde in Rom eine solche Erlaubnis erhalten habe. Zwei Wochen später wird von einem Geistlichen, der das „auf Umwegen erfahren haben will“, nach Frauenburg gemeldet, „daß sich Reddig mit der Justina Dargel in Rom aufhält, um dort die Wundergeschichten für Wahrheit erklärt zu sehen“. Doch ist diese Angabe nirgendwo anders belegt und unwahrscheinlich. Sicher stand der Kaplan damals mit der Seherin in brieflicher Verbindung, doch gibt es keinen Beweis dafür, daß Justina persönlich in Rom auftrat. Etwas später schrieb der bekannte Gelehrte, Rektor des Camposanto Teutonico, Anton de Waal, ebenfalls an den ermländischen Bischof. Er habe im Auftrag des Heiligen Offiziums mit dem Priester Reddig verhandeln und Dolmetscher sein müssen. Nach langem Widerstreben habe sich der Delinquent endlich unterworfen. Da Justina Dargel nun „nach Alexandria oder nach Jerusalem fort sei“²³⁾ und nie nach Ermland zurückkehre, sei die Quelle der ganzen Verwirrung verstopft. Man habe Reddig die Zelebration nicht gestattet, doch habe er bona fide gehandelt. Nun könne der Bischof wohl dessen Suspension aufheben. Denn Reddig hoffe, im Bistum Köln Aufnahme zu finden, da Kardinal Krementz ihn einst im Ermland ordiniert habe. Aus dieser Bemerkung de Waals geht hervor, daß der Kaplan bei seinem früheren Ordinarius, den er aus seinen ersten Priesterjahren kannte, größeres Verständnis erhoffte als bei Andreas Thiel. Darum richtete Reddig von Rom aus erneut nach Frauenburg die Bitte um Entlassung (18. Dezember 1895). Doch meinte der ermländische Bischof, vor allem de Waal über die Dargelsekte aufklären zu müssen, die nicht so harmlos sei, wie jener es annähme. Denn die angebliche Seherin habe sich „für die Erlösung der Seelen“ hohe Meßstipendien geben lassen. Sie werde immer noch mehr fromme aber einfältige Personen nach sich nach Triest ziehen. Reddig sei wahrscheinlich ab April dort mit ihr zusammengewesen. Er wolle Unterwerfung und Widerruf des Kaplans in seiner Diözese bekannt machen, um andere Ermländer zu warnen. Dennoch schrieb de Waal im Januar 1896 noch einmal zu Gunsten Reddigs nach Frauenburg. Jetzt bat er den Bischof, „den Armen, der mehr aus geistiger Beschränktheit als aus bösem Willen sich verfehlt hat“, die in Aussicht gestellte Reiseunterstützung bald zu gewähren, da das Heilige Offizium den schnellen Abzug Reddigs aus Rom wünsche. Die Diözese Köln, sei, da weit vom Ermland, sehr geeignet zur Aufnahme des Kaplans. Ende Januar bestätigte Reddig seinem Ordinarius den Empfang von 150 Mark und teilte mit, daß er nun in eine andere Diözese gehe. Doch scheint der Plan einer Aufnahme ins Bistum Köln, falls der Kaplan sich wirklich ernsthaft darum beworben haben sollte, gescheitert zu sein²⁴⁾. Denn bald darauf treffen wir ihn

23) In diesem Fall hat Reddig, der sicher wußte, daß die Dargel in Triest weilte, die Unwahrheit gesagt.

24) Reddig behauptete später, auf ein zweimaliges Gesuch an Kardinal Krementz um Aufnahme in die Kölner Diözese keine Antwort erhalten zu haben.

wieder im Kreise der Prophetin und ihrer Anhänger in Triest an.

Dort in der großen, damals österreichischen Hafenstadt, die das Tor für Auswanderungen in den vorderen Orient war, wohnte der ermländische Geistliche wahrscheinlich in dem von Josef Fox in der Vorstadt Guardiella erworbenen Haus²⁵⁾, jedenfalls unter einem Dach mit Justina Dargel. Wenn auch sein im Juli 1896 an das Triester Ordinariat gerichtetes Gesuch, ihm das Amt des Deutschpredigers an der neuen Antoniuskirche zu übertragen, ablehnend beschieden worden war, so begann er doch, auch ohne Aufhebung seiner Suspension wieder zu zelebrieren und unter seinen Landsleuten geistliche Funktionen auszuüben. Aus einigen in die Heimat gerichteten Schreiben verschiedener Ermländer geht hervor, daß sich das gewohnte Treiben um die Seherin in Triest forsetzte. So hörte z. B. Kaplan I. Klein in Guttstadt einiges darüber von dem Besitzer Poschmann aus Glottau, der „neulich aus Triest an das Krankenzimmer seines Vaters gekommen“ sei. Die „größten Kindereien und Überschwänglichkeit“ würden dort getrieben, in der Woche hätten sie „viele Male Aussetzung des Allerheiligsten“ usw. Und noch immer wäre die Rede von den „ewigen drohenden Gefahren, die Ermland treffen sollen“!

Reddig konnte allerdings nicht annehmen, daß die Tatsache seiner Suspension den kirchlichen Behörden von Triest auf die Dauer verborgen blieb. Am 3. März 1897 fragte der dortige Bischof Andreas Maria in Frauenburg an, warum der Kaplan, der etwas verdächtig erscheine, und seine Gefährten hier weilten. Die Antwort lautete, man solle diese Umstände doch in Triest selbst herausbringen, jedenfalls sei Reddig aber der Verkehr mit der Justina Dargel untersagt. Anfang April begab sich darauf der Bischof persönlich in die Vorstadt, um den Priester zu verhören. Er untersagte ihm als einem Suspendierten erneut die Zelebration und fragte ihn, warum er mit der Jungfrau in einem Hause wohne. Reddig erklärte zu seiner Entschuldigung, daß diese Frau echte Visionen habe, ebenso äußerten sich andere Ermländer. Dies alles meldete der Triester Ordinarius dem ermländischen Bischof und fügte hinzu, die Auswanderer seien „übrigens bereit, in ihre Heimat zurückzukehren“, fürchteten sich aber „vor dem Eide, der ihnen dort abverlangt werden“ solle²⁶⁾. Die Leute besuchten in Triest die Predigten, empfangen auch die Sakramente, er wolle wissen, ob sie kirchlichen Zensuren unterworfen seien. Aus diesem Briefe geht hervor, daß sich schon Enttäuschung und Mißstimmung unter den Auswanderern zu verbreiten begonnen hatte, deren Mittel langsam zu Ende gingen und die auch hin und wieder von Einheimischen betrogen worden sein sollen.

Doch hielten die meisten von ihnen vorläufig noch an ihrer Prophetin und deren Protektor Reddig fest. Wohl unter Leitung und

25) Reddig schreibt, daß er in Triest „eine von einem deutschen Aussiedler angebotene Wohnung“ bezogen habe.

26) Gemeint ist der Eid, die Offenbarungen der Dargel nicht mehr für übernatürlich anzusehen, was zur Lösung von der Exkommunikation erforderlich war.

Federführung des auch an der Spitze der Unterschriften stehenden Ehepaars Josef und Magdalene Fox schickten sie einen von 32 Namen unterzeichneten²⁷⁾, noch heute erhaltenen Brief an den Triester Bischof mit der Bitte, dem von ihnen mitgebrachten Geistlichen Reddig doch „das Zelebrieren, Beichtthören und Kommunizieren gestatten zu wollen und ihn in die Diözese aufzunehmen“. Denn sie hätten viel zu leiden und seien nun „ihres Beichtvaters und Seelenführers, der doch nichts verbrochen hat, durch große Verleumdungen beraubt“. Unter ihnen seien so viele Kranke und Schwache, die nicht bis in die Stadt gehen könnten, der Vorstadtpfarrer sei schon alt und schwach, auch habe man sie „hin und wieder vom Beichtstuhle gewiesen“. Auf dem Aktenstück findet sich das Konzept der Antwort des Triester Ordinariats vom 28. April 1897 an die Ermländer: „Der Priester Reddig ist bekanntlich in einen canonischen Prozeß verwickelt, und bis nicht die schwierige Sache einem Ende zugeführt sein wird, ist es jedem Bischofe unmöglich, denselben in die Diözese aufzunehmen.“ Was die Suspension Reddigs angehe, so könne da allein der Bischof von Ermland helfen, dessen Jurisdiktion der Kaplan immer noch unterstehe.

Bischof Thiel hatte unterdessen die Nachrichten über die Auswanderer und ihren Kaplan nach Rom gemeldet und weitere Verhaltensmaßregeln erbeten. Am 20. Mai 1897 teilte ihm das Heilige Offizium mit, daß er die Suspension des Reddig und die Exkommunikation der Dargel aufrechterhalten und dafür sorgen solle, daß beide getrennt würden. Schon am 31. Mai berichtete der rriester Bischof nach Frauenburg, daß er Reddig das entsprechende römische Dekret ausgehändigt habe. Dazu fügte er die Nachricht, er habe vom Pfarrer der Vorstadt, wo die Ermländer wohnten, gehört, daß sich von ihnen schon zehn wieder auf die Reise in die ostpreußische Heimat begeben hätten.

Reddig, der nun alle Hoffnung auf eine Rehabilitierung inmitten seiner Landsleute und in der Nähe der Dargel aufgeben mußte, suchte im August 1897 vergeblich um Aufnahme in die Erzdiözese Wien nach. Die Bitte wurde abgeschlagen, als man dort von Bischof Thiel erfahren hatte, daß der Kaplan von neuem suspendiert worden sei. 1898 begab er sich darum wiederum nach Rom, wo er um die Zulassung zu den priesterlichen Funktionen kämpfte. In einem ausführlichen Brief an seinen Frauenburger Ordinarius schilderte er, daß die Dargel vergeblich versucht habe, in einer Stadt in Ägypten in ein Kloster „zum Kinde Jesu“ aufgenommen zu werden²⁸⁾, es sei

27) Unterschrieben haben vier Familien Fox, drei Familien Bormann, zwei Familien Kretschmann, die Familien Böhm, Lingnau, Gerick sowie die Einzelpersonen Erdmann, Schwenzfeuer, Noack, Flack und Ahlfänger (die Halbschwester der Justina Dargel).

28) In früheren Briefen ist von der Stadt Alexandria in Ägypten die Rede. Vielleicht handelt es sich um das Kloster der Soeurs du St. Enfant Jesus daselbst.

das nur an ihrem vorgerückten Alter und zu geringem Vermögen gescheitert. Auch in Triest hätten „fromme und gelehrte Männer“ einen Betrug für ausgeschlossen gehalten und glaubten, „daß die Dargel-Sache von Gott“ sei. Im Ermland behauptete man jetzt, er sei von der Seherin abgerückt und habe ihre Offenbarungen für Schwindel erklärt. Aber „das konnte ich nicht tun und habe es auch nicht getan“, er habe sich nur dem Urteil des Hl. Stuhles unterworfen. Auch wehre er sich dagegen, daß er und die der Dargel Anhängenden von Thiel als „Ketzer“ bezeichnet würden. Ketzer könne man doch nur durch Leugnung einer geoffenbarten Glaubenswahrheit werden!

Endlich wurde Ende 1898 oder Anfang 1899 Reddigs Suspension in Rom aufgehoben²⁹⁾, nachdem dieser nochmals erklärt hatte, sich in allem dem Urteil des Papstes zu unterwerfen. Kardinal Parocchi wies ihn an, Rom vorläufig nicht zu verlassen und in der Kirche San Giovanni dei Fiorentini³⁰⁾ zu zelebrieren. Neben diesem Gotteshaus, in der Mole dei Fiorentini 8, stand ihm eine bescheidene Wohnung zur Verfügung. Da der Kaplan aber als Fremder kaum viele Meßstipendien erhielt und in drückender Armut lebte, wandte er sich am 27. März 1899 noch einmal um Unterstützung an Bischof Thiel. Er wies darauf hin, daß dieser ihm Fronleichnam 1894 im Allensteiner Hospital eine regelmäßige Beihilfe zugesagt habe, sobald ein anderer Bischof ihn aufnehmen werde. Jetzt ließ sich der ermländische Ordinarius endlich erweichen und sicherte dem Bittsteller eine jährliche Geldzuwendung zu, wenn auch sein Schreiben noch ziemlich kühl und abweisend gehalten war. Er habe gehofft, daß Reddig „das insolente Schreiben, welches er zuletzt an mich gerichtet“, vorher wiedergutmache, „da nicht verlangt werden kann, daß ich einem Priester, der sich in voller Opposition gegen seinen Bischof befindet, noch Unterstützung gewähren soll“. Er wisse auch nicht, ob Reddig überhaupt noch „als Priester seiner Diözese zu betrachten ist“. Doch besaß der Kaplan wegen des guten Eindrucks, den er in Rom auf mehrere höhere Geistliche machte, noch den einen oder anderen Gönner, der ihn nicht vergaß. So ließ ihm z. B. der bekannte Dominikanerkardinal Frühwirt Anfang 1900 zweimal eine größere Geldsumme zukommen.

In seinem Kampfe um die Anerkennung der Offenbarungen der Justina Dargel, an die er nach wie vor fest glaubte, hatte Reddig allerdings keinen Erfolg. So schrieb ein Vertreter des Hl. Offiziums am 14. November 1900 deswegen an Bischof Thiel, man habe die Dargel nicht anerkannt, und solche „Geschichten kommen sehr viele nach Rom, und von 100 sind kaum zwei, die nicht verworfen werden“. Er bestätigte auch, daß der Kaplan nach wie vor als Priester zur Diözese Ermland gehöre.

Endlich eröffnete sich Reddig nach seinen vergeblichen Versu-

29) Der genaue Zeitpunkt ist aus den noch erhaltenen Dokumenten nicht ersichtlich.

30) Am Ostufer des Tiber, St. Peter gegenüber gelegen.

chen, in den Diözesen Köln und Wien oder auch in Böhmen seelsorglich zu wirken, eine Aussicht auf ein neues Tätigkeitsfeld. Er erfuhr, daß in dem in Kärnten gelegenen Bistum Gurk Priestermangel herrschte. Der frühere Triester Deutschprediger Pfarrer Karl Rono³¹⁾ in St. Ulrich im Lawanttal, der die ermländischen Auswanderer kennen- und schätzengelern hatte, vermittelte Reddig eine Aushilfsstelle in einer ihm nahen Benediktinerpfarre, wie er auch im Auftrag seines Bischofs einigen ermländischen Familien zu Grundstücken „im fruchtbaren Lawanttal“ verhalf. Über des Kaplans Tätigkeit dort ist nichts bekannt, wir erfahren nur, daß er nun wieder in engere Beziehungen zu Justina Dargel kam. Diese wohnte zwar noch weiterhin in Triest, wo sich ihre „Erscheinungen“ fortsetzten³²⁾, hielt sich aber mehrfach länger bei der ihr anhängenden Familie Erdmann im nahen Eidweg bei St. Andrä in der Pfarrei St. Ulrich auf. Als Reddig Ende 1905 einen Schlaganfall erlitt, ließ er sich dort im Hause zwei Monate pflegen. Gern wäre er zusammen mit Justina für immer in dieser Pfarrei geblieben. Dies aber konnte und wollte Pfarrer Rono nicht dulden, da es am Orte nur eine „Priesterstelle“ gebe. Auch gefiel ihm nicht das gewinnsüchtige Treiben der Seherin, „die wirklich schon ein paar vermögende Bäumrinnen ins Garn fing, die für die Erlösung der Seelen ihrer Verwandten aus dem Fegefeuer der Justina mit Hunderten von Gulden dienen sollten“ und denen sie riet, „nach Triest zu ihr zu ziehen, gerade so, wie sie es im Ermland getan hat“³³⁾. So war es verständlich, daß Rono Reddig die Zelebration am Orte verbot und die Abreise beider veranlaßte.

Endlich fand der Ruhelose, so viel Umhergetriebene eine neue Tätigkeit als Benefiziat und Aushilfspriester weitab vom Kärntener Lawanttal im Wallfahrtsort Maria Seesal in der Marktgemeinde Ybbsitz in Niederösterreich. Dort wurde er am 7. November 1906 im „festlich geschmückten Ort empfangen“, starb aber bald darauf bereits am 20. Januar 1907 sehr fromm nach Empfang der Sterbesakramente durch einen Karmeliter und wurde auf dem Friedhof in Ybbsitz beerdigt. Es muß Reddig gelungen sein, in den wenigen Wochen die Achtung und Liebe der Bevölkerung zu gewinnen. Dafür zeugt nicht nur ein Nachruf in dem örtlichen Blatt „Der Ybbsbote“³⁴⁾, sondern auch die Worte auf dem Totenzettel, der an einige Freunde ins Ermland gesandt wurde: „Er war ein wahrer Diener Gottes, seine Ruhe und Geduld in Leiden und in seiner langwierigen Krankheit waren groß. Dabei war er ein besonderer Verehrer der Gottesmutter und des bitteren Leidens und Sterbens unseres Erlösers. Seine letz-

31) Der Name lautet „Rono“, nicht „Rous“, wie es im maschinengeschriebenen Bericht im Allensteiner Diözesanarchiv heißt.

32) Am 7. Februar 1902 meldete ein Priester: „Ich hatte Gelegenheit, in Triest den Erscheinungen der so merkwürdig begnadeten und ausgezeichneten Justina Dargel, die ich im Sommer kennengelernt, beizuwohnen.“

33) Der Brief Ronos, der leider kein Datum trägt, muß gegen Ende 1905 anzusetzen sein.

34) „Unsere Bevölkerung schätzte den überaus frommen Priester sehr hoch.“

ten Worte waren: Mein Jesus, Barmherzigkeit! Süßes Herz Mariä, sei meine Rettung!“

Die Seherin Justina Dargel überlebte ihren Protektor um 19 Jahre und verstarb erst am 18. Juni 1926 in der Pfarrei St. Giovanni in Triest, wie es heißt, fromm und mit der Kirche ausgesöhnt. Ihre Halbschwester Euphrosyna Ahlfänger überlebte sie noch. Bisher ist nicht aktenmäßig festzustellen, wann sich Justina unterwarf und ihr bisheriges Verhalten aufgab. Ebenso war nicht zu erkunden, ob, wie es heißt, frühere enttäuschte Anhänger gegen die Dargel tatsächlich in Österreich einen Prozeß wegen Betrug anstrebten, wie es manche wünschten³⁵). Wenn das der Fall war, dürfte die Prophetin wohl wegen Unzurechnungsfähigkeit freigesprochen worden sein. Denn es steht sicher fest, daß Justina keine Betrügerin im gewöhnlichen Wortsinn war, sondern eine krankhaft schizophrene Persönlichkeit, die sich so in ihre religiösen Ideen hineinsteigerte, daß sie dadurch für andere überzeugend wirkte, was noch durch ein gefälliges, anziehendes Äußere unterstützt wurde.

Was war nun das Schicksal der etwa hundert Ermländer, die auf Betreiben der Dargel ihre Heimat verlassen hatten? Auch darüber geben die Akten wenigstens teilweise Auskunft. Es wurde bereits erwähnt, daß es einigen Familien gelang, sich mit Hilfe des Pfarrers Karl Rono in Kärnten anzukaufen und dort seßhaft zu bleiben. Dazu gehört z. B. jene Familie Erdmann in Eidweg im Lawanttal. In derselben Gegend etwas nördlicher wohnten die Familien Kretschmann, Bormann und Lingnau in Hainsdorf bei Wolfsberg in Kärnten. Diese letzteren hatten sich 1906 völlig von der Dargel losgesagt und nannten deren Offenbarungen in einem mit zehn Unterschriften versehenen Brief an Bischof Thiel einen „Schwindel, der entlarvt werden“ solle. Die Familie Erdmann, die Halbschwester Euphrosyna Ahlfänger wie vielleicht noch die eine oder andere in Triest verbliebene ermländische Familie scheinen der Dargel treu geblieben zu sein. Der größte Teil der Ausgewanderten dagegen reiste nach und nach in die Heimat zurück, selbst wenn sie dort gewisse Demütigungen, finanzielle Einbußen und soziale Nachteile und vielleicht auch Spott in Kauf nehmen mußten. Um wieder am kirchlichen Leben teilnehmen und die Sakramente empfangen zu dürfen, mußten die ehemaligen Dargel-Anhänger das Tridentinische Glaubensbekenntnis ablegen sowie feierlich versprechen, sich von der ganzen Bewegung zurückzuziehen und keinerlei Beziehungen zu Justina Dargel zu unterhalten, worauf dann das Frauenburger Ordinariat den zuständigen Seelsorgern die Vollmacht zur Lösung von der Exkommunikation erteilte. So meldete sich z. B. im Dezember 1896 bereits die Witwe Reimann mit Tochter Mathilde aus Glottau,

³⁵) So schrieb der in Hainsdorf bei Wolfsberg im Lawanttal ansässig gewordene Ermländer Johannes Kretschmann am 20. Dezember 1906 an Bischof Thiel: „Ich, ehemaliger Besitzer im Ermland, erlaube mir zu bitten, daß die Justina Dargel für ihren Schwindel möchte einmal gerichtlich bestraft werden. Ich und viele Ermländer sind durch ihren Schwindel schwer geschädigt worden.“

die aus Triest heimgekehrt waren, während Tochter Barbara, „die die Wundmale der Dargel gesehen“ hatte, noch dort weilte. Die ermländischen Geistlichen, in diesem Falle Pfarrer Steinsohn von Glottau, nahmen sich dieser Leute sehr an, versuchten ihnen ihr Unrecht klarzumachen, sie aber auch wieder in die Gemeinschaft der anderen einzugliedern. Wie schwer manche Dargel-Anhänger materiell gestraft waren, ersieht man aus dem Fall des Bauern Hauschild aus Blankenberg. Er „büßte in Triest sein kleines Vermögen ein und ist jetzt in Guttstadt Arbeiter“. Anderen glückte es, wieder zu Grund und Boden, wenn auch kleineren Umfangs, zu gelangen. So meldete Kuratus Bludau aus Eschenau im September 1898 dem Bischof, Rentier August Poschmann aus Glottau mit Frau sei aus Triest zurückgekehrt und habe jetzt in Eschenau ein kleines Grundstück gekauft. Poschmann erklärte der kirchlichen Behörde, wohl nicht ganz glaubwürdig, daß er „in Triest der dortigen neuen sogenannten kirchlichen Strömung vollständig ferngeblieben“ sei. Er habe seine Wirtschaft in Glottau einst nur verkauft, weil ihm diese zu schwer war, und sei mit Frau und Schwiegermutter nach Triest gezogen, „um Uneinigkeit mit der Familie zu vermeiden“. Zu den engsten Anhängern der Seherin gehörten zwei Generationen der Familie Fox aus Robawen, der Altsitzer Franz Fox mit Frau Justina, geb. Kellmann, und dessen Schwiegertochter Frau Maria, geb. Kellmann, die in Triest „ihren Mann (Franz Fox jun.) und den größten Teil ihrer Habe verloren hatte“. Alle drei kehrten erst im Oktober 1901 ins Ermland zurück und baten Erzpriester Romahn von Rößel, wieder zu den Sakramenten zugelassen zu werden, was man ihnen in Triest verwehrt habe. Maria Fox war nun verarmt zu ihrem Sohn gezogen, der in Robawen ein kleines Anwesen erworben hatte. Als letzte Heimkehrerin kommt in den Akten die Witwe Barbara Gerigk aus Gr. Köllen vor, deren Ehemann Johann Gerigk ebenfalls in der Fremde verstarb. Sie hielt sich zwar schon seit drei Jahren wieder in der Heimat auf, erbat aber erst im März 1903 bei Generalvikar Kolberg in Frauenburg die Lösung von der Exkommunikation. Dieser berichtete über das Gespräch mit ihr, sie habe zugegeben, sich „längere Zeit in San Giovanni bei Triest in der Nähe der Dargel und des Geistlichen Reddig aufgehalten zu haben“. Auf die Glaubwürdigkeit der dortigen Offenbarungen angesprochen, vermochte die Frau von ihrer bisherigen Überzeugung noch nicht ganz abzurücken: „Das Urteil überlasse ich Gott, in Italien resp. Rom ist die Wahrheit jener Vorkommnisse anerkannt.“ Als Kolberg äußerte, daß das auf Irrtum beruhe, „entfernte sich die Gerigk, wie es schien, etwas aufgeregt“.

Alle diese Vorfälle zeigen, daß die „Dargel-Sache“ im Ermland doch manche menschlichen Schicksale bestimmt hat. Vielleicht wäre eine Persönlichkeit wie Bischof Krementz mit etwas leichterer Hand ihrer schneller Herr geworden als der härtere Bischof Thiel. Leichtgläubigkeit, etwas Neugier und Abenteuersucht mögen bei den Anhängern der Seherin und Auswanderern nach Triest mit im Spiele gewesen sein. Aber es waren sicher nicht die schlechtesten, sondern religiös besonders ansprechbare und vielleicht in ihrem ländlichen

oder kleinstädtischen Umkreis nicht ganz ausgefüllte Menschen, die mit Justina Dargel nach Triest zogen und dafür schwer genug gestraft wurden.

Sekta Justyny Dargel na Warmii

Streszczenie

W połowie lat osiemdziesiątych XIX w. powstała na Warmii tzw. sekta Justyny Dargel. Sekta ta potrafiła się utrzymać aż do pierwszych lat XX wieku. Poza Warmia była mało znana, jednak na jej terenie wywołała pewne niepokoje. Autorka przedstawia powstanie i historię tej sekty na podstawie dwóch obszernych dokumentów z Archiwum Diecezji Warmińskiej w Olsztynie, niektórych akt Archiwum Biskupiego z Triestu oraz przekazów późniejszych. Justyna Dargel (urodzona w 1860 r. we wsi Wysokie koło Ełdyt na Warmii), rzekomo obdarzona stygmatem rany boku Chrystusowego i darem proroczym, znalazła posłuch u wikariusza warmińskiego ks. Michała Reddiga (urodzonego w 1842 r. w Henrykowie na Warmii) oraz wśród odwiedzających ją osób w Ornecie, a później w Reszlu. Władze kościelne zachowywały się początkowo z rezerwą, później jednak biskup Andrzej Thiel zawiesił ks. Reddiga w czynnościach kapłańskich oraz ekskomunikował Justynę Dargel i grono jej zaufanych. Miejscem gwałtownych zajść stało się zwłaszcza Kolno Reszelskie, gdzie w 1886 r. ks. Reddig duszpasterzował jako wikariusz. Ponieważ Justyna Dargel przepowiadała Warmii wielkie nieszczęścia, ona oraz 100 jej zwolenników, później także ks. Reddig, wywędrowało z Warmii do Triestu w ówczesnej Austrii. Justyna Dargel zmarła w 1926 r. Emigranci warmińscy osiedlili się częściowo w Karyntii, albo zubożali wracali na Warmię, aż do około 1903 r. Ks. Michał Reddig, pojednany z Kościołem, zmarł w 1907 r. na terenie Dolnej Austrii.

The Dargel Sect in Warmia

S u m m a r y

In the mid-eighties of the nineteenth century the so-called Dargel sect came into existence in Warmia. It survived until the beginning of the 20th century. Little known outside Warmia, the sect roused considerable commotion within. The author describes the origin and the history of this sect by means of two comprehensive documents from the Warmian Diocesan record office at Olsztyn, some documents from the Episcopal record office at Trieste as well as of later reports.

The young woman Augusta Justina Dargel (b. 1860, Hohenfeld near Elditten, Warmia) who was prophetically gifted and reputedly stigmatized with Christ's spear wound in the side found disciples in the Warmian chaplain Michael Reddig (b. 1842, Heinrikau, Warmia) and, later on, in a larger number of visitors to her in Wormditt and, later, in a number of followers in Rößel. Church authorities, at first, remained uncommitted but then Bishop Andreas Thiel suspended Reddig and excommunicated Dargel and her closest friends. Vehement commotion was aroused mainly in Gr. Köllen, where Reddig worked as a chaplain (1886). As Dargel prophesied severe peril for Warmia, she moved to Trieste (then Austria), along with ca. 100 of her followers and, some time later, Chaplain Reddig; she died in Trieste in 1926. Some of the emigrants settled in Kärnten, others returned gradually to Warmia until about 1903, impoverished. Michael Reddig died, rehabilitated, in Lower Austria in 1907.

S. K.

Die NSDAP in Ostpreußen

Besonderheiten ihrer Ausbreitung und Tätigkeit

Von Gerhard Reifferscheid

Drei Phasen kennzeichnen, wie im übrigen Reichsgebiet, die Entwicklung des nationalsozialistischen Parteiapparats und seiner Anhängerschaft im nationalsozialistischen Gau Ostpreußen: die Zeit vor dem Hitler-Putsch 1923, die Periode des Untertauchens und der Neugründung bis 1933 und die Ära des Dritten Reiches.

I. Die Zeit vor dem Hitler-Putsch 1923

Bis Anfang 1922 hatte die NSDAP im ganzen Reich etwa 6000 Mitglieder; wie ein Politologe urteilt, „viel weniger, als ihre politische Aktivität und auch Wirkung erwarten ließen“¹⁾. Bis zum Verbot der Partei für das ganze Reichsgebiet im November 1923 hatte sich die Zahl der Mitglieder fast verzehnfacht und betrug ca. 55 000. Die von dem deutschnationalen Abgeordneten Albrecht von Graefe und einigen anderen rechtsextremen Parteikollegen aus der Deutschnationalen Volkspartei Ende 1922 geschaffene Nationalsozialistische Freipartei (= NSFrP) diente den Anhängern der NSDAP auch in Ostpreußen als Weg zu politischer Wirksamkeit. Vor 1923 gab es vor allem in den großen Städten Ostpreußens deutschvölkische Gruppen, die mit Hitler sympathisierten, sowie eigentliche NSDAP-Zellen. Auch lassen sich schon vor 1923 in Ostpreußen erste Gründungen der SA nachweisen²⁾. Nach dem für Preußen 1922 erlassenen Verbot der NSDAP schlossen sich deren Anhänger deutschvölkischen Gruppen und der NSFrP an. Die im ostpreußischen Gau von der Partei selbst getroffene Feststellung, die NSDAP wäre in ihrer Verbreitung in Ostpreußen weit hinter den anderen Gauen Deutschlands zurückgeblieben³⁾, beruht auf der erst verhältnismäßig spät

1) Vgl. K. D. Bracher, Die deutsche Diktatur. Köln-Berlin 1969, S. 109. – Der Name NSDAP wurde von Hitler mit den 25 Programmpunkten im Münchener Hofbräuhaus am 24. Februar 1920 verkündet, ebd., S. 91.

2) Im August 1921 entwickelte die NSDAP eine Vorform der SA als Turn- und Sportabteilung der Partei und unterstellte diese dem Freikorpsführer Marineleutnant Klintzsch aus der Brigade Ehrhardt, ebd., S. 103. – Für die nachfolgende Darstellung wurden die im Staatlichen Archivlager Göttingen – Stiftung Preußischer Kulturbesitz – befindlichen Teile des nationalsozialistischen Gauarchivs Ostpreußen aus Königsberg/Pr. [zitiert: GA] ausgewertet. Zu den SA-Gründungen vgl. Ordner 30 und 40. – Kleine Gruppen von NSDAP-Mitgliedern gab es bereits 1921 in Königsberg, Elbing und Allenstein, ebd., Ordner 30, S. 37.

3) GA, C ohne Nummer. – Vgl. G. REIFFERSCHIED, Das Bistum Ermland und das Dritte Reich (BONNER BEITRÄGE ZUR KIRCHENGESCHICHTE, Bd. 7). Köln-Wien 1975, S. 14-17.

einsetzenden Begeisterung der Bewohner dieser Provinz für Hitler und seine Partei und ist am Verlauf der Ortsgruppen Gründungen wie aus den Wahlstatistiken ablesbar⁴⁾.

II. Die Periode des Untertauchens und der Neugründung bis 1933

1. Gau und Gauleitung

Der getarnte Aufbau der Partei setzte auch in Ostpreußen schon zu Beginn des Jahres 1924 ein. Im Mai 1924 beteiligten sich die Nationalsozialisten in Bayern mit dem Völkischen Block, im übrigen Reich mit der NSFrP an der Reichstagswahl⁵⁾. Inflation und das Unruhejahr 1923 bewirkten eine wesentliche Stärkung des Rechtsradikalismus. Mecklenburg stand mit 20,8 % völkischer Stimmen an der Spitze der deutschen Wahlkreise. Es folgten Franken mit 20,7, Oberbayern/Schwaben mit 17, Niederbayern mit 10,2, Thüringen mit 9,9 und darauf Merseburg, Osthannover und Ostpreußen mit fast den gleichen Prozentsätzen. Die Stimmen der Rechtsextremen erreichten in Ostpreußen einen Anteil von 8,7 %⁶⁾. Diese Anhänger Hitlers rekrutierten sich vor allem aus den Städten Ostpreußens wie Königsberg, Allenstein, Elbing und Marienburg.

Am 8. Mai 1924 wurden in Königsberg die ersten Sturmfahrten „geweiht“⁷⁾. Seit Januar 1925 leitete Waldemar Magunia die Königsberger SA; sein Fahnenräger war Fritz Tschierse. Am 1. März 1925 gründeten Magunia, Stich und sechs andere Parteigenossen die erste Königsberger Ortsgruppe der NSDAP⁸⁾. Schon am 10. März desselben Jahres schuf Parteigenosse Weissel eine solche in Insterburg. Auf der ersten öffentlichen nationalsozialistischen Parteiversammlung am 30. April 1925 hörten die Königsberger Hermann Esser aus München⁹⁾. Wegen des für Preußen bestehenden Redeverbots verschob sich der erste ostpreußische „Führerbesuch“ auf das Jahr 1929. Statt dessen sprach Goebbels am 19. Februar 1926 auf einem Parteitreffen im Königsberger Neuen Schauspielhaus, wobei es zu einer Schlägerei mit Kommunisten kam¹⁰⁾. Die nationalsozialistische Jugendorganisation gab sich in Ostpreußen den Namen Schilljugend¹¹⁾.

4) GA, Ordner 33 – 88. – STATISTIK DES DEUTSCHEN REICHES. Bd. 434. Berlin 1935, S. 166 und S. 168.

5) Am 4. Mai 1924. – Vgl. auch BRACHER, S. 133.

6) Ebd.

7) Solche Möglichkeiten entsprachen dem Auftreten Hitlers im Landsberger Gefängnis. Mit Genehmigung der Leitung des Gefängnisses veranstaltete er dort nationalsozialistische Feiern, ebd., S. 139.

8) GA, C ohne Nummer.

9) Ebd. – „Lange vor Goebbels hat dieser ... den untersten Ton der antisemitischen und antidemokratischen Propaganda angegeben“, BRACHER, S. 98. – Esser war 1919 zunächst der SPD beigetreten. Dann wurde er Mitglied der DAP bzw. der NSDAP, Propagandachef Hitlers und Schriftleiter des „Völkischen Beobachters“.

10) GA, C ohne Nummer.

11) Ebd.

Am 17. März 1926 bestimmte die Reichsleitung der NSDAP den Parteigenossen Scherwitz zum ersten Gauleiter Ostpreußens. Sein Geschäftsführer wurde Stich. Doch schon nach eineinhalb Jahren erfolgte wegen mangelhafter Parteidisziplin und Propaganda die Abberufung von Scherwitz. Der Ausbau der Parteiorganisation war dürrtig geblieben. In Allenstein gab es 1926 nur Einzelmitglieder der NSDAP. Hier entstand erst 1927 eine Ortsgruppe mit 14 Parteigenossen. Wie in Allenstein und Königsberg geschahen auch in Elbing und Marienburg Gründung und Wiedergründung von NSDAP-Ortsgruppen auf dem Nährboden nationalsozialistischer und rechtsextremer Kreise der frühen zwanziger Jahre¹²⁾. Die mangelhafte Repräsentation der ostpreußischen NSDAP auf den Reichsparteitagen bewies jedoch das Stagnieren ihrer Entwicklung. 1926 kamen neun ostpreußische Parteigenossen nach Weimar; 1927 waren es in Nürnberg fünfzehn. Deshalb verhandelten die Königsberger Parteigenossen Magunia und Stülpner auf einer Führertagung in München über die Gauleiternachfolge. Die Ernennung des von Hitler vorgesehenen Erich Koch erfolgte am 3. September 1928¹³⁾. Sie war die von der Parteileitung gewählte Lösung einer Krise im Gau Ruhr. Hier hatte der stellvertretende Gauleiter Erich Koch den Essener Bezirksführer Terboven in einem Brief an Himmler der Unterschlagung von Parteigeldern bezichtigt. Nach einem von Parteigenossen beantragten Parteiausschlußverfahren gegen Koch, das der Untersuchungs- und Schlichtungsausschuß der NSDAP (= Uschla) jedoch aus formellen Gründen nicht durchführte, sorgte Koch für eine Zusammenstellung berechtigter Beschuldigungen gegen den Bezirksführer Kaufmann. Hitler entschied den Streit, indem er Koch nach Ostpreußen sandte und Kaufmann mit der Führung des Gaues Hamburg betraute¹⁴⁾. Am 15. September 1928 erschien Koch in Königsberg. Schon am folgenden Tage nahm er am ersten ostpreußischen Gauparteitag mit SA-Aufmarsch in Gerdauen teil. Auftakt seines organisatorischen Einsatzes für die Partei in Ostpreußen wurden die Gründung der NS-Frauenschaft am 1. Dezember 1928, der Aufbau der Hitler-Jugend (= HJ) am 16. Dezember und eine Kette von Propagandareiden in Lauth, Insterburg, Danzig, Rastenburg und Gumbinnen. Deshalb beauftragte die Reichsleitung Koch zusätzlich mit der Neuordnung des nationalsozialistischen Parteiapparates im Freistaat Danzig¹⁵⁾.

Im folgenden Jahre, 1929, gelang es Koch, in drei Bereichen Neuland für die Partei zu erobern.

Er organisierte durch die Gründung des Sturm-Verlages die ostpreußische nationalsozialistische Presse. Mit dem Aufbau eines Opferringes, der sowohl die „Preußische Zeitung“ wie die national-

12) Ebd.

13) Ebd.

14) Vgl. P. HÜTTENBERGER, Die Gauleiter (SCHRIFTENREIHE DER VIERTEL-JAHRSHEFTE FÜR ZEITGESCHICHTE, Nr. 19). Stuttgart 1989, S. 48.

15) GA, C ohne Nummer.

sozialistische Zeitschrift „Ostpreußischer Beobachter“ finanzierte, trieb er die notwendigen Gelder ein¹⁶⁾.

Sodann führte er an den Schulen und Gymnasien seines Gaus die HJ und an den ostpreußischen Hochschulen Elbing und Königsberg den Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbund (= NSDStB) ein. Er beförderte seine verwaltungs- und kulturpolitischen Helfer, Wehner, Achilles und vor allem den späteren Oberschulrat Raatz, zu Mitgliedern des Provinziallandtages¹⁷⁾.

Schließlich nahm er sich der für Ostpreußen bedeutsamsten Bevölkerungsgruppe, der Bauern, an. Mit der Gründung des Nationalsozialistischen Bauern- und Siedlerbundes beschrift er den schon in Schleswig-Holstein von der Partei initiierten erfolgreichen Weg, in allen landwirtschaftlich strukturierten und teilweise in Not befindlichen Gebieten die Stimmenbasis erheblich zu erweitern¹⁸⁾.

Im gleichen Jahr holte Koch die führenden Parteivertreter, Hitler und Göring, der Ostpreußen als „Patengau“ übernahm, sowie Himmler und General Epp in seinen Gau, um diese bei Kundgebungen auftreten zu lassen und seiner nationalsozialistischen Propaganda Nachdruck zu verleihen.

Der Erfolg der von Presse, Studenten und Bauern getragenen Partiarbeit schlug sich in dem für die Königsberger Universität erschreckenden Ergebnis der Studentenwahlen des 2. Juni 1930 nieder. Die nationalsozialistische Liste errang 50 % aller studentischen Stimmen¹⁹⁾. Bei der Reichstagswahl am 14. September 1930 entschieden sich bei einer Gesamtbevölkerung der Provinz von ca. 2,6 Millionen Einwohnern 235 000 Ostpreußen für die NSDAP.

Das Jahr 1931 wurde zum weiteren Ausbau der nationalsozialistischen Organisationen bei den Beamten, vor allem bei den Lehrern, genutzt. Koch führte in seinem Gau deshalb die Nationalsozialistische Betriebszellenorganisation (= NSBO)²⁰⁾ und den Nationalsozialistischen Lehrerbund (= NSLB)²¹⁾ ein.

Zu Beginn des Entscheidungsjahres 1932 organisierte die ostpreußische Gauleitung Kundgebungen und Demonstrationen gegen den Besuch des Reichskanzlers Brüning in Ostpreußen und gegen die Bemühungen der Reichsregierung, eine sozial kontrollierte Osthilfe durchzuführen. Brüning reiste in die west- und ostpreußischen

16) Vgl. HÜTTENBERGER, S. 56.

17) GA, C ohne Nummer.

18) Ebd.

19) Ebd. - Der „Hochschulring Deutscher Art“, ein Zusammenschluß nationalistisch und völkisch orientierter, besonders schlagender Verbindungen, erlangte an der Königsberger Universität schon 1924 ein Übergewicht, ebenfalls in Greifswald, Rostock, Kiel, Göttingen, Jena, Erlangen etc., vgl. BRACHER, S. 180. - Das Ende dieser Entwicklung läßt sich am Königsberger Studententag 1932 ablesen, vgl. REIFFERSCHIED, S. 25 f.

20) Am 24. Februar 1931, GA, C ohne Nummer.

21) Am 19. November 1931, ebd.

Grenzkreise und hielt in Königsberg eine vielbeachtete Rede, die Goebbels zu widerlegen versuchte. Außerdem holte der ostpreußische Gauleiter Hitler zu einer Grenzlandfahrt nach Masuren, ließ ihn in Allenstein, Elbing, Insterburg, Königsberg, Lyck, Neidenburg, Ortelsburg, Osterode, Riesenburg und Tilsit sprechen und stilisierte für die Bevölkerung diesen Führerbesuch zu einer „Masurischen Offenbarung“ hoch²²⁾. Es fiel auf, daß er das Ermland in dem Kundengebungsplan für die Hitlerreise ausklammerte²³⁾.

Koch gab die aggressive Parole aus: „Keine Arbeitsstelle ohne Nazizelle“²⁴⁾. Die Folge war ein massives Anwachsen von Überfällen durch nationalsozialistische Organisationen und Kommunisten. Die Gauleitung beschuldigte die Marxisten und Kommunisten und rief zu sogenannten Vergeltungsmaßnahmen der SA und SS gegen „Rotmord“ in Königsberg und dem übrigen Gau auf²⁵⁾.

Trotz aller dieser Aktionen, die Koch in Verbindung mit der Parteiführung veranstaltete, ging Ende 1932 die Zahl der ostpreußischen NSDAP-Anhänger von 536 063 im Juli auf 422 602 am 6. November, also um ca. 114 000, zurück. Damit lag die Provinz Ostpreußen mit 19,4 % an Wählern, die noch am 31. Juli 1932 Hitler ihre Stimme gegeben hatten, ihn und seine Partei aber am 6. November desselben Jahres wieder verließen, weit über dem Reichsdurchschnitt von 14,6 %. Wegen eines Verkehrsstreiks betrug der Rückgang in Berlin nur 4,3 %, in Pommern jedoch 16,4 %. Köln/Aachen erreichte mit Merseburg den Höchststand von 20,1 %²⁶⁾. Ungefähr jeder fünfte NSDAP-Wähler sagte sich also in Ostpreußen im Laufe des Jahres 1932 wieder von Hitler los.

Kochs Tätigkeit fand auch in Kreisen der Parteigenossen während der Jahre vor wie nach der Machtergreifung harte Kritik. Die Ablehnung Kochs durch eigene Parteifunktionäre gründete vor allem in seiner autoritären Art, Fälle zu regeln bzw. Fehler zu decken, die intendierte Abberufung des Gauleiters durch die Münchener oder später die Berliner Führungsstellen wurde aber niemals erreicht²⁷⁾.

23) Vgl. unten S. 70.

24) GA, C ohne Nummer.

24) GA, C ohne Nummer.

25) Ebd.

26) A. MILATZ, Wähler und Wahlen in der Weimarer Republik (SCHRIFTENREIHE DER BUNDESZENTRALE FÜR POLITISCHE BILDUNG, Heft 66). Bonn-Neuwied 1965, S. 145. – Der Rückgang vollzog sich im gesamten Reich; die Wählerzahl der NSDAP sank um 2 Millionen, bzw. der Stimmenanteil ging von 37,3 Prozent auf 33,1 Prozent zurück. So verlor die Partei 34 Mandate im Reichstag.

27) Ein Beispiel für sein Vorgehen gegen innerparteiliche Kritik oder Pression mit Rücktrittsdrohungen von Parteifunktionären bieten folgende Sätze aus dem Schreiben an einen Ortsgruppenleiter: „Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ein Zurverfügungstellen von Ämtern in Spieß- und Kegelklubs möglich sein kann. – In einer Kampfbewegung geht es lediglich um Abberufung oder Beauftragung ... Solange wie Sie und jeder andere Ortsgruppenführer mein Vertrauen besitzen ..., so lange haben Sie kein Recht, aus der Reihe zu tanzen, selbst auch dann nicht, wenn Sie glauben, Grund dafür zu haben.“ Koch, Königsberg, an Kiewitt, Korscheu, 27. 11. 1930, GA, C ohne Nummer.

Er verfügte über glänzende Verbindungen zu Hitler und den obersten Reichsleitern. Das Gros seines Gauparteiapparates stand aufgrund der finanziellen Abhängigkeit der seit 1932 bezahlten, hauptamtlich tätigen Parteikräfte weitgehend hinter ihm.

2. Die Partei auf Ortsebene

Gliederung der ostpreußischen NSDAP

Bevor Koch ostpreußischer Gauleiter geworden war, gliederte sich der Gau Ostpreußen wie andere nationalsozialistische Gaue in Bezirke und Ortsgruppen. Die Bezirke umfaßten meist mehrere Kreise, deckten sich jedoch nicht immer mit den Kreisgrenzen²⁸⁾. So gehörte z. B. die Stadt Braunsberg für eine gewisse Zeit, obwohl sie ermländisches Gebiet darstellte, zum Bezirk Königsberg und Heiligenbeil²⁹⁾. Die Stadt und die diese umgebenden Landgemeinden bildeten meist eine Ortsgruppe. Später stieg die Zahl der innerstädtischen Ortsgruppen in größeren Städten wie in Königsberg und Allenstein. Mit dem 1. Mai 1931 änderte Gauleiter Koch diese territoriale Gliederung der ostpreußischen NSDAP und schuf Gaukommissariate, die sich streng an die politischen Kreisgrenzen halten sollten³⁰⁾. Sie waren räumlich und der Bevölkerungszahl nach kleiner als die bisherigen Bezirke. In einer Zeit des Übergangs sollten die Bezirke entfallen. Aber auch die Gaukommissariate wurden von Koch wieder abgeschafft. Einzig und allein die politischen Kreise als vorgegebene Aufsichtsgebiete der Kreisleitungen blieben bestehen. Zusätzlich übernahm eine gewisse Zahl von „Gaukommissaren zur besonderen Verwendung“ Kontrollfunktionen³¹⁾. Später hießen diese Amtsträger der Partei Gauinspektoren.

28) Vor dem 1. Mai 1930 bestanden folgende Bezirke (Quelle: GA):

1. Königsberg mit den Kreisen Königsberg-Stadt und -Land, Fischhausen, Labiau.
2. Barten mit Wehlau, Gerdauen, Angerburg, Rastenburg, Osthälfte von Rößel.
3. Nordost mit Insterburg, Gumbinnen, Darkehmen, Goldap.
4. Tilsit mit Tilsit/Ragnit, Niederung.
5. Ost mit Stallupönen/Pillkallen.
6. Westmasuren mit Ortelsburg, Allenstein, Rößel-West.
7. Ostmasuren mit Lötzen, Sensburg, Johannisburg, Lyck, Oletzko.
8. Westpreußen mit Marienburg, Stuhm, Marienwerder, Rosenberg.
9. Ermland mit Braunsberg, Heilsberg.
10. Danzig.
11. Memelgebiet.
12. Tannenberg mit Osterode, Neidenburg.
13. Oberland mit Elbing, Pr. Holland, Mohrunen.
14. Natangen mit Heiligenbeil, Pr. Eylau, Bartenstein.

29) GA.

30) Seit diesem Termin gehörten folgende Gaukommissariate zur Gauleitung Königsberg (Quelle: GA):

1. Königsberg Stadt.
2. Königsberg Land, Fischhausen.
3. Labiau, Wehlau.
4. Gerdauen, Rastenburg.

Die Ortsgruppenarbeit

Saalschlachten und Überfälle als Ausdruck rücksichtsloser Bekämpfung des politischen Gegners kennzeichneten wie im übrigen Reichsgebiet auch die ostpreußische Parteigeschichte. Tannwalde, Gr. Heydekrug, Darkehmen, Gerdauen, Elbing, Königsberg, Ludwigsort, Weeskendorf, Tilsit, Gumbinnen, Fischhausen, Stürlack, Pr. Eylau werden u. a. als Schauplätze dieser Auseinandersetzungen genannt.

Im ostpreußischen Gau gefallene Helden waren in der Diktion des Parteichronisten die Parteigenossen Karl Freyburger, Fritz Tschierse und Bruno Schafrinski. Analog dem Parteijargon der Kommunisten tauchten in der nationalsozialistischen Presse Ostpreußens die Wendungen Rotmord, Bauernnotprozeß, Vergeltungszug, Prozeß gegen Dr. von Grünberg, Königsberger Polizei verhaftet 600 SA-Männer, NSBO-Sieg im Königsberger Arbeitsamt, Lycker Hemdenkrieg etc. auf³²⁾.

Frühe Gründungszeiten der Ortgruppen sind für den außerermännischen Raum des Gaues Ostpreußen charakteristisch³³⁾. Die Ortsgruppen Marienburg³⁴⁾ und Elbing lebten 1925 durch Wiedergründung neu auf. Bartenstein erhielt Anfang 1926 eine Ortsgruppe mit fünfzehn ehemaligen Mitgliedern der völkischen Freiheitspartei. Allenstein bekam im Frühjahr 1927 eine Ortsgruppe. Ihre Leiter waren 1929 Rechtsanwalt Kemsath, 1930 Albert Schulz und 1931 der spätere Allensteiner Oberbürgermeister Schiedat. In Angerburg entstand 1928 eine Ortsgruppe der NSDAP³⁵⁾.

5. Bartenstein, Pr. Eylau, später Heiligenbeil.

6. Braunsberg, Heiligenbeil; am 1. Oktober 1931 aufgelöst.

7. Mohrunen, Pr. Holland.

8. Tilsit, Niederung.

9. Insterburg, Gumbinnen.

10. Pillkallen, Stallupönen.

11. Angerburg, Darkehmen, später Goldap.

12. Oletzko, Goldap.

13. Lyck, später Oletzko.

14. Sensburg, Lötzen.

15. Johannsburg, später Ortelsburg.

16. Neidenburg, Ortelsburg.

17. Allenstein, Osterode.

18. Heilsberg, Röfel, später Braunsberg.

19. Elbing, Marienburg, Stuhm.

20. Marienwerder, Rosenberg.

31) GA.

32) Auf dem Königsberger Arbeitsamt erreichten die Nationalsozialisten am 19. November 1931 die Zweidrittelmehrheit, ebd.

33) Zur Ortsgruppe in Königsberg vgl. oben S. 62.

34) Die Marienburger Ortsgruppe zählte zu diesem Zeitpunkt 14 Mitglieder, GA, Ordner 80.

Die Vereinbarungen der Gauleitung mit den Ortsgruppen über die Redezeiten führender Parteigenossen hatten einen ausgedehnten Schriftwechsel zur Folge, der sich in den Unterlagen des Gau Ostpreußen vorfindet. Er bezog stets auch Gemeinden und Städte ohne schon bestehende Ortsgruppen mit ein. Die hier lebenden Anhänger Hitlers bildeten Stützpunkte oder Zellen, die sich zu Ortsgruppen entwickeln sollten³⁶⁾. Die Korrespondenz mit der Gauzentrale in Königsberg offenbart des öfteren, daß den Ortsgruppen die Unkosten von vierzig Mark für einen Parteivortrag zu hoch erschienen³⁷⁾. Die Gauleitung schlug aus diesem Grunde meist Studenten, welche eine derartige Werbung und Schulung billiger durchführten, als Redner vor³⁸⁾.

Die Arbeit der Ortsgruppen wies nach Ansicht der Gauleitung bzw. der Gauinspektoren mancherlei Mängel auf. Schwierigkeiten und Hindernisse, die sich angeblich einer erfolgreichen Parteitätigkeit entgegenstellten, mußten beseitigt oder überwunden werden. Mehrmals kehrt in den Berichten der Gauleitung die Klage über schlechte Verwaltung der Gelder wieder. Diese führte meist zur Abberufung des Ortsgruppenleiters oder seiner Funktionäre. Zuweilen wurden im Gau ganze Ortsgruppen aufgelöst und neu gegründet, um Widerspenstige loszuwerden, wie in Allenstein, Braunsberg, Elbing und anderen Orten. „Noch zu sehr Bürger“ lautet die kritische Formulierung von seiten der Gauleitung über die Einstellung der Parteigenossen in einer Ortsgruppe³⁹⁾. Auch die aus propagandistischen Gründen einberufenen und entsandten Parteiformationen, wie HJ- oder SS-Züge, stellten aufgrund ihres provozierenden Auftretens zuweilen ein Werbhindernis für die Partei dar. Um sich und seine Gauzentrale Königsberg als Hauptverantwortliche zu entlasten, schrieb Gauleiter Koch einer Ortsgruppe: „Bezüglich der Mitteilung über die Hitlerjugend weiß ich, daß sich gerade die Königsberger Mitglieder der HJ in Korschen schweinemäßig aufgeführt

35) Ebd. – Allenstein – wenn auch im Ermland liegend und von Ermländern größtenteils bewohnt – wird an dieser Stelle aufgeführt, weil seine NSDAP-Wähler bzw. -Mitglieder sich vorwiegend aus den nichtkatholischen und nicht-ermländischen höheren und mittleren Beamtenschichten rekrutierten. – Während dieser Jahre wurden auch in den übrigen Städten Ostpreußens Ortsgruppen der NSDAP gegründet.

36) In den Organisationsrichtlinien für den Gau hatte Koch angeordnet: Zehn und mehr Personen bilden eine „Ortsgruppe“. Werde diese Zahl nicht erreicht, bleibe die Gruppe in der betreffenden Gemeinde als „Stützpunkt“ bestehen, GA, B 7a-h.

37) Andererseits gibt es auch Beispiele für die besondere Bereitschaft, die Parteilarbeit finanziell zu fördern. So erklärte ein Brauereibesitzer, er wolle dem Gauleiter für die Herausgabe einer nationalsozialistischen Tageszeitung in Ostpreußen ein zinsloses Darlehen zur Verfügung stellen mit der Versicherung, das Geld würde nicht „eingetragen“, GA.

38) „Ich bin gern bereit, Ihnen öfters einen Studenten für Versammlungen zu schicken. Ich habe gerade in diesem Sommer einige auf Lager“, ebd.

39) So rief der Braunsberger Bezirksleiter wegen des Ausschlusses älterer Parteigenossen den Uschla an. Daraufhin löste die Gauleitung die 1930 nach einem Besuch des Gauleiters Koch gegründete Braunsberger Ortsgruppe auf und be-

haben. Dieses ganze Gesindel wird aus der HJ herausgeworfen; damit ist der Fall erledigt⁴⁰⁾. Ein Bezirksleiter forderte Parteidisziplin und Opferbereitschaft. Diese sollten sich in der Teilnahme aller Parteimitglieder bei Veranstaltungen zeigen, damit die Bevölkerung sähe, daß die NSDAP einen Machtfaktor in Ostpreußen darstelle, mit dem man rechnen müsse⁴¹⁾.

Nach der Reichstagswahl vom 18. September 1930 einsetzende Mänoverkritik lobte zwar die Zahl der im Kreise Ortelsburg für die NSDAP abgegebenen Stimmen. Im Vergleich zu der dort gezeigten nationalsozialistischen Einstellung müßte das Stimmenergebnis im Kreise Osterode als nicht befriedigend bezeichnet werden⁴²⁾. Die Hauptschuld an diesem negativen Ergebnis trüge die Unmöglichkeit, in Hohenstein und Gilgenburg stärker arbeiten zu können. „Erst müßte man sehen, daß wir genügend Neuaufnahmen für die SA haben, und dann einfach den Anhang herauschießen“⁴³⁾. Alles andere bereite nur einen Skandal, der dem Allensteiner Volksblatt neues Futter gäbe⁴⁴⁾.

Die Schwierigkeiten im Aufbau der Ortsgruppen wurden auch in häufiger auftretenden Amtsniederlegungen sichtbar. Als kennzeichnend für diese innerparteiliche Kritik kann das Schreiben eines Parteigenossen aus Marienburg gelten, der die entscheidende formale wie wesenseigene Verwerflichkeit solcher politischen Systeme durchschaute. „Der sog. Führerstandpunkt ist eine famose Sache, jegliche sachliche Kritik abzudrehen und den Tatbestand der Meuterei zu konstruieren, ich kenne das“⁴⁵⁾! Die gleiche Begründung für seinen Rücktritt gab ein Bezirksleiter, als die Gauleitung die Einrichtung bezahlter Gaukommissare schuf. Er bedauerte in sei-

auftragte am 12. Februar 1931 einen Parteigenossen mit der Neugründung. Schon am 3. März 1931 legte dieser die Leitung der Ortsgruppe Braunsberg nieder. – Am 27. Februar 1931 entthob die Parteizentrale in Königsberg sämtliche Führer der Elbinger Ortsgruppe ihrer Ämter, GA, Ordner 40. – Am 6. März 1930 hatte der Bezirks- und Ortsgruppenleiter in Allenstein seine Ämter niedergelegt. Der Bezirk Ortelsburg war bereit, die Reorganisation des Bezirks Allenstein zu übernehmen, ebd., Ordner 48.

40) Ebd.

41) Ebd.

42) Ebd.

43) Ebd.

44) Ebd.

45) GA, Ordner 80. „Wenn ich heute erschüttert am Ende meiner Funktionärlaufbahn stehe, so darf ich wohl unübertrieben sagen, daß die NSDAP von oben bis unten zu 90 Prozent aus Postenjägern und Marodeuren besteht . . . Wenn ich die Korruption der anderen zu großen Skandalgeschichten aufblase, dann muß in den eigenen Reihen peinlichste Sauberkeit bestehen . . . Oder sollten die Herren der Führung gegen Unterführer deswegen nicht durchgreifen können, weil sie selbst . . .?“ (ebd.) Der Verfasser dieses Schreibens an die Gauleitung, Georg Fröde, überließ es den Lesern in der Parteizentrale, den letzten Satz selbst zu Ende zu führen.

nem Schreiben die Unmöglichkeit, „mit einem Prominenten der Gauleitung zu einer Aussprache (zu) kommen“, und die mangelnde Unterstützung seiner Arbeit durch die Gauleitung⁴⁶⁾.

Eigenart der Parteiarbeit im Ermland

Analog der Phasenverschiebung von Ortsgruppengründungen im Ermland⁴⁷⁾ fällt in den Berichten über die Aktivitäten der NSDAP im Gau auf, daß es sich bei den von SA-Märschen aufgesuchten und für die Abhaltung von Bezirksparteitagen ausersehenen Städten immer um solche mit einer nichtkatholischen Bevölkerungsmehrheit handelte. Dementsprechend bezeichnete die Gauleitung die späte Parteiorganisation im Ermland als mühsam, schwierig und wenig erfolgversprechend. Die Gründe für dieses Erschwernis lagen nach Ansicht der Gaustrategen in der von ihnen als sehr gediegen beurteilten Arbeit der Zentrumspartei, die vor allem in den Landgemeinden und kleineren Städten ihre Fundierung stets durch die Aktivität der Geistlichen erhielt⁴⁸⁾. Die Rednerpläne für die Provinz heben

46) Bericht des Gaukommissars des Bezirks Tannenberg v. 5. September 1931, GA.

47) Vgl. oben S. 67.

48) „Im Kreise Rößel treiben die Ortsgeistlichen für das Zentrum Propaganda. Rößel und Gr. Köllen bilden wohl die einzige Ausnahme“, GA. In den letztgenannten Gemeinden waren die Ortspfarrrer Mitglieder der Deutschnationalen Volkspartei. – „Sämtliche Amtswalter haben dauernd versucht, die von der Geistlichkeit verhetzten und noch fernstehenden Volksgenossen zu überzeugen... Da der Ermländer guten Glaubens ist, daß wir gegen Kirche und Christus sind, braucht man sich nicht zu wundern, wenn er uns kein Geld gibt“, schrieb ein Gaukommissar an die Parteileitung in Königsberg. Er fuhr fort: „Hier im Ermland ist eben unser Hauptgegner das Zentrum und die Geistlichkeit, und dieser Gegner ist stärker als alle die anderen.“ Er forderte deshalb die Gauleitung auf, „dieser Propaganda durch aufklärende Artikel in der Preußischen Zeitung entgegenzutreten“, ebd. – Im Schriftverkehr mit der Gauleitung finden sich häufig Ratschläge zur rechten Behandlung der die ermländische Bevölkerung angehenden Fragen, die von den Parteirednern, vor allem den nichtkatholischen und sich unsicher fühlenden, zu beachten wären. So schrieb 1930 ein Parteigenosse, der in Sensburg und Lötzen häufig gesprochen hatte, er habe sich auf das Ermland vorbereitet und das Zentrum und seine Geschichte kennengelernt. Er dankte für die ihm übersandte Kleinschrift des Zentrums „Der Nationalsozialismus, der Weg in das Chaos“, welcher er die Argumente gegen den Nationalsozialismus entnommen habe, und bat um eine kurzgefaßte Broschüre über die katholische Kirche. „Über die Bedeutung des Ultramontanismus und unsere entgegengesetzte Weltanschauung bin ich so ziemlich im Bilde. Dagegen geht mir die Kenntnis des ganzen Kleinkrams ab“, ebd. Es handelte sich um das am 23. Juli verfaßte Schreiben eines Sensburger Parteigenossen, der nach Heilsberg gesandt werden sollte. Aus seinen weiteren Ausführungen geht hervor, daß er unter „Kleinkram“ die Glaubenslehren der Kirche verstand, analog den Reden seiner Parteifreunde Darré, Rosenberg und Schemm. – Aufgabe der ins Ermland entsandten Redner sollte es vor allem sein, „den Menschen die von den Zentrumsherren ihnen um die Augen gelegte Binde herunterzureißen! ... Darum liegen hier nicht die Verhältnisse wie im anderen Ostpreußen“, ebd. – Unter den vorgeschlagenen Rednern befand sich auch der Reichstagsabgeordnete Wilhelm Börger. Dieser begründete sein Christsein mit dem Hinweis, er zeige Besuchern aus Berlin den Kölner Dom, wie Verfasser ihn 1935 auf einer Studentenversammlung im Auditorium Maximum der Bonner Universität erklären hörte.

deshalb die Notwendigkeit hervor, in das Ermland katholische Sprecher oder solche zu entsenden, die in der Lage wären, sich mit Fragen der Kirche und des Christentums zu beschäftigen und bei derartigen Themen in eine Diskussion eintreten zu können⁴⁹⁾. Nach dem Urteil eines Gaukommissars betrug der politische Aufklärungsrückstand bezüglich der NSDAP im Ermland zeitlich gesehen „mindestens ein Jahr . . . Die früheren Bezirksleiter gingen um das Ermland herum wie die Katze um den heißen Brei wegen des ablehnenden Verhaltens der Bevölkerung“⁵⁰⁾. Die Berichte über Ortsgruppen und Parteizellen spiegeln die Auseinandersetzungen sowohl mit der Gauleitung wie auch die mit der katholischen Bevölkerung des Ermlandes wider⁵¹⁾. In diesen Chroniken ihrer politischen Propaganda wiederholten die Leiter der Gruppen stets als unbedingte Voraussetzung für die Breitenwirkung ihrer Parteiveranstaltungen auf den Dörfern das Erfordernis weitgehender Anpassung an die ländlichen Verhältnisse der katholischen Bevölkerung⁵²⁾.

Nicht nur Anfangsschwierigkeiten charakterisierten die Gründung ermländischer Ortsgruppen. Auch ihre Fortentwicklung stand häufig unter einem ungünstigen Stern. Einmal besaßen sie meist nichtkatholische Ortsgruppen- bzw. Bezirksleiter⁵³⁾. Ausschlaggebend für die politische Abstinenz der katholischen Bevölkerung der NSDAP gegenüber – so heben die Ortsgruppenchroniken hervor – waren jedoch die Hirtenbriefe und die bischöflichen Verbote, Parteimitglied zu werden⁵⁴⁾. Daher empfahlen Gauleitung und Gau-

49) Ebd.

50) Ebd. – Die Furcht, sich als Parteiredner auf Versammlungen im Ermland zu stellen, hatte ihren Grund in dem gut funktionierenden Parteiapparat des Zentrums. So hieß es in einem Bezirksbericht der NSDAP, Dr. Hans Schmauch habe „scharf geantwortet“, ebd. Es handelte sich hier um eine nationalsozialistische Versammlung Ende 1930 in Wusen.

51) Ebd. Ordner 25, 30 und 40. Ab 1. Oktober 1931 faßte die Gauleitung die beiden Bezirke Ermland Nord und Ermland Süd zu einem einzigen Bezirk Ermland zusammen, um das Gebiet planvoller propagandistisch zu bearbeiten.

52) Der Leiter des Bezirks Barten in Gerdauen bat die Gauleitung am 1. Februar 1931 ausdrücklich um diese Rücksichtnahme auf die Verhältnisse der ermländischen Gemeinden wie Lautern, Krausen, Gr. Köllen etc. „Da ab 22. 3. bis 6. 4. österliche Zeit beginnt, bitte ich, die Redner noch vor dem 22. 3. in den obigen Orten anzusetzen.“ – Ein anderer Brief dieses Bezirksleiters an die Gauleitung klagt: „Da das Zentrum stark wütet und der dortige Pfarrer gegen uns von der Kanzel Propaganda treibt, muß der Redner auch mit dem Zentrum gut vertraut sein“, ebd., Ordner 25, vgl. auch unten S. 78. Es handelte sich um den 1933 verstorbenen Pfarrer von Lautern, Franz Skowronski. – Daß die Geschlossenheit und der Zusammenhalt einer im Glauben und Leben geeinten Pfarrgemeinde des Ermlands für Nichtkatholiken aus anderen Gebieten des Deutschen Reiches etwas völlig Fremdes war, zeigen die folgenden Urteile über die Bevölkerung: „Die meisten Redner, die hier ins Ermland hineinkamen, waren gar nicht auf die Verbohrtheit der Bevölkerung zugeschnitten . . . Gelingt es einem Menschen, dem Ermländer den Bann vor den Geistlichen zu nehmen, dann wird er bestimmt ein guter Nationalsozialist . . .“, ebd., 14. Dezember 1931.

53) GA.

54) Ebd., Ordner 48. – Die Parteichroniken verwiesen auf den Hirtenbrief Bischof Maximilian Kallers vom 31. März 1931, vgl. REIFFERSCHIED, S. 16.

inspektoren eine äußerst delikate Behandlung des ermländischen Volkes: „Wir haben Herrn Gr. mehrmals darauf hingewiesen, daß das Ermland besonders vorsichtig bearbeitet werden muß, weil gerade von seiten des Zentrums versucht wird, uns als Feinde der Katholiken hinzustellen⁵⁵⁾.“ Häufig bemühten sich die Ortsgeistlichen in persönlichem Engagement, katholische Parteigenossen zum Verlassen der Partei zu bewegen⁵⁶⁾.

Mit welchem parteipolitischen Aufwand die Gauleitung sich die Zentren des katholischen und kulturellen Lebens im Ermland vornahm, macht die Geschichte der Braunsberger Ortsgruppe besonders eindrucksvoll deutlich, wenn auch die Erfolge hier denkbar gering waren. Schon im November 1929 begann die Gauleitung mit ihrer Werbung. Der von ihr entsandte Sprecher beantwortete in seiner Rede die Frage „Was will der Nationalsozialismus“⁵⁷⁾? Königsberger SA übernahm den Saalschutz, d. h. den des Redners und seiner Partei. Den nächsten prominenten Besucher in Braunsberg, den Reichstagsabgeordneten Dr. Robert Ley, schützten 1930 sogar fünf SA-Stürme⁵⁸⁾. Am Ende des Jahres 1930 zählte die Braunsberger Ortsgruppe 27 Mitglieder⁵⁹⁾. In derselben Stadt wurden die SS und der NS-Beamtenbund 1931, die NS-Frauenschaft 1932 gegründet⁶⁰⁾.

-
- 55) GA. – Die Furcht der katholischen Bevölkerung des Ermlands war verständlich. Viele hatten die Reden prominenter Nationalsozialisten wie die des Parteigenossen Martini vom 28. Juni 1931 in Lötzen gehört oder gelesen. „Wir protestantischen Masuren lassen uns nicht... in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückführen. Denn darüber, Volksgenossen, sind wir uns klar: hinter dem polnischen Heer marschieren die Jesuiten ein in dieses Land“, ebd.
- 56) So berichtete ein Gaukommissar am 20. Mai 1931 an die Gauleitung, Abteilung Propaganda: „Propst Wedig setzt allen neu Eintretenden Parteigenossen so lange zu, bis einige dann abfallen. Er scheut sich nicht einmal davor, Neueintretende in ihrer Wohnung aufzusuchen“, ebd. – Die Entschlossenheit der meisten Katholiken des Ermlands in der Ablehnung des Nationalsozialismus wird von demselben Kommissar in der Tatsache erblickt, daß der „neue Bischof wie ein Wiesel im Ermland umherfährt und (dafür) sorgt, daß die Menschen aus dem Kirchgehen und Beten nicht herauskommen. Wenn's geht, werden Missionen mit auswärtigen Patres veranstaltet, damit die Menschen vom Besuch unserer Versammlungen abgehalten werden“, ebd., 14. Dezember 1931.
- 57) Der Redner Pg. Magunia, Königsberg, sprach am 2. November 1929 im evangelischen Vereinshaus Liedertafel, Braunsberg, ebd., Ordner 40.
- 58) Ley sprach am 11. Mai. Zu seinem Schutz wie zur Parteipropaganda waren die SA-Stürme von Danzig, Elbing, Pr. Holland, Mühlhausen und Heiligenbeil zusammengesogen worden, ebd.
- 59) Ebd.
- 60) Die Gründung der SS erfolgte am 31. Oktober. Am 19. Oktober 1932 sprach der Marienburger Kreisleiter Paul Dargel in einer von SA- und SS-Fackelzügen dekorierten Versammlung in Braunsberg, ebd. – Der Aufwand für die hier wie in vielen anderen Gemeinden an Mitgliederzahl abnehmenden, sich auflösenden und von der Gauleitung aufgehobenen Ortsgruppen im Ermland entsprach keineswegs dem intendierten Erfolg. „Der Ostererlaß des ermländischen Bischofs hatte so gewirkt, daß die Ortsgruppen Seeburg, Gr. Köllen, Bischofstein, Raschung und Heilsberg sich begannen aufzulösen, Guttstadt war schon tot“, ebd., 14. Dezember 1931.

Die Reihenfolge der ermländischen Ortsgruppengründungen ergibt sich aus den Gauakten⁶¹⁾. Danach scheint die erste Gründung dieser Art parteilicher Gliederung im Januar 1930 in Röbel vorbereitet worden zu sein. Die eigentliche Ortsgruppe bildete sich erst eine Woche nach dem Besuch des Gauleiters Koch am 15. März 1930. Ihr schlossen sich Heilsberg am 25. Juni mit der Gründung einer Zelle, Mehlsack am 23. August und Langwalde am 24. August mit dem Zusammenschluß von Ortsgruppen an, während Frauenburg am 13. August nur einen Stützpunkt erhielt. Von Röbel aus entstanden die Ortsgruppen Gr. Köllen im August und Bischofsstein im September. Bischofsburg erhielt am 14. September 1930 einen Stützpunkt und Wartenburg am 24. Juli 1931 eine Ortsgruppe. Ausgehend von diesen Parteigründungen verbreiteten sich die Veranstaltungen von Vortrags- und Sprechabenden netzartig in die kleineren Landgemeinden des Ermlands hinein⁶²⁾. Trotz dieser das Ermland nahtlos erfassenden Propaganda stellten jedoch die Parteifunktionäre Überlegungen darüber an, wie die Gedanken und Gemüter der Bevölkerung gegenüber der ständigen Beeinflussung durch Ideen des Nationalsozialismus aufnahmefähiger werden könnten. Gauleiter Koch sah im überörtlichen Zusammenziehen der Parteiorganisationen keine Methode, auf die Gegner werbend zu wirken. Er bezeichnete diese Veranstaltungen mehr oder weniger als „Klimbim-Geschichten“⁶³⁾. Deshalb wollte er die Aufmärsche der auswärtigen Parteiverbände und die sogenannten Deutschen Abende auf den Bereich der Ortsgruppen reduziert wissen, auch, um Parteiausgaben zu vermeiden und die persönliche Inanspruchnahme der Parteigenossen an Sonntagen einzuschränken.

Ein Gaukommissar forderte Kleinschriften für die Hand des Volkes, die intensiver die Willensbildung des einzelnen förderten. „Leider hat die Gauleitung sich fast ausschließlich auf Rednerzuteilung beschränkt, während taktische Anweisungen kaum gegeben wurden. Ich habe die Erfahrungen erst selber sammeln müssen, z. B. daß ... in Dörfern, in die nicht hineinzukommen ist, erst die der Mentalität der Bevölkerung entsprechenden Schriften, und dann nur durchschlagende, zu verbreiten seien. Dann, wenn die Menschen etwas gelesen haben, Versammlungen ansetzen, dann hat man auch Erfolg“⁶⁴⁾. Dieser nachdenkliche Verfasser eines Berichtes an die Gauleitung nannte Beispiele derartiger „Kleinpropaganda ...“, damit die Menschen, die nicht zu uns kamen, zuerst einmal etwas zu lesen bekommen. Das viele Geld, das nutzlos für schlechte Versammlun-

61) Ebd., Ordner 25, 30 und 40.

62) Die der Gauleitung eingereichten Rednerpläne zeigen, daß die Funktionäre kein Dorf vor ihrem Propagandafluß bewahrten. Die Redner mußten fast an jedem Tag der Woche sprechen, wenn sie für einen Kreis angefordert worden waren: „Pg. F. spricht im Kreise Röbel am Donnerstag, dem 20. 8. 31, in Bischofsstein abends... Freitag... in Kabiennen..., Sonnabend in Fleming, Sonntag... in Frankenau, Sonntag... in Freudenberg, Montag... in Santoppen, Dienstag... in Lautern“, ebd., 16. August 1931.

63) Ebd., Koch an Kiewitt, Königsberg, 27. November 1930.

64) Ebd., Bischofsburg, 14. Dezember 1931.

gen hinausgeworfen ist, hätte besser für Schriften verwendet werden müssen⁶⁵⁾. Als Autor solcher Kleinschriften wäre der katholische Pfarrer Senn zu empfehlen, dessen Ausführungen in einer nationalsozialistischen Zeitschrift veröffentlicht wurden. Er habe diese in 7000 Exemplaren im Ermland verteilt⁶⁶⁾.

*Größe der Ortsgruppen
und berufliche Herkunft der Mitglieder*

Der Bericht über eine im Jahre 1932 in Allenstein abgehaltene Parteitagung gibt Einblick in die Höhe der Mitgliederzahlen städtischer und ländlicher Ortsgruppen, wobei wohl zu beachten ist, daß es sich bei einigen Zahlen um nach oben aufgerundete Zehnerstellen zu handeln scheint⁶⁷⁾. Die Häufigkeit von Auflösungen der Ortsgruppen, die Abberufung unfähiger oder verschuldeter Leiter und die Liebedienerei der Parvenus unter den Funktionären zwingen zur kritischen Bewertung der in den Gauakten vorfindlichen Zahlen. Bei Einordnung dieser Zahlen in die politische Entwicklung des Entscheidungsjahres 1932, also in den für die NSDAP euphorischen Mo-

65) „Als ich den Kreis Braunsberg erhielt, waren fast alle Ortsgruppen in Auflösung begriffen. Ursachen sind zu bekannt. Ich habe sie wieder auf die Beine gebracht . . . Jedenfalls kann ich heute feststellen, daß meine Ortsgruppen organisatorisch vorwärts gekommen sind . . .“, ebd. Der Verfasser führte die Erfolge auf seine Methode, erst Schrifttum zu verteilen, dann Versammlungen zu veranstalten, zurück.

66) Der Freiburger Erzbischof Konrad Gröber hat am 15. Juli 1932 den Pfarrer von Säkingen Wilhelm Maria Senn, Verfasser der Kleinschrift „Halt! Katholizismus und Nationalsozialismus“, suspendiert, vgl. STASIEWSKI, Akten deutscher Bischöfe über die Lage der Kirche 1933 – 1945, Bd. 1: 1933 – 1934 (VERÖFFENTLICHUNGEN DER KOMMISSION FÜR ZEITGESCHICHTE BEI DER KATHOLISCHEN AKADEMIE IN BAYERN, Reihe A: Quellen, Bd. 5). Mainz 1968, S. 531.

67) Die Tagung des Gesamtbezirks Ermland fand am 21. August 1932 statt, GA, Ordner 38, vgl. auch oben S. 71. Anm. 51. – In den Gauakten finden sich folgende Angaben über die Mitgliederzahlen:

Altenstein	416
Bischofsburg	160
Bischofstein	45
Braunsberg	170
Gilgenburg	55
Gr. Köllen	70
Guttstadt	165
Heilsberg	73
Hohenstein	72
Langwalde	40
Mehlsack	78
Osterode	240
Rautenberg	28
Rößel	120
Seeburg	70
Wartenburg	80
Wormditt	62

nat Juli, dem im Herbst der Rückgang, gerade auch in Ostpreußen, folgte, erscheint die Anhängerzahl in den genannten ermländischen Gemeinden als mäßig.

Die Akten geben nur sporadisch Berufe der Parteigenossen an. Es wäre voreilig und unberechtigt, Schlüsse auf bestimmte Berufsstände vorzunehmen, die durch eine besondere Inklinasion zum Nationalsozialismus in Ostpreußen auffielen. Hier gilt das oben Gesagte in bezug auf agrarwirtschaftlich strukturierte Gebiete⁶⁸⁾. Abgesehen von den sogenannten prominenten Rednern der NSDAP waren die Sprecher, die den Kreisen zur eigenen Wahl angeboten wurden, vor allem Studenten, Studienräte, Heeres- oder Polizeioffiziere a. D., evangelische Pfarrer⁶⁹⁾. Unter den Mitgliedern der Ortsgruppen waren alle Berufe vertreten: der Oberinspektor als Beamter, der Kaufmann, der Drogist und Fabrikdirektor, der Gastwirt und Schlossermeister, der Junglandwirt und der Bauer, der Tierarzt und der Dentist, der Lehrer und der Naturheilkundige, der Leiter des Vorschußvereins und der Töpfer- oder Schneidermeister⁷⁰⁾. Selbstverständlich tendierten manche Jungbauern zur Reiter-SA⁷¹⁾. Um den Anteil der Bauern in den Mitgliederzahlen der Partei, analog dem Vorgehen in Holstein, steigen zu lassen, wandte mancher Kreis- bzw. Bezirksleiter oder Gaukommissar geschickte kommunalpolitische Taktiken an. So schrieb Anfang 1930 ein Kreisleiter, gleichzeitig Mitglied des Vorstandes im Vorschußverein von Insterburg, an den Gauleiter, es bestünde die Möglichkeit, „eine ungeahnte schnelle Besitzergreifung unserer Bewegung von Massen und gleichzeitig auch das Dämmern in den Köpfen der bisherigen Führer der Landwirtschaft“ zu erleben⁷²⁾. Hier zeigte sich in der Frühe die Methodik parteitaktischen Vorgehens, ein Verfahren, welches später unter dem Namen Gleichschaltung die meisten Verbände ihrer Freiheit beraubte.

68) Vgl. oben S. 64.

69) Der Reichsleiter des NSLB bedauerte das Fehlen der katholischen Geistlichen in seinem Verband: „Im Hinblick auf die Hetzarbeit des Zentrums waren es selbstverständlich Geistliche protestantischer Konfession“, Schemm an Koch, Bayreuth, 15. März 1933, GA, GON C 34 a.

70) GA, Ordner 40. – F. HERING, Die nationalsozialistische Bewegung in Rößel. In: A. POSCHMANN, 600 Jahre Rößel. Bilder aus alter und neuer Zeit. Rößel 1937, S. 77. – E. POSCHMANN, Die nationalsozialistische Bewegung im Kreis Rößel. In: DERS., Der Kreis Rößel. Kaltenkirchen 1977, S. 209–212.

71) GA, Ordner 40.

72) Ebd., Gilgasch an Koch, Insterburg, 15. Januar 1930. Der Kreisleiter wies auf den Erfolg des nationalsozialistischen Bauern- und Siedlerbundes bei der Erfassung des Landvolks hin und berichtete, daß der Landwirtschaftsverband „seine Fühlhörner ausstreckt und eine Kapitulation unter unserer Führung in Erwägung gezogen“ hat. Ein im Landwirtschaftsverband an hervorragender Stelle stehender Pg. drückte seine Besorgnis aus, „unser Bund würde nunmehr seinen Verband ruinieren. Und nach mehreren anderen machte er die Äußerung, es wäre zweckmäßig, daß ein Naziführer, der gleichzeitig Führer unserer Landvolkbewegung ist, dem Landwirtschaftsverband als Vorstandsmitglied beigelegt werde. Der Verband führt den Wirtschaftskampf, der Bundesführer des Kreises übernimmt die politische Leitung.“

III. Die Zeit von 1933 bis 1945

1. Herrschaft des Gaues über die Provinz

Die dritte Phase der Geschichte des ostpreußischen NSDAP-Gaues war, wie im übrigen Reich, vom Besitz der Macht gekennzeichnet. Dieser bedingte besonders in den ersten Monaten Januar bis April 1933, jedoch auch in den späteren Jahren, das Anschwellen der Ortsgruppen. Die Umstrukturierung von einer Kampfgruppe zu einer den Staat okkupierenden Bewegung wirkte sich in mehrfacher Hinsicht spürbar aus. Die Ortsgruppen vergrößerten sich nicht nur, ihr politischer und weltanschaulicher Auf- und Ausbau wurde jetzt geschäftsmäßig, aber mit allen Kennzeichen einer Diktatur betrieben⁷³). Die Funktionäre der Ortsgruppen erhielten Aufsichtspflichten über den gesamten öffentlichen Raum des Staates und die Privatsphäre der Bürger. Diese für die Partei typische Beobachtung und Kontrolle aller Lebensäußerungen gab ihr auch in Ostpreußen die Möglichkeit, die Provinz völlig zu beherrschen. Die Organe der Ortsgruppen erhielten die Aufgabe, die Ergebnisse ihrer Erhebungen und ihre Stimmungsberichte an die vorgesetzten Dienststellen der Partei, vor allem an die Gauleitung in Königsberg, zu übermitteln⁷⁴). Diese war nach Sachgebieten – parteiliche Schulung und Organisation, Erziehung, Weltanschauung, Wehrmacht, Kirchen, Widerstandsbewegungen etc. – aufgegliedert. Die von den Ortspolizeibehörden ermittelten und als staatsgefährdend registrierten Vorkommnisse gelangten über die örtlichen Parteistellen an den Gau, während die Königsberger Zentrale diese an die für den Tatbestand zuständigen Landes- und Reichsministerien oder an die Geheime Staatspolizei (= Gestapo) weiterleitete⁷⁵). Dieser Sachverhalt mag vielen Mitgliedern der Partei oder ihrer Verbände, ähnlich wie die V-Männer⁷⁶) den von diesen kontaktierten Bürgern, unbekannt geblieben sein.

Mit dem Frühjahr 1933 schließt die Aufzeichnung der ostpreußischen Gaugeschichte. Nationalsozialistische Großveranstaltungen sollten nach dem Plan des Parteichronisten als Auftakt die Ära des Dritten Reiches einleiten. Am 8. Januar marschierten 5000 Nationalsozialisten durch Königsberg. Am 30. Januar erfüllten die Provinzstadt die überall inszenierten Freudenkundgebungen. Am 7. Februar sprach Gauleiter Koch zur Machtübernahme, Parteigenossen veranstalteten einen großen Fackelzug, im Schlageterhaus der Gauhauptstadt fanden Kundgebungen statt. Zum 4. und 5. März 1933 kam Hitler nach Königsberg. Von hier aus sprach er „zum deutschen Volk“⁷⁷). Für den Parteikalender wurde dieses Datum der „Tag der erwachenden Nation“⁷⁸).

73) Ebd. – Vgl. auch BRACHER, S. 251 – 255.

74) GA.

75) Der Kopf solcher Meldungen lautete z. B. wie der folgende: „Der Bürgermeister als Ortspolizeibehörde Braunsberg, 30. November 1936“, GA, Ordner 40.

76) Vertrauenspersonen der NSDAP.

77) GA.

78) Ebd.

2. Aktionen der Gleichschaltung

Weltanschauung

Wie früh neben der schnellen oder gebietsweise langsameren nationalsozialistischen Stellenbesetzung des Beamtenapparates auch eine weltanschauliche Durchdringung oder Erfassung der Menschen in Verwaltung und Behörden durchgeführt wurde, zeigten die verschiedenen Angebote weltanschaulicher Lehrer unter den Parteigenossen gegenüber der Gauleitung in Königsberg sowie deren Reaktionen darauf⁷⁹⁾.

So bat der Königsberger Polizeipräsident unter Berufung auf einen Erlaß des Preußischen Innenministers vom 6. Juli 1933 die Gauleitung um Vorträge für die Schutzpolizei über die nationalsozialistische Weltanschauung und nannte sogleich den sich für diese Aufgabe empfehlenden Referenten⁸⁰⁾.

Wehrsport

Sehr früh nahm die Partei sich der sogenannten Jugendertüchtigung an, indem sie für den Bereich des ostpreußischen Oberpräsidiums vor allem von den Verbänden die Einführung des Wehrsports unter dem Namen Geländesport wünschte⁸¹⁾. Drei Schulen für diese Sportart waren in Ostpreußen vorgesehen. Die Mitarbeit der verschiedenen Verbände wie Stahlhelm, SA, Jungdeutschlandbund, Deutsche Turnerschaft, Baltischer Sportverband etc. war der Partei in keiner Weise fraglich. Nur bezüglich der Beteiligung der katholischen Sportjugend, Deutsche Jugendkraft (DJK), fiel die Diagnose unsicher aus⁸²⁾. Wenn auch der Diözesanpräses Pfarrer Lettau sich durchaus für einen Geländesport ausgesprochen habe, hätten die „Untergruppen, in der Provinz verteilt, vornehmlich im Ermland“, „mit der praktischen Arbeit bisher nur vereinzelt angefangen. Allmählich wird sich aber auch bei der Deutschen Jugendkraft der Gedanke des Geländesports durchsetzen“⁸³⁾.

Zentrum

Bei der Durchführung des Wehrsports waren noch gewisse Unsicherheiten spürbar, wie die erlassenen Verordnungen beweisen. Ein ähnliches Taten zeigte sich in dem vom Gauleiter verfaßten Fahnenbefehl. Die katholisch-kirchlichen Vereine waren seit April 1933

79) Ebd., Ordner 9.

80) Ebd., Niedermeyer an Gauleitung, Königsberg, 17. Juli 1933. Dr. Hans von Grünberg, Königsberg, Hans-Sagan-Str. 18, bot sich für diese Aufgabe an. – Ebenso erklärte sich Dr. Oberländer, Bund Deutscher Osten, Landesgruppe Ostpreußen, am 13. Juni 1933 dem Gauorganisationsleiter Dargel gegenüber bereit, gegen Überlassung eines Verzeichnisses sämtlicher Kreisleiter diesen kostenlos ein Exemplar „Deutsche Revolution, die Wende eines Volkes“ zuzusenden, ebd., Ordner 27.

81) Ebd.

82) Ebd.

83) Ebd.

berechtigt, neben ihren Fahnen die nationalen Farben, nicht aber die Hakenkreuzfahne, zu führen. Protestschreiben an die Gauleitung brachten zum Ausdruck, daß vorstehende Anordnung „eine Zumutung für Anhänger und Kämpfer des Nationalsozialismus wäre. . . , forderten dringend Abhilfe. Die Leute haben allen Grund, es sich zur Ehre anrechnen zu können, unter dem Schutz der Fahne der nationalen Erhebung marschieren zu dürfen“⁸⁴).

Die Ortsgruppenberichte aus den Jahren 1933 und 1934 verdeutlichen den Übergangszustand zwischen dem Besitz und der Durchsetzung der Macht über ganz Ostpreußen. „Die Propagierung der nationalsozialistischen Regierungsmaßnahmen wird im Kreise Braunsberg dadurch erschwert, daß die ehemaligen Zentrumsleute systematisch, unfassbar natürlich, Zersetzungsboykott durchführen wollen. Besonders ist dies dadurch möglich, daß innerhalb der SA-Reserve ausgesprochene Zentrumsfreunde von früher heute nun im Braunhemd in ihrer ganzen Handlungsweise im Privat- und Wirtschaftsleben alles andere als nationalsozialistisches Verhalten zeigen. . . Erschwerend für den Aufbau ist es außerdem, daß ein Teil der ehemaligen Gewerkschaftsfunktionäre jetzt Beauftragte der Deutschen Arbeitsfront sind“⁸⁵). Die im Bericht festgehaltene Volksstimmung sprach nicht für eine Zentrumstätigkeit. „Jedoch bei den Kreiseingesessenen ist, vermutlich durch jesuitischen Einfluß, z. T. noch die Meinung vorhanden, daß das Zentrum neu erstehen wird“⁸⁶). Aus den im Gauarchiv mitgeteilten Angaben über die Zahl der veranstalteten Versammlungen und Parteiabende wird deutlich, daß trotz der im Gefolge der Machtübernahme entstandenen Euphorie die Notwendigkeit steter Schulung und vermehrter Einbeziehung aller Kreisbewohner in das Parteigeschehen erforderlich war⁸⁷).

Kirche

Die Beurteilungen durch die Kreisleitungen wurden entscheidend für Beförderung oder Stagnieren im Berufsleben. „Gebunden an Herkunft, gebunden an die Kirche“⁸⁸) lautete die Charakteristik eines zunächst beförderten SS-Führers, der jedoch keinen Dienst mehr tat. Damit war er untauglich für das Reich Hitlers.

Je schwieriger sich die Assimilierung der Bevölkerung an den Nationalsozialismus über die Ortsgruppen wegen des immer stärker werdenden inneren Widerstandes der Kirche gestaltete, um so genauer mußten die untersten Parteistellen die Volksmentalität beobachten und schildern, damit die verantwortliche Gauleitung entsprechende Schritte einleiten konnte.

⁸⁴) Ebd., Ordner 40.

⁸⁵) Ebd.

⁸⁶) Ebd.

⁸⁷) Ebd. Die dort für die Häufigkeit der Veranstaltungen genannten Zahlen schwanken zwischen ca. 30 und 70 im Monat.

⁸⁸) Ebd.

Einen gesonderten Raum in den Mitteilungen der Ortsgruppen sowie in den Berichten der Kreisleitungen an die Gauleitung nahmen die Analysen und Beurteilungen sowie die Vernehmungs- und Haussuchungsprotokolle ein, welche die Vereine, das kirchliche Leben und die Geistlichen der katholischen Gemeinden betrafen⁸⁹⁾.

Während Ende 1933 ein Ortsgruppenleiter noch behaupten konnte, „die versteckte Arbeit der Gegner hat bisher zu keinem Erfolg geführt“⁹⁰⁾, gab schon 1936 die Beschlagnahme der an einer anderen Stelle gefaßten Unterlagen katholischer Jugend zu dem Urteil Anlaß, „daß eine ganz gewaltige, aktive Tätigkeit entfaltet wird“ und „daß man mit allen Mitteln um die Wiedererlangung der Jugend kämpft“⁹¹⁾. Das Ergebnis, zu dem der meldende Bürgermeister einer mittelgroßen ermländischen Stadt kam, lautete: „Die Sachlage erscheint demnach so, daß der politische Katholizismus, durch die Zurückhaltung des nationalsozialistischen Staates ermutigt, auf der ganzen Linie vorstößt, um verlorene Gelände wiederzuerobern, und den Nationalsozialismus schlagen will“⁹²⁾.

Die ausführliche Akte über das katholische Vereinsleben der Jahre 1933 bis 1936 in den Papieren der Gauleitung bietet eine Reihe von Beurteilungen der kirchenpolitischen Lage durch die NSDAP⁹³⁾. Jede Einladung zu Priesterkonferenzen trüge im Themenkatalog den Punkt Jugendverbände. Formen nationalsozialistischer Kampfersammlungen und feierlicher Parteiveranstaltungen würden von den katholischen Jugendvereinen imitiert, „da die weltanschauliche Ausdrucksform mit ihrem kämpferischen Inhalt allein die Jugend überzeugt“⁹⁴⁾. Das Rundschreiben eines katholischen Verbandes empfehle für die Gestaltung einer Feier: „An der Wand hängen tief herunter die gelb-weißen Fahnen der Kirche. Links und rechts vom Podium nehmen, wenn möglich, zwei Kaufmannsjungen in Schartracht (ohne Hut) mit dem schwarz-weißen Banner in strammer Haltung Aufstellung. Und das im Jahre 1936 trotz Flaggenverordnung. Von der Hakenkreuzfahne wird im Schreiben nicht gesprochen“⁹⁵⁾. Die Orte der Versammlungen katholischer Vereine wurden

89) Ebd.

90) Ebd.

91) Ebd.

92) Ebd.

93) Ebd. – Die Unvollständigkeit der Akten der Gauleitung läßt nur in Einzelfällen vollständigen Aufschluß über Aktionen gegen das Bistum Ermland bzw. gegen einzelne Geistliche und Laien gewinnen.

94) Der Ortsgruppenleiter stellte fest, daß die Schreiben zwischen Jugendverbänden und kirchlichen Stellen bis zum Jahre 1935 stets Absender und Datum enthielten; seit Anfang 1935 blieben diese Angaben weg. Er schloß deshalb: „Es scheint so, als wenn durch eine besondere Verfügung einer besonderen Stelle die Daten und sonstigen Angaben fortgelassen wurden“, ebd.

95) Ebd., S. 3. Es handelt sich um ein Rundschreiben des Katholisch-Kaufmännischen Vereins, Essen.

der Gauleitung von der Ortsgruppe mitgeteilt, ebenso die Namen einer großen Zahl von Laien, die aktiv in der katholischen Jugendarbeit standen oder für den „politischen Katholizismus“⁹⁶⁾ wirkten.

Die Standfestigkeit einer Kreisleitung mußte jedoch dann erschüttert werden, wenn „der Abgesandte des Herrn Bischofs Kaller, der bekanntlich alles andere als wehrfreudig ist, einen Vortrag vor Offizieren der neuen Wehrmacht hält“⁹⁷⁾, wenn sich also zu den Vertretern des Heeres das Haupt einer katholischen Pfarrgemeinde gesellt. „Die Tatsache befremdet außerordentlich“⁹⁸⁾.

Über die Heilsberger Kreisleitung gelangte ein Schreiben des dortigen Kaplans Szinczetki an die Gauleitung. Dieser hatte sich an das Heilsberger Büro des Bundes Deutscher Mädel (BDM) gewandt und unter Beifügung der Abschrift einer Mitteilung des Bischöflich Ermländischen Generalvikariates das Befremden des Bischofs, aller katholischen Eltern und Mädchen zum Ausdruck gebracht, daß „seitens des BDM bezüglich der Doppelmitgliedschaft jetzt noch Schwierigkeiten gemacht werden“⁹⁹⁾. Die Sorge, „Masuren, ein rein protestantisches Gebiet“¹⁰⁰⁾, könnte durch weiteren Zuzug katholi-

96) Gemeint waren der Geschäftsführer der Zweigstelle der Herderschen Buchhandlung in Braunsberg, Hauck, und der Anzeigenleiter der Ermländischen Zeitung, Schroeter, ebd., S. 6.

97) GA.

98) Ebd.

99) GA, Ordner 5, Heilsberg, 16. März 1937. Die Verfügung des Generalvikariates in Frauenburg stammte vom 3. März 1937 und bezog sich auf ein ebenfalls abschriftlich beigefügtes Schreiben des stellvertretenden Gauleiters Großherr an Bischof Kaller vom 10. März 1936 über die Erlaubtheit der Doppelmitgliedschaft in NS-Frauenschaft bzw. BDM und in konfessionellen Müttervereinen bzw. Marianischen Jungfrauenkongregationen. Außerdem hatte Szinczetki seinem Schreiben eine vom Heilsberger Pfarreramt mit der Unterschrift von Kaplan Hippel beglaubigte Abschrift des Briefes der Gaufrauenschaftsleiterin Harnisch an den stellvertretenden Gauleiter Großherr vom 2. März 1936 beigelegt. Darin heißt es: „Ein Verbot der Doppelmitgliedschaft bezüglich katholischer Frauen- und Müttervereine und NS-Frauenschaft ist nie von mir ausgesprochen worden. Im Gegenteil ist in den katholischen Kreisen genau wie im übrigen Teil unseres Gauces eine starke Werbung für die NS-Frauenschaft durchgeführt worden, die leider dort, wo die Einstellung der katholischen Geistlichkeit im Gegensatz zum Nationalsozialismus steht, mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hat.“ – Zur Frage der Doppelmitgliedschaft vgl. den Sturmbefehl des Truppführers der Braunsberger SA vom 10. Juli 1935: „Alle SA-Männer, die einem kirchlichen Verein angehören, haben sofort ihren Austritt aus diesem zu erklären und diese Bescheinigung beim Sturm abzugeben, SA der NSDAP, der Führer des Sturmes 1/J.2 Blohmann“, Archiv Dr. Ludwig Kayser, Münster/W., vgl. auch STASIEWSKI, S. 665–667.

100) GA, Ordner 14, Koch an Heß, Königsberg, 12. Dezember 1938: „Ich beobachte seit einiger Zeit, daß in die masurischen Gebiete auffallend viel katholische Beamte versetzt werden . . . Ich bitte Sie, die zuständigen Ministerien anweisen zu wollen, die Versetzung von katholischen Beamten in den Regierungsbezirk Allenstein und in alle ostpreußischen Grenzkreise zu unterlassen.“

scher Beamter seinen protestantischen Charakter verlieren, veranlaßte den Gauleiter zu einem Schreiben an den Stellvertreter Hitlers, Rudolf Heß, in München. „Eine Reihe von Kirchen und Pfarrhäusern sind eingerichtet worden. Alle diese Pfarrhäuser sind Stützpunkte der polnischen Volksturmsarbeit“¹⁰¹⁾.

Während der Gauleiter und Oberpräsident der Provinz Ostpreußen die Arbeit der Kirche durch derartige von höchster Führungsstelle des Dritten Reiches zu ergreifende Maßnahmen auszuschalten versuchte, wurde im Gau selbst die Schulung der nationalsozialistischen Organisationen weiter forciert, wie es die Aktionen der NS-Frauenschaft immer wieder zeigten. So berichten deren Unterlagen im Gauarchiv von den im Geiste Rosenbergs und Himmlers im NS-Frauenheim von Rauschen gehaltenen Kursen und Reden. „Deutschland war eher da, als es ein Christentum gab. Wir reißen keine Dome ein, aber unsere Kinder sollen nur noch deutsch sein. Eines muß festgestellt werden, das deutsche Volk verdankt seinen Glauben an Gott dem Führer . . . So beginnt heute eine neue Welt. Wer glaubt denn noch an die Hölle. Die Judenfrage ist durch uns zum Weltproblem geworden, und wir müssen feststellen, der Jude ist in der Kirche, im Vatikan, in den Freimaurern, in England, im Bolschewismus, in Moskau. Und wir wissen, daß im Ernstfall sie alle einig sein werden und Rom sie segnet“¹⁰²⁾.

Die Parteiakten Ostpreußens enthalten in einem besonderen Vermerk aus dem Jahre 1937 eine Summierung aller von der NSDAP gegen Bischof Kaller erhobenen Beschuldigungen¹⁰³⁾. Diese wurden jeweils durch Anlagen, deren Inhalt sich auf Meldungen aus den Parteizentralen der verschiedenen ostpreußischen Orte stützt, untermauert. Diese Angriffe sahen in Kaller den entscheidenden Gegner im Gaugebiet. „Der Bischof stiftet künstlich Unruhen durch lügenhafte Meldungen. Er läßt Hirtenbriefe verlesen . . . Der Bischof hetzt seine Diözesanen zum Ungehorsam und zu Gewalttätigkeit auf“¹⁰⁴⁾, wie der Hirtenbrief vom 14. März 1937 bewiese¹⁰⁵⁾. Der ungenannte Verfasser dieser Akte mit ihren außerordentlich schwerwie-

101) Ebd.

102) Ebd., Rauschen-Düne, 25. April 1939. „Adolf Hitler siegt . . . Wir werden Boden bekommen – wir werden ein Weltreich haben . . . Wenn wir ihm sagen, daß wir Raum brauchen, das versteht der General sowie der ärmste Kumpel, Saar, Österreich, Böhmen, Mähren, Memel, unsere Wehrmacht, unsere Luftwaffe, die Führerparaden, Deutschlands Lage in der Welt, Grand mit Vieren, einmal Hitler, einmal Duce, die Grundlagen des ewigen Reiches, die Mutter und das Kind . . . mit einem Mann und 100 Frauen kann man ein Reich bauen, mit einer Frau und 100 Männern nicht.“

103) GA, Vermerk.

104) Es handelt sich sowohl um den Fastenhirtenbrief vom 31. Januar 1937 wie um das Kanzelwort des Bischofs vom 14. März 1937, ebd. – Vgl. auch REIFFERSCHEID, S. 160–165.

105) GA, Vermerk.

genden Vorwürfen gegen den ermländischen Bischof bezog sich mehrmals auf dessen entschiedenen Protest gegen die Wegnahme bzw. das Umhängen der Kreuze in Schulen seines wie anderer Bistümer¹⁰⁶⁾. „Lediglich in vier Schulen des Regierungsbezirkes Allenstein ist das Kreuz von einer Wand über die Tür gehängt worden“¹⁰⁷⁾. Der Vermerk unterschlug, daß an die Stelle des Kreuzes zu Häupten des Lehrers und im Blickfeld der Schüler das Hitlerbild den beherrschenden Platz erhielt.

Analoge parteipolitische Verdachtsmomente wie bezüglich der katholischen Kirche schienen die Verfasser einiger Kreisparteiberichte innerhalb der evangelischen Kirche festzustellen. Aus abgefangener Post ergab sich der Aufbau einer innerkirchlichen Gesellschaft gegen deutschchristliche und nationalsozialistische geistliche Kirchenführer. Daß evangelische Geistliche eine Berufsgemeinschaft von Behördenangestellten zum Zweiten Ostpreußischen Kirchentag einluden, war für beobachtende Augen der Partei sicher schon ein zu weit gehender Schritt über die Grenze zwischen Kirche und Welt hinaus¹⁰⁸⁾.

Zum Abschluß dieser Darstellung der Geschichte der NSDAP in Ostpreußen sei vor allem in bezug auf die letzte Phase ihrer Entwicklung darauf hingewiesen, daß die Aufzählung von Aktionen der nationalsozialistischen Parteiorganisationen den Eindruck vermittelt, daß in den Jahren des Machtbesitzes die Gegnerbeobachtung, also eigentlich eine geheim- und staatspolizeiliche Tätigkeit, die vorherrschende Aufgabe der verschiedenen Stufen des Parteiapparates (Ortsgruppe, Kreisleitung und Gauleitung) gewesen ist. Tatsächlich muß aufgrund der Aktenbefunde für den Gau Ostpreußen festgehalten werden: Nicht nur die Gestapo und der Sicherheitsdienst, nicht nur die Schulungsleiter in der NSDAP, sondern der gesamte Parteimechanismus erhielt von der Führung diese primäre Aufgabe der Beobachtung aufkommender oder vermuteter gegnerischer Bewegungen als wesentliche Voraussetzung für den Weiterbestand der NSDAP. Erst in den letzten Monaten des Krieges während der Besetzung Ostpreußens durch russische Truppen brach dieser gestapoähnliche Apparat zusammen, da die Ortsgruppenleiter in fast allen Gemeinden, meist mit den Bürgermeistern, als erste aufbrachen und ihre Heimat verließen¹⁰⁹⁾, während die Gauführung sowie die Kreisleitungen bis in das Frühjahr 1945 hinein die Bevölkerung in Sicherheit zu wiegen versuchten und Durchhalteparolen ausgaben.

106) Ebd.

107) Ebd.

108) GA.

109) Persönliche Mitteilung von Hugo Fittkau, Essen, 21. April 1976. – Vgl. auch Ostdokumentation im Bundesarchiv Koblenz.

NSDAP w Prusach Wschodnich

Streszczenie

Rozwój NSDAP i jej aparatu partyjnego w narodowo-socjalistycznym okręgu Prus Wschodnich, który obejmował drugą co do wielkości prowincję, odbywał się w trzech etapach: do puczu Hitlera w 1923 R., okres działania w ukryciu i reorganizacji aż do 1933 r., era Trzeciej Rzeszy. W pierwszym okresie, zwłaszcza w miastach wschodniopruskich, istniały właściwe komórki NSDAP, względnie sympatyzujące z Hitlerem grupy niemiecko-narodowe. Drugi okres, jeżeli uszereguje się niemieckie okręgi wyborcze według wysokości oddanych na NSDAP głosów, stawia Prusy Wschodnie z udziałem 8,7 % głosów dopiero na siódmym miejscu. Po zmianie gauleiterów w 1928 r. (Schwerwitz został zastąpiony przez Kocha) słabości wschodniopruskiej organizacji partyjnej nie ustąpiły zupełnie. Ujawniły się one np. w spadku o 19,9 % głosów oddanych na NSDAP podczas wyborów w listopadzie 1932 r., mimo iż lista narodowo-socjalistyczna przy Uniwersytecie Królewieckim zwyciężyła z ponad 50 % oddanych głosów.

Znajdujące się w Archiwum Göttingen „Akten der Königsberger Gauleitung“ pozwalają przyrzeć się stylowi pracy partyjnej, zarówno centrali prowincji, jak i organizacji podstawowych na najniższym szczeblu. Spór z Kościołem i państwem, złe zarządzanie przez członków partii, kompromitujące zachowanie się Hitlerjugend w różnych miastach wschodniopruskich itd., podziały niekorzystnie na propagandę. Znamienny jest słaby efekt partyjno-politycznych wysiłków w pięciu powiatach warmińskich w porównaniu do pozostałych powiatów prowincji wschodniopruskiej. Po wstępnych przygotowaniach pierwsza miejscowa organizacja NSDAP została utworzona 15 III 1931 r. w Reszlu. Następne powstały w Lidzbarku Warmińskim, Pieniężnie, Długoborze, Kolnie Reszelskim, Biskupcu Reszelskim itd. Wkrótce jednak szereg organizacji miejscowych, jak również tzw. punktów oparcia NSDAP, uległo rozwiązaniu. Przyczynę tego odwrotu przywódcy partii przypisywali działaniu wielkanocnego listu pasterskiego biskupa M. Kallera z 1931 r. „Tu na Warmii naszym głównym przeciwnikiem jest również Centrum i duchowieństwo, i ten przeciwnik jest mocniejszy niż wszyscy inni“ – tak pisał 14 XII 1931 r. pewien kierownik obwodowy i późniejszy komisarz okręgowy do kierownictwa okręgu. Pod względem zawodowym wśród zwolenników partii były reprezentowane wszystkie stany: urzędnicy, kupcy, rzemieślnicy, rolnicy, robotnicy, lekarze, nauczyciele, fabrykanci. Doniesienia partyjne pozwalają często na wgląd od zewnątrz w skuteczność pracy w stowarzyszeniach i wśród młodzieży katolickiej. Obawa, iż tzw. katolicyzm polityczny uderzy na całej linii, aby odzyskać utracony teren i pobić narodowy socjalizm, wynika z notatki, dokonanej w 1937 r., która Biskupa Warmińskiego określała jako najgroźniejszego przeciwnika i wroga NSDAP,

który swoich diecezjan miał podjudzać do nieposłuszeństwa i gwałtów.

The NSDAP in East Prussia

S u m m a r y

There are three phases in the development of the NSDAP and the party machine in the National Socialist Gau of East Prussia like everywhere else in the German territory. East Prussia comprised the second largest German province.

Those three phases are the years until the Hitler putsch in 1923, the period of underground and re-establishment until 1933 and the era of the Third Reich. During the first period actual NSDAP cells and German National groups sympathizing with Hitler existed mainly in East Prussian towns. During the second phase, East Prussia was – with 8,7 % of votes for the NSDAP – listed only in the seventh position in the order of the German constituencies. – There were insufficiencies within the East Prussian party organization which were not fully cleared away by the exchange of Gauleiters in 1928 when Schwerwitz was replaced by Koch. They became evident, e. g., in the decrease of NSDAP votes by 19,9 % in the 1932 November elections although at the Königsberg university the Nazi ticket had won by over 50 %.

The files of the Königsberg Gau leadership from the Staatliches Archivlager in Göttingen make possible an insight into the peculiarities of the party work in the provincial headquarters and, at the basis, in the local groups. The controversies between church and state, the insufficient management of party finances, the compromising agitations of the Hitlerjugend in several East Prussian towns etc. hampered the effectiveness of the propaganda. The slightness of the success of the party political endeavours is most striking in the five Warmian districts compared with the rest of the province of East Prussia. After some preparatory attempts, the first Warmian NSDAP local group was established at Röbel on March 15th, 1931. Röbel was followed by Heilsberg, Mehlsack, Langwalde, Gr. Köllen, Bischofstein and others. Soon after, however, a number of the aforementioned local groups dissolved just like other Warmian so-called NSDAP-bases. The effect of the 1931 Easter decree of the Warmian bishop Maximilian Kaller, acknowledged by the party leaders, was the reason for that decline. "Here in Warmia, the Zentrum and the clergy are our main opponents, and these opponents are stronger than all the rest", a district leader, who was later on Gau commissioner, wrote to the Gau leadership on December 14th, 1931. Supporters of the party came from all walks of life: civil servants, merchants, craftsmen, peasants, workers, doctors, teachers and factory owners. The party reports frequently offer some insight into the efficiency of Catholic association and juvenile work. An entry of 1937 shows the

fear that the so-called political Catholicism might advance all along the line to re-conquer lost terrain and to defeat National Socialism. The note describes the Warmian bishop as the most caustic opponent and enemy of the party inciting his diocesans to disobedience and to violence.

S. K.

Feldbischof Franz Justus Rarkowski im Spiegel seiner Hirtenbriefe

Zur Problematik der katholischen Militärseelsorge
im Dritten Reich

Von Hans Apold

Quellen und Literatur

Die Diskussion über die Frage der Stellung der katholischen Kirche zum NS-Regime und zum Zweiten Weltkrieg scheint in letzter Zeit ruhiger zu verlaufen. Vergleichlich mit der häufig recht emotional geführten Kontroverse über Rolf Hochhuths Drama „Der Stellvertreter“, bei der meist nur Meinungen ausgetauscht wurden, zeichnen sich die neueren Veröffentlichungen zu diesem Thema in der Regel als Ergebnisse fundierten Quellenstudiums aus. Der Historiker, der sich mit der neueren Kirchengeschichte oder gar mit Zeitgeschichte auseinandersetzen will, muß mit einer Fülle von Schwierigkeiten rechnen. Im Gegensatz zum Altertumsforscher oder Mediävisten kann er sich zwar nicht über mangelndes Quellenmaterial beklagen, jedoch werden ihm bei der Beschaffung und Einsichtnahme desselben häufig von kirchlichen Institutionen Steine in den Weg gelegt. Daneben trifft der um wissenschaftliche Exaktheit bemühte Historiker bei der Befragung von beteiligten Zeitgenossen häufig auf Ablehnung, die auf dem Vorurteil basiert, der Sachverhalt würde in jedem Falle verzerrt dargestellt, oder auf der unhistorischen Einstellung, die Vergangenheit solle man ruhen lassen.

Auch die vorliegende Arbeit¹⁾ entstand unter den oben geschilderten Schwierigkeiten. Grundlage ist die Analyse der Hirtenbriefe des Feldbischofs Rarkowski, die von der Forschung bislang kaum berücksichtigt worden sind. Ein großer Teil der Quellen wurde den Verordnungsblättern des Feldbischofs der Jahrgänge 1939 - 1944 entnommen²⁾. Einen Teil stellten mir das Bundesarchiv-Militärarchiv in Freiburg sowie Dr. Paul Roth (Kirchheim) zur Verfügung. Außerdem erhielt ich dank der Fürsprache von Herrn Prälat Werthmann, dem ehemaligen Generalvikar im Feldbischofsamt, Zugang zu einem Teil der zur Zeit beim Militärbischofsamt in Bonn lagernden Teile des Aktenmaterials des Feldbischofsamtes in Berlin³⁾.

- 1) Die vorliegende Arbeit ist eine unwesentlich gekürzte Fassung der Hausarbeit der Fachprüfung für das Lehramt an Gymnasien, die vom Verfasser im Winter 1976/77 dem Wissenschaftlichen Prüfungsamt Bochum vorgelegt wurde. Der Titel der Arbeit lautete: „Franz Justus Rarkowski, der Feldbischof der Wehrmacht, und die Problematik der Militärseelsorge im III. Reich, dargestellt auf der Basis der Hirtenbriefe des Feldbischofs“. Berichterstatter war Prof. Dr. Rudolf Padberg, dem der Verfasser für vielfältige Anregungen und Kritik großen Dank schuldet.
- 2) Fotokopien dieser Blätter wurden mir dankenswerterweise von Herrn Prof. Dr. Padberg zur Verfügung gestellt.
- 3) An dieser Stelle muß auch dem jetzigen Generalvikar, Herrn Dr. Gritz, für sein verständnisvolles Entgegenkommen gedankt werden. Auch seinem Mitarbeiter, Herrn Dr. Niermann, habe ich für seine Hilfe bei der Einsichtnahme des Materials zu danken.

Somit kann man davon ausgehen, daß die Hirtenschreiben des Feldbischofs Rarkowski vollständig Berücksichtigung fanden.

Neben diesen für das Thema wesentlichen Texten leisteten die in den Anmerkungen näher bezeichneten Quelleneditionen der Kommission für Zeitgeschichte (früher: bei der Katholischen Akademie in Bayern) wertvolle Hilfe. Darüber hinaus standen noch zwei Briefe von Militärpfarrer Gmeiner an seinen Amtsbruder Kuhn aus dem Jahre 1950 und ein schriftlicher Bericht, den Dekan Kuhn eigens für diese Arbeit angefertigt hat, zur Verfügung. Alle drei Schreiben geben Auskunft über die Biographie und die Beurteilung der Persönlichkeit des Feldbischofs, müssen aber kritisch zur Kenntnis genommen werden, weil beide Autoren nach eigenem Bekenntnis „auch heute noch ihren Feldbischof schätzen“⁴⁾. Immerhin spiegelt sich in ihnen die Haltung zumindest eines Teils der Militärgesellschaft wider.

Für das Gelingen der Arbeit von nicht zu unterschätzender Bedeutung war nicht allein ein längeres Gespräch mit dem schon erwähnten Herrn Prälat Werthmann, sondern eine Vielzahl persönlicher Kontakte zu ehemaligen Militärgesellschaftlichen. Dadurch erfuhr die Arbeit vielfache Anregungen, Korrekturen und Hintergrundinformationen. Ein großer Teil der befragten Militärpfarrer erklärte beispielsweise, daß er die Hirtenbriefe des Feldbischofs in der Regel gar nicht verlesen habe. Sicherlich ist diese Aussage nicht repräsentativ für den gesamten Militärklerus, aber dadurch werden z. B. die Stellungnahmen Gmeiners und Kuhns bereits etwas korrigiert.

Für den Amerikaner Gordon C. Zahn war der Feldbischof ein „Rechtsaußen“ im deutschen Episkopat, ein Anhänger des Nationalsozialismus. Dieser These folgt weitgehend sein Landsmann Guenter Lewy⁵⁾.

Die Aachener Kirchenzeitung eröffnete 1968 eine Diskussion über die Beurteilung Rarkowskis⁶⁾. Einige Monate später wurden in der gleichen Zeitung Leserschriften meistens von Zeitgenossen Rarkowskis veröffentlicht, die einige interessante Details zur Biographie des Feldbischofs enthalten⁷⁾.

Ansonsten wird Franz Justus Rarkowski in der Literatur nur vereinzelt kurz erwähnt. Das liegt vor allem wohl daran, daß das Quellenmaterial, die Akten des Feldbischofsamtes, bis Anfang der siebziger Jahre im Privatbesitz des ehemaligen Generalvikars Werthmann war und von diesem dann dem Militärbischofsamt in Bonn

4) A. KUHN an den Verfasser, 1. 8. 1976.

5) G. C. ZAHN, Die deutschen Katholiken und Hitlers Kriege. Graz/Köln 1965. - G. Lewy, Die katholische Kirche und das Dritte Reich. München 1965.

6) P. ROTH, Irrtum und Widerstand. In: KIRCHENZEITUNG FÜR DAS BISTUM AACHEN 23 (1968) Nr. 50, 15. 12. 1968.

7) Noch einmal Feldbischof Rarkowski, ebd. 24 (1969) Nr. 6, 5. 2. 1969. - Ein Bericht von W. THIMM, Franz Justus Rarkowski (1873-1950), Feldbischof der Wehrmacht. In: UNSERE ERLÄNDISCHE HEIMAT 15 (1969) Nr. 3, S. IX - XI, gibt im wesentlichen die Ergebnisse der Diskussion in der Aachener Kirchenzeitung wieder.

nach eigener Auskunft unter Verschuß übergeben wurde. Es bleibt im Interesse der Forschung, deren Ziel es sein muß, zu einem ausgewogenen Urteil über den Feldbischof Rarkowski zu kommen, nur zu wünschen, daß das in Bonn befindliche Material möglichst bald zugänglich gemacht wird.

Ein Urteil, das sich im wesentlichen auf die Analyse der Hirtenbriefe des Feldbischofs stützt, kann nicht umfassend sein. Daher erschien es sinnvoll, auch andere Veröffentlichungen Rarkowskis zu berücksichtigen. Außerdem soll zur Beurteilung das Verhalten der während des Ersten Weltkrieges für die Militärseelsorge Verantwortlichen zum Vergleich mit herangezogen werden.

Die katholische Kirche und ihre Einstellung zum Krieg

Da die Militärseelsorge traditionell an die Institution Kirche gebunden ist, soll zum besseren Verständnis ihrer Problematik während des Zweiten Weltkrieges zunächst kurz die Einstellung der katholischen Kirche zum Krieg allgemein und zum Zweiten Weltkrieg im besonderen zur Sprache kommen.

Die junge Kirche stand dem Soldatentum recht kritisch gegenüber; zum Teil wurde Soldaten die Taufe verweigert⁸⁾. Zur Frage des Krieges allgemein nahm die Kirche in den ersten Jahrhunderten ihrer Geschichte kaum Stellung. In dieser Zeit spielte sie ja auch noch keine bedeutende Rolle im öffentlichen Bereich. Als erster Kirchenlehrer nahm sich Augustinus der Problematik des Krieges aus kirchlicher Sicht⁹⁾ an. Er unterscheidet gerechte und ungerechte Kriege. Ziel eines gerechten Krieges, den nur die Obrigkeit führen darf, ist immer das allgemeine Wohl, die Gerechtigkeit und die Wiederherstellung des Friedens. Der gerechte Krieg ist nach Augustinus nur als letztes und äußerstes Mittel gestattet, aber nicht nur zur Verteidigung, sondern auch zur Bestrafung von schuldhaften Verbrechen.

Auf dieser Lehre des Augustinus basierte die Einstellung der mittelalterlichen Theologen zu diesem Thema. Thomas von Aquin nennt drei Voraussetzungen für einen gerechten Krieg: rechtmäßige Autorität, einen gerechten Grund und die rechte Absicht. Infolge der Spätscholastik des 16. Jahrhunderts tritt der Strafcharakter des Krieges immer mehr zurück¹⁰⁾. Gerechter und ungerechter Krieg werden vereinfachend mit Verteidigungs- und Angriffskrieg zur Deckung gebracht. Hieraus ergab sich in der Neuzeit wegen der weiterentwickelten Kriegstechnik und der zum Teil verwickelten politischen Situation naturgemäß die Schwierigkeit, im Einzelfall zu entscheiden, ob es sich um einen Angriffskrieg, also um einen ungerech-

8) Vgl. A. HARNACK, *Militia Christi. Die christliche Religion und der Soldatenstand in den ersten drei Jahrhunderten*. Tübingen 1905.

9) Vgl. R. HAUSER, *Krieg*. In: *LEXIKON FÜR THEOLOGIE UND KIRCHE*. Bd. 6. Freiburg i. Br. 1961, Sp. 640-643.

10) Ebd.

ten Krieg, handelte oder um einen Verteidigungskrieg, der als gerecht beurteilt werden konnte¹¹).

Kaum war der Erste Weltkrieg beendet, erschien in München eine Broschüre mit dem Titel: „Der Krieg im Lichte des Evangeliums.“ Der Autor dieses 48 Seiten umfassenden Heftes war der damalige Bischof von Speyer, der spätere Kardinal Dr. Michael Faulhaber, der früher auch in der Militärseelsorge tätig gewesen war. In dieser Broschüre nahm der Bischof vor dem Hintergrund des gerade erlebten Weltkrieges zu der Frage Stellung, ob der Krieg erlaubt sei. Gleich in der Einleitung gibt er die Antwort, wenn er den Ersten Weltkrieg, von Deutschland aus betrachtet, als „Schulbeispiel eines gerechten Krieges“¹²) bezeichnet. Das folgende Zitat faßt noch einmal die traditionelle katholische Lehre über den Krieg zusammen:

„Die normale und kulturschaffende Weltlage ist der Weltfriede. Der Krieg ist ein Ausnahmezustand, der von Zeit zu Zeit zur Entspannung der politischen Lage notwendig werden kann, aber immer nur als Mittel zum Frieden und immer erst dann, wenn alle Versuche, eine Streitsache auf friedlichem Wege beizulegen, gescheitert sind und der zuständigen höchsten Stelle kein anderes Mittel bleibt, ein Unrecht abzuwehren oder ein notwendiges Lebensrecht völkischen Daseins zu retten. Ein Volk darf nicht den Mutwillen haben, einen vermeidlichen Krieg vom Zaune zu brechen; es muß aber den Mut haben, einen unvermeidlichen Krieg auf sich zu nehmen¹³).“

Nachdem sich Bischof Faulhaber im folgenden gegen einen Marzialismus (= Krieg um jeden Preis, um seiner selbst willen) und einen Sabbatismus (= immerwährender Sabbat, Pazifismus) ausgesprochen hat, befragt er die Schriften der Evangelisten und kommt zu folgendem Ergebnis:

„Das Evangelium hat also tatsächlich dem Krieg einen Waffenpaß ausgestellt. Ein unbedingtes Unrecht des Krieges ist aus dem Buch der frohen Botschaft nicht zu erweisen – damit allein schon ist sein bedingtes Recht erwiesen“¹⁴).

Diese Auffassung war unter den damaligen deutschen Bischöfen weit verbreitet. Auffallend ist auch die Tatsache, daß in dieser Zeit deutsche Bischöfe und katholische Theologen allgemein bestrebt waren, den Patriotismus der Kirchenmänner, der sich in besonderem Maße im Ersten Weltkrieg bewährt habe, herauszustellen¹⁵).

11) Das Zweite Vaticanum hat sich ausführlich in der Pastoralkonstitution „Gaudium et Spes“ mit dem Thema des modernen Krieges beschäftigt. Es fordert eine absolute Ächtung des Krieges (Nr. 82) und verlangt eine weltweite Aktion zu seiner Verhinderung. - Zur heutigen Lehre der katholischen Kirche über den Krieg vgl. R. COSTE, Krieg. In: HERDERS THEOLOGISCHES TASCHEN-LEXIKON. Hrsg. v. K. RAHNER. Bd. 4. Freiburg 1972, S. 256-260.

12) M. FAULHABER, Der Krieg im Lichte des Evangeliums (GLAUBE UND LEBEN. Eine Sammlung religiöser Zeitfragen, Sonderheft). München o. J., S. 4.

13) Ebd., S. 7.

14) Ebd., S. 24.

15) Vgl. LEWY, S. 248.

Vor allem während der Nazizeit erschienen mehrere Veröffentlichungen, die von den Heldentaten der Theologen während des Ersten Weltkrieges berichteten¹⁶⁾.

Die amerikanischen Autoren Lewy¹⁷⁾ und Zahn¹⁸⁾ werfen dem deutschen Episkopat vor, daß er die Kriegsziele Hitlers unterstützt und die deutschen Katholiken immer wieder ermahnt habe, ihre Pflicht im Krieg zu erfüllen, obwohl schon damals für die Bischöfe klagewesen sein mußte, daß dieser Krieg, den Deutschland führte, ein ungerechter Krieg war. Immerhin konzidiert Lewy, daß die Bischöfe zumindest während der ersten drei Kriegsjahre davon überzeugt waren, es handle sich um eine „gerechte Sache“¹⁹⁾.

Die Mitglieder der Fuldaer Bischofskonferenz bildeten auch während der NS-Zeit keinen monolithischen Block²⁰⁾. Herrschte schon keine Einigkeit darüber, wie das NS-Regime zu beurteilen sei, so war man in der Frage der Methode, wie die Kirche ihre Interessen am geeignetsten gegenüber der Hitler-Diktatur wahrnehmen könne, erst recht verschiedener Meinung. Als Beispiel für die Uneinigkeit der deutschen Bischöfe in dieser Frage sei der Streit zwischen dem Vorsitzenden der Bischofskonferenz, Kardinal Bertram, und dem Berliner Bischof von Preysing erwähnt²¹⁾.

Als Kardinal Bertram 1939 Hitler im Namen des deutschen Episkopats zum 50. Geburtstag gratulierte, war die Mehrheit der Bischöfe auf seiner Seite; von Preysing hatte abgeraten²²⁾. Ein Jahr darauf beglückwünschte Bertram den Reichskanzler erneut im Namen aller deutschen Bischöfe in feierlicher Form²³⁾. Diesmal hatte er nicht das Einverständnis der Konferenz eingeholt, und von Preysing protestierte mit Nachdruck, trat vom Vorsitz des Pressereferates der Bischofskonferenz zurück²⁴⁾ und konnte nur durch den Papst vom

16) So z. B. J. A. AICH (Hrsg.), Im Dienste zweier Könige: Das Heldenbuch der Kriegstheologen. Breslau 1937. - L. BÖRST, Die Theologen der Erzdiözese München-Freising im Weltkrieg 1914-1918. München 1938.

17) LEWY, S. 247-283.

18) ZAHN, S. 227 ff.

19) LEWY, S. 256 f. - Zur Beurteilung der Arbeiten von Zahn und Lewy vgl. U. VON HEHL, Kirche, Katholizismus und das nationalsozialistische Deutschland. Ein Forschungsüberblick. In: D. ALBRECHT (Hrsg.), Katholische Kirche im Dritten Reich. Mainz 1978, S. 238-240: Beide müssen als moralische Rigoristen betrachtet werden, die ethische Maximalforderungen erheben, dabei aber die Realisierbarkeit ihrer Ansprüche aus dem Auge verlieren.

20) Vgl. L. VOLK, Die Fuldaer Bischofskonferenz von Hitlers Machtergreifung bis zur Enzyklika „Mit brennender Sorge“. In: ALBRECHT (Hrsg.), Katholische Kirche, S. 35-65. - DERS., Die Fuldaer Bischofskonferenz von der Enzyklika „Mit brennender Sorge“ bis zum Ende der NS-Herrschaft, ebd., S. 66-102.

21) Vgl. dazu den Briefwechsel Bertram - v. Preysing in: W. ADOLPH, Hirtenamt und Hitlerdiktatur. Berlin 1965, S. 158-170.

22) Vgl. VOLK, Die Fuldaer Bischofskonferenz von der Enzyklika „Mit brennender Sorge“, a. a. O., S. 75. - Vgl. auch B. SCHNEIDER (Hrsg.), Die Briefe Plus' XII. an die deutschen Bischöfe 1939-1944 (VERÖFFENTLICHUNGEN DER KOMMISSION FÜR ZEITGESCHICHTE BEI DER KATHOLISCHEN AKADEMIE IN BAYERN, Reihe A, Bd. 4). Mainz 1966, S. 5, Anm. 1.

23) Vgl. ADOLPH, S. 161 f.

24) Ebd., S. 164.

Rücktritt auch vom Bischofsamt abgehalten werden²⁵). Dabei wollte Kardinal Bertram Hitler keineswegs huldigen, sondern er benutzte die Glückwunschschaften für kirchliche Beschwerden direkt beim Führer²⁶).

Dieses Beispiel macht deutlich, daß man sich vor Pauschalurteilen wie dem, der „deutsche Episkopat habe Hitlers Kriegsziele voll und ganz unterstützt“, die bei Zahn und Lewy anklingen, hüten muß, weil sie dem Sachverhalt in keiner Weise gerecht werden.

Analysiert man die gemeinsamen Hirtenbriefe²⁷) der deutschen Bischöfe, die während des Krieges herausgegeben wurden, dann wird deutlich, daß es den Bischöfen in erster Linie um die Lage der Kirche im NS-Deutschland ging. Als im Jahre 1941 die deutschen Truppen in Rußland einmarschierten, ermahnten die Bischöfe in einer kurzen einleitenden Bemerkung „zu treuer Pflichterfüllung, opferwilligem Arbeiten und Kämpfen im Dienste des Volkes“²⁸). Hauptthema des Schreibens jedoch war das Wirken und die Stellung der Kirche in Deutschland. „Es geht um Sein oder Nichtsein des Christentums und der Kirche in Deutschland“²⁹).

Zusammenfassend ist festzuhalten, daß die deutschen Bischöfe in der Zeit der Nazi-Herrschaft keineswegs alle gleich gehandelt haben, daß sie aber in ihrer Mehrheit dem NS-Regime zumindest kritisch gegenüberstanden; dabei haben sie alles versucht, um die Stellung der Kirche in Deutschland zu garantieren. Dem Krieg standen sie wie die Mehrheit aller Deutschen nicht ablehnend gegenüber, abgesehen von einer kleinen Minderheit, an ihrer Spitze der Berliner Bischof von Preysing. Daneben muß auf die nationale Einstellung des Großteils des Episkopats, allen voran des Bischofs von Galen, hingewiesen werden³⁰).

Während die Episkopate aller Nationalstaaten in der Regel im Kriegsfall parteiisch hinter ihren Regierungen standen, zeichnet sich in der Neuzeit als wesentliches Moment der vatikanischen Politik die Neutralität und Überparteilichkeit bei kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen den Völkern ab. Im Artikel 24 des sogenannten Lateranvertrages wird diese Haltung des Vatikans völkerrechtlich festgelegt. Dort heißt es unter anderem, daß der Hl. Stuhl „den weltlichen Streitigkeiten zwischen den anderen Staaten und den ihretwegen einberufenen internationalen Kongressen fernbleiben will und wird, sofern die streitenden Parteien nicht gemeinsam

25) Vgl. PIUS XII. an Preysing, 12. Juni 1940. In: SCHNEIDER, S. 74 f.

26) Vgl. VOLK, Die Fuldaer Bischofskonferenz von der Enzyklika „Mit brennender Sorge“, a. a. O., S. 78.

27) Gemeinsame Hirtenbriefe v. 26. 6. 1941, 19. 8. 1942, 19. 8. 1943. In: W. Corsten (Hrsg.), Kölner Aktenstücke zur Lage der Kirche in Deutschland 1933-1945. Köln 1949, S. 252-256, 263-266, 298-304.

28) Hirtenbrief v. 26. 6. 1941, ebd., S. 252.

29) Ebd., S. 254.

30) Vgl. H. PORTMANN, Kardinal von Galen. Ein Gottesmann seiner Zeit. Münster 13 1974.

an seine Friedensmission appellieren³¹⁾. Diese Verpflichtung zur Neutralität schränkte das Papsttum durch die Anerkennung der „missione di pace“³²⁾ und den Vorbehalt, „in ogni caso“ seine „potestà morale e spirituale“ geltend zu machen, ein³³⁾.

Aus den Briefen Papst Pius' XII.³⁴⁾ geht eindeutig hervor, daß der Papst sein Verhalten während des Zweiten Weltkrieges nicht als Neutralität im Sinne passiver Gleichgültigkeit, sondern als Unparteilichkeit gegenüber allen Völkern verstand³⁵⁾. Diese Haltung des Papstes erklärt auch die mannigfachen, meist geheimen Friedensinitiativen von seiten des Vatikans, die hier im einzelnen nicht erörtert werden können³⁶⁾. Als die deutschen Truppen 1940 Belgien, die Niederlande und Luxemburg okkupierten, bezeichnete Pius das deutsche Vorgehen in drei Telegrammen an die Monarchen der betroffenen Staaten als widerrechtlich. Dies scheint der einzige Fall zu sein, bei dem der Papst das Prinzip der Neutralität nicht berücksichtigt hat. In einem Brief an Erzbischof Bornewasser von Trier vom 12. März 1944 erklärt der Papst seine Haltung in diesem Krieg folgendermaßen:

„In diesem furchtbarsten und verwickeltesten aller Kriege verfolgen wir nur ein Ziel und lassen es keinen Augenblick und in keiner unserer Handlungen aus dem Auge: die Unparteilichkeit des Hl. Stuhles unverseht zu wahren, der Kriegsnot abzuhelfen und Wege zu einem für alle erträglichen Frieden zu suchen“³⁷⁾.

Dieses Zitat erklärt die Zurückhaltung des Papstes während des Krieges, zu Kriegsverbrechen, etwa der Vernichtung der Juden, Stellung zu nehmen, weil er die Hoffnung hatte, daß „die moralische Autorität des Hl. Stuhles bei der Vermittlung eines Verhandlungsfriedens und für eine gerechte Neuordnung der zwischenstaatlichen Beziehungen eingesetzt werden könne“³⁸⁾. Zu Recht wird heute die Frage gestellt, ob der Papst die „moralische Autorität des Hl. Stuhles“ nicht falsch eingesetzt oder ganz überschätzt hat. Darauf kann im Rahmen dieser Untersuchung keine Antwort gegeben werden. Zusammenfassend ist festzuhalten, daß der Hl. Stuhl sich während des Zweiten Weltkrieges weitgehend neutral verhalten hat, dabei aber mehrfach auf dem Wege der Geheimdiplomatie Friedensinitiativen ergriff, die allerdings bei den kriegführenden Staaten auf taube Ohren stießen.

31) J. BECKER, Der Vatikan und der II. Weltkrieg. In: ALBRECHT (Hrsg.), Katholische Kirche, S. 172.

32) Ebd.

33) Ebd.

34) Vgl. SCHNEIDER.

35) Vgl. BECKER, a. a. O., S. 174.

36) Vgl. ebd. - A. GIOVANETTI, Der Vatikan und der Krieg. Köln 1961. - C. PALLENBERG, Hinter den Türen des Vatikans. München 1961.

37) SCHNEIDER, S. 288.

38) BECKER, a. a. O., S. 192.

Die rechtliche Grundlage der katholischen Militärseelsorge im Dritten Reich

Militärseelsorge ist so alt wie das Militär. Schon in vorchristlicher Zeit existierte sie bei Griechen, Römern und Germanen³⁹⁾ und sicherlich auch bei weiter entfernten Kulturvölkern der Antike. Die christliche Militärseelsorge hat ihre Ursprünge in der Gesetzgebung Kaiser Konstantins⁴⁰⁾. Die Heere Karls d. Gr. kennen wie die Verbände aller mittelalterlichen Herrscher Feldgeistliche und spezielle Tragekreuze, Fahnen und Tragealtäre.

In der Neuzeit ging die Aufsicht über die katholische Militärseelsorge auf den Hl. Stuhl über⁴¹⁾. Die Päpste genehmigten in der Regel jedem Staat eine exemte Militärseelsorge, der ein sogenannter Feldpropst (der Titel ist erst seit 1736 üblich)⁴²⁾ vorstand. In den ersten Jahren nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten funktionierte die Militärseelsorge beider christlicher Konfessionen ohne große Schwierigkeiten.

„Ohne Gottesglauben können die Menschen nicht sein. Der Soldat, der drei Tage im Trommelfeuer liegt, braucht einen religiösen Halt“⁴³⁾.

Dies waren die Beweggründe, die Hitler veranlaßten, den Aufbau und die Organisation einer Feldseelsorge zu gestatten. Die Militärseelsorge wurde zunächst herausgehalten aus den sich bald abzeichnenden Spannungen zwischen den Kirchen und dem nationalsozialistischen Deutschland, die sich schließlich zum sogenannten Kirchenkampf entwickelten⁴⁴⁾.

Bis zur Einführung der allgemeinen Wehrpflicht war die Militärseelsorge ohnehin kein gravierender erziehungspolitischer Faktor und hatte durch die Tatsache, daß sich die Soldaten überwiegend aus bestimmten konservativen Kreisen der Bevölkerung rekrutierten, keine ideologischen Spannungen im seelsorgerischen Alltag zu befürchten⁴⁵⁾. In diese Zeit der relativ ruhigen Entwicklung der Militärseelsorge fallen auch die Verhandlungen über das Konkordat zwischen dem Hl. Stuhl und der Reichsregierung.

Schon seit Gründung der Reichswehr hatte es Verhandlungen zwischen dem deutschen Episkopat, dem Hl. Stuhl und der deutschen

39) Vgl. dazu: A. SCHÜBEL, 300 Jahre evangelische Soldatenseelsorge. München 1964, S. 13 f. - PH. HOFMEISTER, Militärseelsorge. In: LEXIKON FÜR THEOLOGIE UND KIRCHE. Bd. 7. Freiburg i. Br. 1962, Sp. 416-417.

40) Vgl. SCHÜBEL, S. 14.

41) Vgl. HOFMEISTER, a. a. O., Sp. 416 f.

42) Ebd.

43) Hitler-Zitat aus einem Bericht Faulhabers vom 5. 11. 1936, zitiert nach LEWY, S. 260.

44) Vgl. dazu F. ZIPFEL, Kirchenkampf in Deutschland 1933-1945. Religionsverfolgung und Selbstbehauptung der Kirchen in der nationalsozialistischen Zeit. Berlin 1965. - K. SCHOLDER, Die Kirche und das Dritte Reich. 3 Bde. Bisher erschien Bd. 1. Frankfurt - Berlin - Wien 1977.

45) Vgl. M. MESSERSCHMIDT, Aspekte der Militärseelsorgepolitik in nationalsozialistischer Zeit. In: MILITÄRGESCHICHTLICHE MITTEILUNGEN 1 (1968) S. 63-107, hier S. 63 f.

Reichsregierung über die rechtliche Stellung der katholischen Militärseelsorge gegeben⁴⁶). Während die Reichsregierung an einem exemten Status der Militärseelsorge interessiert war, wurde dies von den deutschen Bischöfen abgelehnt⁴⁷). Anlässlich der Verhandlungen über das Reichskonkordat kam die Diskussion über dieses Problem zwischen Rom und Berlin wieder in Gang⁴⁸).

Die Frage der Militärseelsorge war damit auch zum Gegenstand der Konkordatsverhandlungen geworden⁴⁹). In Artikel 27 des Reichskonkordats vom 20. Juli 1933⁵⁰) wurde der „Deutschen Reichswehr... für die zu ihr gehörenden katholischen Offiziere, Beamten und Mannschaften sowie deren Familien eine exemte Seelsorge zugestanden“⁵¹). Mit der Leitung sollte ein „Armeebischof“ betraut werden, dessen Ernennung vom Hl. Stuhl im Einvernehmen mit der Reichsregierung erfolgen sollte. Die nähere Bestimmung der Organisation der Militärseelsorge sollte ein Apostolisches Breve regeln.

Hatte sich die Reichsregierung mit ihrer Forderung nach einer exemten Militärseelsorge durchsetzen können, so gelang es dem Vatikan im Apostolischen Breve „Decessores Nostros“⁵²) vom 19. September 1935, die kirchlichen Interessen bezüglich der Militärseelsorge in Deutschland zur Geltung zu bringen. In den „Statuta ad curam spiritualem militum exercitus Germanici spectantia“ wurde unter anderem bestimmt, daß der Feldebischof vom Hl. Stuhl unter Wahrung der Bestimmungen von Art. 27 des Konkordates ernannt werden solle⁵³). Dem Feldebischof wurde eine eigene Jurisdiktion über den oben schon näher beschriebenen Personenkreis zugestanden⁵⁴). Die Vollmachten erhielt er direkt vom Hl. Stuhl. In Art. VI der Statuten erhielt er das Recht, „eine Verordnung zu erlassen, die alles zusammenfaßt, was der Förderung und Pflege der religiösen Disziplin der Militärggeistlichen dienen und die ihm anvertrauten Gläubigen zum fruchtbaren Bekenntnis der katholischen Religion anhalten soll“⁵⁵).

Damit war die rechtliche Grundlage für die Militärseelsorge gegeben, und es war nun an der Zeit, einen geeigneten Kandidaten für

46) Vgl. A. KUPPER, Zur Geschichte des Reichskonkordats. In: STIMMEN DER ZEIT 171 (1962-63) S. 25-50, vor allem S. 25-30.

47) Ebd., S. 28.

48) Ebd., S. 28 ff.

49) Vgl. hierzu A. KUPPER (Hrsg.), Staatliche Akten über die Reichskonkordatsverhandlungen 1933 (VERÖFFENTLICHUNGEN DER KOMMISSION FÜR ZEITGESCHICHTE BEI DER KATHOLISCHEN AKADEMIE IN BAYERN, Reihe A, Bd. 1). Mainz 1966. - L. VOLK (Hrsg.), Kirchliche Akten über die Reichskonkordatsverhandlungen 1933 (VERÖFFENTLICHUNGEN DER KOMMISSION FÜR ZEITGESCHICHTE BEI DER KATHOLISCHEN AKADEMIE IN BAYERN, Reihe A, Bd. 11). Mainz 1969.

50) VOLK, Kirchliche Akten, S. 289 f.

51) Ebd.

52) Deutsche Übersetzung bei W. WEBER, Die deutschen Konkordate und Kirchenverträge der Gegenwart. Göttingen 1962, S. 33-37.

53) Ebd., Art. II, S. 33.

54) Ebd., Art III, S. 33.

55) Ebd., Art VI, S. 34.

das Amt des ersten Feldbischofs der Wehrmacht zu finden. Am 7. Januar 1938, drei Jahre nach dem Erscheinen des oben genannten Breve, wurde der bis dahin als Apostolischer Administrator für die katholische Militärseelsorge tätige Heeresoberpfarrer, Franz Justus⁵⁶⁾ Rarkowski, zum Feldbischof der deutschen Wehrmacht ernannt. Die Konsekration erfolgte am 20. Februar 1938 in Berlin durch den Apostolischen Nuntius in Deutschland, Orsenigo, und die deutschen Bischöfe von Galen und von Preysing.

Feldbischof Rarkowski im Spiegel der heutigen Meinungen

Franz Justus Rarkowski wurde am 8. Juni 1873 in Allenstein in Ostpreußen geboren⁵⁷⁾. Sein Vater war Stadtrat in Allenstein und in den Jahren 1890 – 1893 Reichstagsabgeordneter der Zentrumspartei⁵⁸⁾. Neben seiner politischen Tätigkeit betrieb der Vater Rarkowskis ein Stadtgut in dem damals 6000 Einwohner zählenden Allenstein und beschäftigte sich darüber hinaus mit nicht näher bezeichneten kaufmännischen Unternehmungen⁵⁹⁾. Franz Justus Rarkowski, der als Kind sehr jähzornig gewesen sein soll⁶⁰⁾ – eine Eigenschaft, die man ihm noch bis ins hohe Alter nachsagte, wie sein Generalvikar bezeugt⁶¹⁾ –, besuchte in Allenstein das Gymnasium, das er allerdings ohne Abitur verließ.

Er trat darauf in die Kongregation der Maristen in Differt (Belgien) ein, wurde zum Theologiestudium zugelassen, studierte zuletzt in Innsbruck und erhielt am 29. Januar 1899⁶²⁾ in Brixen die Priesterweihe. Wenige Jahre darauf verließ Rarkowski den Orden und wurde Priester der Diözese Brixen⁶³⁾. Orte seines Wirkens waren danach Wormditt – hier war er Hausgeistlicher an der Haushaltungsschule der Katharinenwestern –, Korschen (1904) und ab 1910 Lötzen, wo er als Kuratus tätig war⁶⁴⁾. Nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges verließ Rarkowski Lötzen und meldete sich freiwillig „im Überschwang nationaler Begeisterung“⁶⁵⁾ zum Seelsorgedienst bei der Armee. Während seine Gemeinde in Lötzen der Sorge eines eben erst geweihten Kaplans überlassen blieb⁶⁶⁾, wirkte Rarkowski seit 1916 als Divisionspfarrer⁶⁷⁾ an verschiedenen Fronten.

56) ZAHN, S. 194, nennt den Feldbischof Franz „Josef“ Rarkowski. So unausgewogen der Autor in seinem Urteil ist, so ungenau ist er in den Details.

57) Vgl. H. SCHMAUCH, Rarkowski. In: ALTPREUSSISCHE BIOGRAPHIE. Hrsg. v. CH. KROLLMANN. Bd. 2. Marburg 1969, S. 534.

58) Leserbrief von B. M. ROSENBERG in: AACHENER KIRCHENZEITUNG 24 (1969) Nr. 6, S. 2. 1969.

59) Ebd.

60) Ebd.

61) WERTHMANN im Gespräch mit dem Verfasser am 28. 7. 1976.

62) So ROSENBERG, a. a. O. – Nach SCHMAUCH, a. a. O., am 9. 1. 1898.

63) ROSENBERG, a. a. O.

64) SCHMAUCH, a. a. O.

65) ROSENBERG, a. a. O.

66) Ebd.

67) SCHMAUCH, a. a. O.

Nach Kriegsende schrieb er ein Buch über einige seiner Erlebnisse mit dem Titel: „Kämpfe einer preußischen Infanteriedivision zur Befreiung von Siebenbürgen“⁶⁸⁾.

Als nach dem Krieg sein Versuch, wieder in die Diözese Ermland aufgenommen zu werden, scheiterte⁶⁹⁾, stellte sich Rarkowski der neugebildeten Reichswehr als Geistlicher zur Verfügung. Als Divisions- und Oberpfarrer amtierte er nacheinander in Koblenz, Breslau und Berlin⁷⁰⁾. Über seine politische Einstellung in dieser Zeit gibt der schon mehrfach zitierte Bericht Rosenbergs Aufschluß:

„Als Divisions- und Wehrkreispfarrer in Königsberg/Pr. isolierte Rarkowski sich in zunehmendem Maße gegenüber dem Klerus des Bistums Ermland, der größtenteils den politischen Zielen der Zentrumsparterie zuneigte. Rarkowski gehörte dagegen dem in Ostpreußen gebildeten Katholikenausschuß (im Wahlkampf mitunter als ‚Ausschußkatholiken‘ bezeichnet) an, der sich für die Deutschnationale Volkspartei des Herrn Hugenberg einsetzte. Rarkowski war im Ermland bei Fahnenweihen des Stahlhelm anwesend, hielt Feldgottesdienste bei Aufmärschen nationaler Verbände“⁷¹⁾.

Generalvikar Werthmann bestätigte diese politische Haltung seines ehemaligen Vorgesetzten⁷²⁾ bei einem persönlichen Gespräch mit dem Verfasser.

Ab 1936 war Rarkowski dann Apostolischer Administrator für die katholische Heeresseelsorge, übte also die Funktion des in Art. 27 des Reichskonkordates vorgesehenen Feldbischofs aus, ohne zum Bischof geweiht zu sein.

Die Umstände der Ernennung Rarkowskis zum ersten Feldbischof sind bis heute nicht vollständig geklärt. Das Argument, er sei durch Hindenburg protegiert worden, das von Zahn⁷³⁾ vorgetragen wird, muß unter anderem nicht zuletzt deswegen schon zurückgewiesen werden, weil der Reichspräsident zum Zeitpunkt der Ernennung Rarkowskis bereits seit dreieinhalb Jahren tot war⁷⁴⁾.

Fest steht, daß die Ernennung Rarkowskis beim deutschen Episkopat und bei einem großen Teil der alten Wehrmachtspfarrer auf Widerstand stieß⁷⁵⁾. Die Gründe hierfür sind wohl in seinem Lebensweg – immerhin hatte er kein „ordentliches Abitur“, war aus einem Orden ausgetreten und hatte auch seine Kuratie in Lötzen in gewis-

68) ROSENBERG, a. a. O.

69) Ebd.

70) SCHMAUCH, a. a. O.

71) ROSENBERG, a. a. O.

72) Zum geistigen Hintergrund vgl. R. LILL, Die deutschen Katholiken und Bismarcks Reichsgründung. In: TH. SCHIEDER - E. DEUERLEIN (Hrsg.), Reichsgründung 1870/71. Stuttgart 1970, S. 345-365. - R. MORSEY, Die deutschen Katholiken und der Nationalstaat. In: HISTORISCHES JAHRBUCH 90 (1970) S. 31-64.

73) Vgl. ZAHN, S. 204.

74) Vgl. auch die Leserzuschrift von A. KUHN in: AACHENER KIRCHENZEITUNG 24 (1969) Nr. 6, S. 2. 1969.

75) Vgl. ROTH, a. a. O.

ser Weise im Stich gelassen – oder in seiner Persönlichkeit zu suchen. Auch kursierten Gerüchte über einen moralisch nicht integren Lebenswandel des Ernannten. Sicherlich war es auch seine Sympathie für nationale politische Richtungen, die ihm anscheinend das Wohlwollen der NSDAP und damit Kritik in manchen kirchlichen Kreisen einbrachte⁷⁶).

Vom päpstlichen Nuntius Orsenigo wurde Ende 1937 die in solchen Fällen übliche Erkundigung über den Kandidaten eingeholt. Generalvikar Werthmann berichtet⁷⁷), auch ihm sei vom Nuntius in Berlin die Frage vorgelegt worden, ob der Feldpropst Rarkowski ein frommer Priester sei: Werthmann konnte diese Frage bejahen. Verschiedene Zeitgenossen wissen über eine ausgeprägte persönliche Frömmigkeit des Feldpropstes zu berichten⁷⁸). Ein besonders inniges Verhältnis habe er zur Marienverehrung gehabt⁷⁹).

Am 7. Januar 1938 wurde Rarkowski von Rom zum Feldbischof der Wehrmacht, zum Titularbischof von Hierocaesarea ernannt und am 20. Februar 1938 in Berlin geweiht. Was letztlich den Ausschlag für seine Wahl gegeben hat, ist aus den bisher bekannten Quellen nicht zu ergründen.

Feldbischof Rarkowski wurde am 6. Februar 1945 mit Wirkung vom 1. Mai 1945 wegen Überschreitung der Altersgrenze in den Ruhestand versetzt, nachdem er sich schon seit März 1944 wegen seines schlechten Gesundheitszustandes infolge eines Bombenangriffes auf Berlin in Süddeutschland aufgehalten hatte⁸⁰). Nach dem Krieg lebte er in der Nähe von München. Er starb am 9. Februar 1950 und wurde auf dem Waldfriedhof in München beigesetzt.

Das Spektrum der Meinungen ehemaliger Mitarbeiter, von Zeitgenossen des Feldbischofs und der heutigen Autoren reicht von der strikten Verurteilung des Feldbischofs als eines Befürworters und Helfers der Nationalsozialisten über Verständnis für seine schwierige Lage bis hin zu der Auffassung, er habe die Militärseelsorge gerettet.

Militärpfarrer Stephan Gmeiner liefert eine interessante Charakteristik Rarkowskis⁸¹). Zuerst weist er auf seine „tiefe Heimatverbundenheit“⁸²) zu Ostpreußen hin. Danach nennt er Rarkowskis Bescheidenheit, die ihm oft als Schwäche ausgelegt worden sei, aber doch wohl verbunden war mit einer „außerordentlichen Klugheit“⁸³). Es sei in erster Linie Rarkowskis Verdienst, wenn die Wehrmachtsseelsorge und die Feldseelsorge im besonderen durch die schweren Jahre gerettet werden konnten. Darüber hinaus betont Gmeiner noch die Frömmigkeit und „kirchliche Grundsatztreue“ des Feldbischofs. Sein ehemals engster Mitarbeiter, Generalvikar

76) WERTHMANN im Gespräch mit dem Verfasser am 28. 7. 1976.

77) Ebd.

78) GMEINER an Kuhn, 3. 8. 1950.

79) Ebd.

80) WERTHMANN an den Verfasser, 6. 9. 1976.

81) GMEINER an Kuhn, 3. 8. 1950.

82) Ebd.

83) Ebd.

Werthmann, bescheinigt seinem Bischof eine besonders cholerische Wesensart. Er glaubt, eine besondere Affinität Rarkowskis zum Nationalsozialismus festgestellt zu haben, die ihren Niederschlag auch in den Hirtenbriefen fand und die Werthmann mit seiner Herkunft erklärt. Rarkowski stamme aus einem antipolnischen, nationalen Milieu aus Allenstein; außerdem habe er seine politische Haltung in seinem Engagement für die Deutschnationalen Hugenbergs gezeigt⁸⁴). Besonders betont Werthmann allerdings, daß diese politische Einstellung des Feldbischofs keinerlei Einfluß auf dessen religiöse Haltung gehabt habe; Rarkowski sei ein frommer Priester der römischen Kirche gewesen. Schließlich weist der Generalvikar auf zwei Momente hin, die bei einer Beurteilung Rarkowskis mit zu berücksichtigen seien: zunächst die Spannung, unter der der Feldbischof in den ersten Jahren vor seiner Ernennung gestanden habe – das Ringen um seine Person habe ihm psychologisch sehr stark zugesetzt –, und dann die Tatsache, daß er als Feldbischof vom übrigen Episkopat isoliert war. Er hatte beispielsweise keinen Zutritt zur Fuldaer Bischofskonferenz.

Bernhard M. Rosenberg beschließt seinen schon erwähnten Bericht mit den folgenden Worten:

„Wir wollen hoffen, daß der Herrgott ihm, der gewollt oder unbeabsichtigt durch seine Verherrlichung des Naziregimes materielles und seelisches Leid über Laien und Geistliche . . . herabgerufen hat, dennoch ein gnädiger Richter gewesen ist! Nur wenige leben noch, die bezeugen können, daß dieser cholerische und ganz im militaristischen Geist handelnde Priester eine stets helfende Hand gegeben hat“⁸⁵).

Abschließend bezeichnet er Rarkowski als einen Außenseiter unter den deutschen Bischöfen, als einen „Rechtsaußen am äußersten Flügel“⁸⁶).

Zu denen, die auf die besondere Situation der Militärseelsorge im Dritten Reich hinweisen und dem Feldbischof „eine ehrliche pastorale Motivation“ zubilligen, gehört auch Gerhard Fittkau⁸⁷).

Ist die Haltung der deutschen Bischöfe während des Zweiten Weltkrieges von den schon mehrfach erwähnten amerikanischen Autoren Zahn und Lewy heftig kritisiert worden, so findet erst recht Feldbischof Rarkowski bei ihnen keinerlei Verständnis. Zahn beginnt sein Kapitel über den Feldbischof mit folgender These:

„Die offizielle katholische Unterstützung der Kriege Hitlers erreicht einen Höhepunkt an Hingabe und Enthusiasmus in den Schriften des katholischen Feldbischofs Franz Josef Rarkowski“⁸⁸).

Durch Zitate aus den Hirtenbriefen des Feldbischofs versucht er diese These zu erhärten.

84) WERTHMANN im Gespräch mit dem Verfasser am 28. 7. 1976.

85) ROSENBERG, a. a. O.

86) Ebd.

87) Vgl. seine Zuschrift in: AACHENER KIRCHENZEITUNG 24 (1969) Nr. 6, 5. 2. 69.

88) ZAHN, S. 194.

Die Hirtenbriefe des Feldbischofs

Wie schon erwähnt, war Rarkowski 1936 zum stellvertretenden Feldbischof der Wehrmacht ernannt worden. Für das Jahr 1936 konnte die Herausgabe eines Hirtenschreibens nicht nachgewiesen werden. Der Neujahrsgruß vom 1. Januar 1937 scheint der erste Hirtenbrief Rarkowskis zu sein. Er wendet sich an die Wehrmachtgeistlichen und ermahnt sie, aus dem rechten Glauben zu leben. Im zweiten Kapitel schreibt er unter anderem:

„Mit eindringlichen Worten ist dem Feldbischof nahegelegt, dafür zu sorgen, daß nur Männer von erprobter Tugend . . . zur Übernahme eines so schwierigen Amtes [des Militärseelsorgers] berufen werden. Welch hohe Verantwortung, Hochwürdige Mitbrüder, ist mir durch diese so eindringliche Forderung des Heiligen Stuhls übertragen“⁸⁹⁾.

Für den Apostolischen Administrator scheint es schon Anfang 1937 festzustehen, daß er auch der reguläre Feldbischof sein wird. Außer einem kurzen Zitat aus Hitlers „Mein Kampf“ bezüglich der Bedeutung von Konfessionen enthält dieses Schreiben keinerlei Andeutungen auf die damalige politische Situation in Deutschland.

Das zweite und letzte Schreiben vor der Bischofsweihe Rarkowskis ist der Fastenhirtenbrief vom 2. Februar 1937⁹⁰⁾. Darin geht er auf die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht durch das NS-Regime im Jahr 1935 ein:

„Dank der kühnen Befreiungstat des Führers ist Deutschland wieder im Besitz einer schlagfertigen Armee“⁹¹⁾.

Nachdem der stellvertretende Feldbischof auf die „stählende“ Funktion des Wehrdienstes hingewiesen hat, versucht er den angesprochenen Soldaten zu zeigen, „daß christliche Haltung und soldatischer Geist durchaus nicht als Gegensätze auftreten, sondern sich in wertvoller Weise ergänzen“⁹²⁾. Im Anschluß an ein Hitler-Zitat weist er auf die bedeutende Rolle hin, die das Christentum zur Ausbildung der „Manneszucht“ spiele. Auffallend ist hier der im ersten Hirtenbrief noch fehlende nationalistische Ton, der sich zum Teil mit der Sprache der Machthaber des Dritten Reiches deckt⁹³⁾, ein Phänomen, auf das des öfteren noch hinzuweisen sein wird. Als Beleg soll hier neben dem schon angeführten Zitat folgende Aussage genügen:

⁸⁹⁾ Neujahrsgruß vom 1. 1. 1937, SW (= die beim Militärbischofsamt in Bonn ungeordnet lagernde Sammlung der Akten des Feldbischofsamtes in Berlin, die von Prälat Werthmann stammt).

⁹⁰⁾ Hirtenbrief des Apostolischen Administrators F. J. Rarkowski an die katholischen Angehörigen der Deutschen Wehrmacht für das Jahr 1937 vom 2. 2. 1937.

⁹¹⁾ Ebd.

⁹²⁾ Ebd.

⁹³⁾ Vgl. dazu V. KLEMPERER, Die unbewältigte Sprache. Aus dem Notizbuch eines Philologen. München 1969.

„Dem deutschen Volk ist die Wehrhaftigkeit durch eine seit Jahrtausenden kampfgeprobte Geschichte zur zweiten Natur geworden“⁹⁴).

Am 27. Februar 1938, nur wenige Tage nach seiner Bischofsweihe in Berlin, ließ Franz Justus Rarkowski seinen ersten Hirtenbrief als neuernannter Feldbischof der Wehrmacht veröffentlichen⁹⁵). „Seid gute Soldaten eures Volkes!“⁹⁶), ermahnte der neue katholische Feldbischof die deutschen Soldaten. Thema dieses Hirtenschreibens ist die Pflichterfüllung des Soldaten, die ihren Ausdruck besonders im Gehorsam finde. Rarkowski betont ausdrücklich die Verpflichtung, der staatlichen Obrigkeit zu gehorchen. Diesem Postulat verleiht er durch Zitate aus dem 13. Kapitel des Römerbriefes den nötigen Nachdruck⁹⁷). Nachdem er so die Autorität der staatlichen Obrigkeit herausgestrichen und von den Soldaten absoluten Gehorsam verlangt hat, relativiert er diese Forderung durch ein Zitat aus dem Kolosserbrief:

„Was immer ihr tut in Wort und Werk, tut alles im Namen des Herrn Jesu Christi“ (Kol. 3, 17)⁹⁸).

Den genannten weltlichen Autoritäten – Volk, Führer und Vaterland – wird die göttliche Autorität – Jesus Christus – vorangestellt. Zum Abschluß ermahnt Rarkowski die Soldaten zum regelmäßigen Gebet, insbesondere für „Führer, Volk und Vaterland“⁹⁹).

Im Jahr 1939 gab der Feldbischof acht Hirtenbriefe heraus. Ein Fastenhirtenbrief ist vom 16. Januar 1939 datiert¹⁰⁰). Die übrigen stammen aus den ersten Kriegsmonaten von September bis Dezember 1939.

In dem Fastenhirtenbrief nimmt Bischof Rarkowski zu den politischen Ereignissen des Jahres 1938 im Zusammenhang mit der Besetzung der Tschechoslowakei durch deutsche Truppen und dem „Münchener Abkommen“ Stellung. Die Terminologie der NS-Propaganda benutzend, lobt er die Soldaten, die die Ehre hatten, „die Brüder und Schwestern in der Ostmark heimzuführen“¹⁰¹). Auffällig ist der nationale Überschwang:

„Wie mit glühendem Stift hat sich in eurem Herzen die Erinnerung an den Vormarsch eingegraben. Ihr durftet ein von unsäglichem Leid erlöstes Land erleben, und die sudetendeutschen Männer und Frauen standen am Weg . . .“¹⁰²).

94) A. a. O.

95) Hirtenbrief vom 25. 2. 1938.

96) Ebd.

97) Ebd.

98) Ebd.

99) Ebd. – Vgl. auch Gebet für Führer, Volk und Wehrmacht. In: Katholisches Militär-Gebet- und Gesangbuch. Zusammengestellt von F. J. Rarkowski. Berlin 1937, S. 100a. – Das Gebet wird unten S. 115 im Text vollständig zitiert.

100) Fastenhirtenbrief vom 16. 1. 1939.

101) Ebd.

102) Ebd.

In weiteren Kapiteln des Hirtenbriefes erinnert Rarkowski an die „Treue zu den soldatischen Idealen“¹⁰³), unter denen er die Einfachheit, die auch eine besondere christliche Tugend sei, heraushebt. In diesem Zusammenhang bezeichnet er die sogenannte Machtergreifung Hitlers als „eine geschichtliche Tat unseres Führers“¹⁰⁴), weil von ihr eine Neuordnung auf allen Lebensgebieten des Volkes ausgegangen sei. Wieder übernimmt Rarkowski die Sprache der NS-Ideologen, wenn er von „entarteter Kunst“ und vom „Gift der Unnatur in der Seele der Jugend unseres Volkes“ spricht. Gemeint ist das kulturelle Schaffen der zwanziger Jahre in Deutschland. Als oberster Seelsorger ermahnt der Feldbischof die Soldaten zum Schluß, täglich zu beten, den Sonntagsgottesdienst zu besuchen und das Bußsakrament zu empfangen.

Am 1. September 1939 begann der Zweite Weltkrieg mit dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht in Polen. Kurz darauf veröffentlichte das Feldbischöfamt in Berlin einen „Heimatgruß des katholischen Feldbischöfs der Wehrmacht“¹⁰⁵), ein „Hirtenwort an alle Kriegspfarrer des Feldheeres“¹⁰⁶) und ein „Hirtenwort an alle Standortpfarrer des Heimatheeres“¹⁰⁷).

In seinem „Heimatgruß“ beschwört der Feldbischof den Ernst der Stunde, „da unser deutsches Volk die Feuerprobe der Bewährung zu bestehen hat und zum Kampf um seine natürlichen und gottgewollten Lebensrechte angetreten ist . . .“¹⁰⁸). Für ihn steht schon nach den ersten Tagen der Kampfhandlungen fest, daß dieser Krieg ein „gerechter Krieg“ im Sinn der traditionellen katholischen Lehrmeinung ist – kämpft das deutsche Volk doch nach seiner Auffassung um seine „gottgewollten Lebensrechte“. Mit großem Pathos beschreibt er die Taten des „Führers und Obersten Befehlshabers“, den er als ein „leuchtendes Vorbild“ und „wahrhaften Kämpfer“¹⁰⁹) feiert.

Endlich kommt der Feldbischof zum seelsorglichen Teil seines Hirtenbriefes. Er empfiehlt den Soldaten, nach 2 Chr. 16, 9 auf Gott zu vertrauen, und erklärt, daß der tapfere Aufblick zum Allmächtigen die Soldaten unüberwindlich mache¹¹⁰).

„Weil der Soldat in Kriegszeiten mehr als jeder andere Angehörige des Volkes Religion und Gottesfurcht braucht, sind eure Wehrmachtgeistlichen als Kriegspfarrer mit euch hinausgezogen . . .“¹¹¹).

103) Ebd.

104) Ebd.

105) Heimatgruß des katholischen Feldbischöfs der Wehrmacht vom Schutzengel-fest, September 1939. In: VERORDNUNGSBLATT DES KATHOLISCHEN FELDBISCHÖFS DER WEHRMACHT 3 (1939) Nr. 2, 1. 9. 1939.

106) Hirtenwort an alle Kriegspfarrer des Feldheeres vom Schutzengel-fest, September 1939, ebd.

107) Hirtenwort an alle Standortpfarrer beim Ersatzheer in der Heimat vom Schutzengel-fest, September 1939, ebd.

108) Heimatgruß, a. a. O.

109) Ebd.

110) Ebd.

111) Ebd.

Im letzten Kapitel erinnert er an die Verhältnisse in Deutschland beim Ausgang des Ersten Weltkrieges. Als in der Heimat schon die „Revolte umging“, hätten die Soldaten an der Front „ihren Blutzoll“ gegeben und „Härten und Entbehrungen“ auf sich genommen. Das sei jetzt anders: Die Heimat stehe voll hinter ihren kämpfenden Soldaten. Hier bezieht sich Rarkowski auf die bei der Rechten kursierende „Dolchstoßlegende“.

In den beiden Hirtenworten an die Kriegs-¹¹²⁾ und Standortpfarrer¹¹³⁾ fordert der Feldbischof die Angesprochenen auf, ihr Amt unter „höchstem Einsatz“ zu erfüllen und „vorbildliche soldatische Lebenshaltung und echt priesterliche Gesinnung“ zu zeigen.

Nach Beendigung des Polenfeldzugs, der zu einem sogenannten Blitzsieg der deutschen Truppen geführt hatte, veröffentlichte Feldbischof Rarkowski zwei Hirtenbriefe. In dem ersten, gegeben am Fest der heiligen Hedwig, der sich an alle Wehrmachtangehörigen richtete¹¹⁴⁾, ist der gerade errungene Sieg der deutschen Wehrmacht das Hauptthema, während Rarkowski sich in dem zweiten, gegeben am Fest des heiligen Franz von Assisi, an die kranken und verwundeten Soldaten wandte¹¹⁵⁾.

Im ersten Teil des Heimatgrußes an alle Wehrmachtangehörigen bringt er seine Genugtuung und Freude über den Sieg der deutschen Truppen an der Ostfront zum Ausdruck. Den Gegner Polen nennt er „verblendet“. Der allmächtige Gott habe den „aufgezwungenen Waffengang“ gegen Polen sichtlich gesegnet, und dafür gebühre ihm Dank. Der zweite Teil ist der politischen Situation nach dem Polenfeldzug gewidmet. Hitler hatte in einer Reichstagsrede am 6. Oktober 1939 Frankreich und Großbritannien aufgefordert, den Status quo, d. h. die deutsche Besetzung Polens, anzuerkennen, und dies als Friedensangebot apostrophiert. Hitlers „Angebot“ wurde von beiden Großmächten abgelehnt. Feldbischof Rarkowski nahm das zum Anlaß, auf die Verblendung der Staatsmänner dieser Länder hinzuweisen, „die sich verschließen gegenüber jenen weitblickenden Vorschlägen für eine gerechte neue Weltordnung“¹¹⁶⁾. Der Krieg gehe so ohne die Schuld Deutschlands weiter. Abermals versucht Rarkowski die Rolle Deutschlands zu rechtfertigen. Im dritten Teil des Hirten-schreibens erklärt der Feldbischof den Soldaten, wozu es in diesem Krieg gehe:

„Es geht um das Heiligste und Ehrwürdigste, um das Liebste und Teuerste auf Erden“¹¹⁷⁾.

Dieses „Liebste und Teuerste“ umschreibt der Bischof mit Begriffen wie „Sicherheit, Freiheit, Friede, Glück, Gedeihen und Gerech-

112) Wie Anm. 106.

113) Wie Anm. 107.

114) Heimatgruß an alle katholischen Wehrmachtangehörigen vom Fest der hl. Hedwig [16. 10.] 1939. In: VERORDNUNGSBLATT 3 (1939) Nr. 3, 18. 10. 1939.

115) Heimatgruß an die kranken und verwundeten katholischen Wehrmachtangehörigen vom Fest des hl. Franz v. Assisi [4. 10.] 1939. Ebd.

116) Heimatgruß vom 16. 10. 1939.

117) Ebd.

tigkeit“. „Wahnwitzige Kriegshetzer“ strebten den Zerfall des Reiches an, dessen „herrliche Wiedergeburt“ man in den letzten sechs Jahren erleben durfte. So ruft er den Soldaten abschließend zu:

„Kameraden, es geht um eure Heimat und um euer Volk! Handelt männlich und seid stark!“¹¹⁸⁾.

Das zweite Hirtenschreiben dieses Tages richtete sich an die kranken und verwundeten Wehrmachtangehörigen, die Rarkowski „als geheiligte Opfer des Krieges, die für das ganze Volk ihr Blut, ihre gesunden Glieder und ihr junges Menschentum hingegeben haben“¹¹⁹⁾, anredet. In sehr persönlicher Weise spendet der Feldbischof nach diesem heroischen Beginn den verwundeten Soldaten Trost, indem er ihnen das Bild des leidenden Christus als Vorbild vor Augen stellt.

Der siebte Hirtenbrief des Jahres 1939 ist der „Adventsgruß an alle beim Feld- und Ersatzheer tätigen Geistlichen“, datiert vom Fest des heiligen Andreas¹²⁰⁾. Ähnlich wie in dem schon erwähnten ersten Hirtenbrief¹²¹⁾, den Rarkowski noch als stellvertretender Feldbischof herausgab, geht es ihm auch in dem Adventsgruß des Jahres 1939 um die Art und Weise, wie die Militärseelsorger die ihnen gestellten Aufgaben bewältigen. Eine wesentliche Aufgabe der ihm unterstellten Seelsorger bestehe darin, „die Gottessehnsucht im Herzen der deutschen Soldaten zu fördern“¹²²⁾. Das könne aber nur ein Priester leisten, der selbst tief in seinem Glauben verwurzelt sei. Der Feldbischof ermahnt die Seelsorger daher, die Adventszeit zur inneren Besinnung zu nutzen. Als mahnendes Beispiel hält er den Militärpfarrern das Bild „eines veräußerlichten“ Priesters vor, „der das Heilige zum Handwerk, das Göttliche zum Mechanismus, das Ewige zu einer Fiktion macht“¹²³⁾. Um nicht in eine solche Gefahr zu geraten, empfiehlt er den Priestern das regelmäßige Gebet, obwohl sie wegen der Schwere ihrer Aufgaben vom täglichen Breviergebet entbunden seien. Nachdem der Feldbischof die Seelsorger an ihre Pflichten erinnert hat, zitiert er zum Schluß einen Reichswehroffizier, der folgendes gesagt haben soll:

„Priestertum und Soldatentum sind innerlich miteinander verwandt. Worin besteht diese innere Verbundenheit von Priestertum und Soldatentum? In jener Opferbereitschaft, die für die soldatische Wesensart in gleicher Weise Grundlage ist wie für die priesterliche Haltung“¹²⁴⁾.

Der letzte Hirtenbrief des Jahres 1939 war die „Weihnachtsbotschaft an alle katholischen Wehrmachtangehörigen“¹²⁵⁾. Der Feld-

118) Ebd.

119) Wie Anm. 115.

120) Adventsgruß an alle beim Feld- und Ersatzheer tätigen Geistlichen vom Fest des hl. Apostels Andreas [30. 11.] 1939.

121) Neujahrsgruß, I. 1. 1937.

122) Adventsgruß, 30. 11. 1939.

123) Ebd.

124) Ebd.

125) Ohne Datum. In: VERORDNUNGSBLATT 3 (1939) Nr. 4, I. 12. 1939.

bischof nennt hier Weihnachten „ein Fest deutscher Seele“; es sei „ein besonderer Ruhmestitel des deutschen Volkes, dem Weihnachtsfest seelische Werte von letzter Tiefe verliehen zu haben“¹²⁶⁾. Im folgenden wird den Soldaten an der Front das Bild des typisch deutschen Weihnachtsfestes mit allen Klischees inklusive deutscher Weihnachtslieder und deutscher Tannenbäume vor Augen gehalten. Rarkowski fährt fort:

„Was wissen die Franzosen, was wissen die Engländer von unserer deutschen Weihnacht? Wir sind eben Deutsche und als solche ein Volk von besonderer Gemühtiefe“¹²⁷⁾.

Schließlich greift er die These vom Sendungsbewußtsein der Deutschen in der Welt auf:

„An Weihnachten kommt es uns so recht zum Bewußtsein, daß wir als Deutsche in der Welt eine Aufgabe haben, die uns der Herrgott, der Lenker der Welten und Völker, gegeben hat“¹²⁸⁾.

Unter der Überschrift „Weihnachten ist das Fest des inneren Menschen“¹²⁹⁾ macht Bischof Rarkowski den Soldaten deutlich, daß es auf die Gesinnung und den Glauben, nicht auf die äußeren Umstände an Weihnachten ankomme.

Dieser Weihnachtshirtenbrief des katholischen Feldbischofs der Wehrmacht ist geprägt von einem nationalistischen Tenor: Nur in Deutschland – so Rarkowski – wird Weihnachten echt empfunden und gefeiert.

Im Jahr 1940 wurden vier Hirtenbriefe vom Feldbischofsamt in Berlin-Charlottenburg herausgegeben. Das erste, recht umfangreiche Schreiben ist vom 16. Januar 1940 datiert und wurde als Fastenhirtenbrief konzipiert¹³⁰⁾. Auf die Fastenzeit bezogen heißt es hier, daß „Opferbereitschaft“ das deutsche Volk groß gemacht habe. Wiederum werden die Soldaten in der Terminologie der Nationalsozialisten angehalten, Opferbereitschaft und Selbstbeherrschung zu zeigen.

„Er [Gott] verlangt, daß wir über das Untermenschliche im eigenen Ich mit zusammengebissenen Zähnen und hochgereckten Armen hinauswachsen. Er verlangt die Zurücksetzung des eigenen Ich hinter die Interessen der Gemeinschaft in reifem, freiwilligem Verzicht. Daraus entsteht dann die frohe Hingabe und Weihe aller Kräfte und Fähigkeiten an das Leben der ganzen Nation“¹³¹⁾.

Im zweiten Abschnitt des Hirtenbriefes wird der Krieg zur „Bewährungsprobe“, gestellt „von Gottes weiser und gütiger Hand“, er-

126) Ebd.

127) Ebd.

128) Ebd.

129) Ebd.

130) Hirtenbrief vom 16. 1. 1940.

131) Ebd.

klärt und an die Tugend des christlichen Starkmuts erinnert, der den Soldaten befähige, „sich im Krieg einer höheren, das Alltägliche weit überschreitenden Aufgabe verpflichtet zu fühlen, und ihn bereit mache, sein Leben jederzeit für die Brüder hinzugeben“. Rückblickend auf den Ersten Weltkrieg, schreibt der Bischof:

„Mochte die Heimat schon mit dem Gedanken an die Revolte spielen, mochte im Parlament geschwätzt und gefeilscht werden: Der deutsche Soldat, der im schwersten Kampf stand, schwieg und tat seine Pflicht“¹³²⁾.

Das dritte Kapitel des Fastenhirtenbriefes ist dem Heroismus der deutschen Soldaten gewidmet. Als Vorbild wird den Soldaten Christus vorgehalten, der keine Schilfrohre, sondern „lebensvolle Kraftnaturen“ wolle¹³³⁾.

Der zweite Hirtenbrief des Jahres 1940 wandte sich an die Militärgeistlichen¹³⁴⁾. Seinen Ostergruß verbindet der Bischof mit seinem Dank für das, was die Priester in den vergangenen sechs Monaten geleistet hätten. Abschließend gibt er seiner Zuversicht Ausdruck, „daß dieser uns aufgezwungene Krieg zum glorreichsten Sieg der deutschen Geschichte werden muß“¹³⁵⁾.

Auch der dritte Hirtenbrief des Jahres 1940 richtete sich an die Kriegspfarrrer. Hier reagierte Rarkowski auf die am 10. Mai 1940 erfolgte Eröffnung des sogenannten Westfeldzuges, also des Kampfes gegen Belgien, die Niederlande und vor allem gegen Frankreich. Wiederholt ermahnt Rarkowski die Feldgeistlichen zu größter Pflichterfüllung, um dann zum Schluß eines der Kriegsziele Deutschlands zu legitimieren:

„An Ihnen liegt es nun, als Teilnehmer an diesem gegenwärtigen schweren und entscheidenden Waffengang im Auftrage unseres Obersten Befehlshabers durch Ihren selbstlosen Einsatz nach besten Kräften mitzuwirken an der Herbeiführung eines siegreichen Friedens, der unserem Volke jene Stellung unter den Nationen Europas gibt, auf die es nach Gottes Schöpferwillen einen inneren Anspruch erheben kann“¹³⁶⁾.

Hieraus spricht wiederum das in Deutschland damals weitverbreitete Sendungsbewußtsein, das sich politisch in einem Hegemonieanspruch Deutschlands artikulierte. Bischof Rarkowski legitimiert dies durch die Feststellung, die Vormachtstellung Deutschlands sei Gottes Wille.

Der vierte und letzte Hirtenbrief des Jahres 1940 war an alle Wehrmachtangehörigen gerichtet. Überschriften ist der Brief: „Hirtenschreiben an der Wende des ersten Kriegsjahres“¹³⁷⁾. Ließ

132) Ebd.

133) Ebd.

134) Hirtenwort des Feldbischofs. Ohne Datum. In: VERORDNUNGSBLATT 4 (1940) Nr. 3, 15. 3. 1940.

135) Ebd.

136) Hirtenwort an alle Kriegspfarrrer vom 8. 6. 1940. Ebd. Nr. 5, 15. 6. 1940.

137) Vom 1. 9. 1940. Ebd. Nr. 7, 1. 9. 1940.

der Feldebischof schon in den Verlautbarungen der ersten Kriegsmo-
nate keinerlei Zweifel darüber aufkommen, daß er davon überzeugt
war, daß Deutschland einen „gerechten Krieg“ kämpfe, so stellt die-
ser Hirtenbrief in seiner vollen Länge ein Plädoyer für die deutsche
Sache dar.

Am 6. Oktober 1940 strahlte daraufhin Radio Vatikan um 20 Uhr
eine Sendung mit folgendem Text aus:

„Der katholische Armeebischof hat einen Hirtenbrief an die
katholischen Soldaten der Wehrmacht gerichtet, der ganz ge-
wiß nicht die Billigung einer sehr großen Zahl deutscher Katho-
liken findet. Der Bischof beschränkt sich nämlich keines-
wegs auf die Ermahnung an unsere Soldaten, in dieser Zeit
tapfer ihren Mann zu stehen, sondern er hält sich für berufen
und berechtigt, die Frage nach der Schuld an diesem Kriege in
seinem Hirtenschreiben zu entscheiden. Er behauptet, daß das
deutsche Volk wisse, welche Nationen die Verantwortung für
diesen Krieg zu tragen hätten, und sich der Gerechtigkeit sei-
ner Sache voll bewußt sei. . . Weiteste Kreise des katholischen
Volkes teilen ebenfalls nicht die politische und historische An-
sicht des Armeebischofs, sondern sind leider der Überzeugung,
daß dieser Hitlerkrieg durchaus kein gerechter Krieg ist“¹³⁸⁾.

Schon aus diesem Abschnitt wird deutlich, daß es sich bei dieser
Sendung um eine Maßregelung des deutschen Feldebischofs aus Rom
handelte. Die deutsche Reichsregierung erhob daraufhin Protest
beim Hl. Stuhl wegen Einmischung in innerdeutsche Angelegenhei-
ten¹³⁹⁾.

Im Neujahrsgruß des Jahres 1941 wandte sich Feldebischof Rar-
kowski ausschließlich an die ihm unterstellten Geistlichen. „Praedi-
care Christum“¹⁴⁰⁾, dies sei ihre wesentliche Pflicht. In den kommen-
den Monaten stehe der Soldat vor großen Aufgaben.

„Um sie zu meistern, braucht er mehr denn je eine gehärtete
Soldatenseele voller Zucht und Gehorsam, Ehrfurcht und Aus-
dauer, Nüchternheit und Tapferkeit“¹⁴¹⁾.

Um dieses Ziel zu verwirklichen, sollen die Kriegspfarrer Christus
verkündigen und den Soldaten durch Wort und Tat erklären, daß die
christliche Religion „eine unerschöpfliche Quelle der Hoffnung, des
Mutes und der Geduld ist, daß sie das ewige Licht ist, welches alle
Dunkelheiten erhellt und die Gedanken des Menschen in ewige Wel-
ten führt, daß sie den Glauben an die Überlegenheit des Geistes
gegenüber der Materie, der uns Deutschen schon von jeher eigen

¹³⁸⁾ D. ALBRECHT (Hrsg.), Der Notenwechsel zwischen dem Hl. Stuhl und der
Reichsregierung, Bd. 2: 1937-1945 (VERÖFFENTLICHUNGEN DER KOMMIS-
SION FÜR ZEITGESCHICHTE BEI DER KATHOLISCHEN AKADEMIE IN
BAYERN, Reihe A, Bd. 10). Mainz 1969, S. 102, Anm. 1.

¹³⁹⁾ Ebd., S. 103 f.

¹⁴⁰⁾ Neujahrsgruß an alle im Bereich der katholischen Wehrmachtseelsorge tätigen
Geistlichen vom 1. 1. 1941. In: VERORDNUNGSBLATT 5 (1941) Nr. 1, 1. 1. 1941.

¹⁴¹⁾ Ebd.

gewesen ist, rechtfertigt¹⁴²⁾. Ein halbes Jahr, bevor Deutschland auch gegen das bolschewistische Rußland Krieg zu führen begann, setzte sich der Feldbischof zumindest ansatzweise mit der marxistischen Ideologie auseinander, indem er gegen den Materialismus polemisierte.

Der zweite der vier 1941 erschienenen Hirtenbriefe ist der traditionelle Fastenhirtenbrief¹⁴³⁾ an alle Wehrmachtangehörigen vom 2. Februar 1941. Rückblickend auf die jüngste deutsche Geschichte erklärt Rarkowski, daß die Deutschen mehr als andere Völker ein „tieferes Verständnis für die Wirklichkeit des Karfreitags“ hätten. Er spricht von einer „deutschen Passion“, wenn er an den Ausgang des Ersten Weltkrieges und den Friedensvertrag von Versailles erinnert. Doch plötzlich sei eine Wende eingetreten, es dämmere der Ostermorgen herauf, der, so Gott es wolle, am Ende des Krieges einmünden werde in das Osterlicht der Auferstehung als Volk und Nation.

In weiteren Kapiteln des Hirtenschreibens behandelt der Feldbischof den Glauben an das ewige Leben, wobei er mehrfach in schon geschilderter Weise nationalistische Äußerungen einfließen läßt.

Am 29. Juli 1941 ließ Feldbischof Rarkowski ein „Hirtenwort zu dem großen Entscheidungskampf im Osten“¹⁴⁴⁾ veröffentlichen.

„Kameraden! Wer will es bezweifeln, daß wir Deutsche nunmehr das ‚Herzvolk Europas‘ geworden sind, und zwar in einem Sinne, der weit über geographische und geopolitische Erwägungen hinausgreift? Wie schon oft in der Geschichte ist Deutschland in der Gegenwart zum Retter und Vorkämpfer Europas geworden, und das Blut unserer im Kampfe gegen den Bolschewismus gefallenen Kameraden. . . redet eine Sprache, die nicht vergessen werden darf und nicht überhört werden kann in der gesamten gesitteten Menschheit“¹⁴⁵⁾.

Das Leben der Menschen unter dem bolschewistischen Regime wird in den schwärzesten Farben geschildert.

„Dieses starke und verpflichtende Erlebnis eures Einsatzes im Osten wird euch zu Bewußtsein bringen, wie unsagbar groß das Glück ist, daß wir Deutsche sein dürfen“¹⁴⁶⁾.

An einer anderen Stelle in diesem Hirtenschreiben spricht Rarkowski von der „Sorge um das deutsche Volkstum“. Auf Anklänge an die „Untermenschen“-Ideologie der NS-Propaganda muß noch öfter hingewiesen werden. Rarkowski meint jedoch, wie dieser Hirtenbrief deutlich zeigt, daß lediglich der Bolschewismus Menschen in Primitivität halte, welche durch die Erneuerung des Christentums – daher der Begriff „Kreuzzug“¹⁴⁷⁾ – überwunden werden könne. Während sich der Feldbischof in diesem Hirtenschreiben als

142) Ebd.

143) Hirtenbrief vom 2. 2. 1941.

144) Hirtenwort des katholischen Feldbischofs an die katholischen Wehrmachtangehörigen zu dem großen Entscheidungskampf im Osten vom 29. 7. 1941.

145) Ebd.

146) Ebd.

147) Ebd.

militanter Antikommunist offenbart, mahnten die deutschen Bischöfe in ihrer Gesamtheit in einem gemeinsamen Hirtenbrief vom 26. Juni 1941 lediglich zu „treuer Pflichterfüllung“¹⁴⁸⁾.

Das letzte 1941 veröffentlichte Hirtenwort des katholischen Feldbischofs war an alle Wehrmachtgeistlichen gerichtet¹⁴⁹⁾. Es ist ausschließlich dem „Innenleben“ der angesprochenen Priester gewidmet. Wie schon in den früheren Hirtenworten an die Militärangeistlichen weist der Bischof auf die Gefahr der innerlichen Verflachung hin, vor der jeder Priester wegen der großen äußeren Anspannung stehe. Die „rechte Feier des Hl. Opfers“ werde den Geistlichen helfen, ihre Aufgabe in angemessener Weise zu erfüllen. Zu diesem Schluß kommt Rarkowski, nachdem er in mehreren Kapiteln auf die Bedeutung der Eucharistie im priesterlichen Leben hingewiesen hat.

Auch im Kriegsjahr 1942, das überschattet war von der deutschen Niederlage in Rußland, die ihren Tiefpunkt in der Schlacht um Stalingrad im Winter 1942/43 fand, erschienen vier Hirtenbriefe des katholischen Feldbischofs Rarkowski. Schon die Kriegsprediger des Ersten Weltkrieges hatten versucht, die Religion im Dienste des Vaterlandes darzustellen¹⁵⁰⁾. Der Glaube wurde etwa als Quelle vaterländischer Tugenden bezeichnet¹⁵¹⁾, oder es wurde die Bedeutung der Priester¹⁵²⁾ oder der kirchlichen Gnadenmittel¹⁵³⁾ für die Stärkung der Soldaten betont.

In seinem ersten Hirtenschreiben von 1942¹⁵⁴⁾ sieht es der Feldbischof Rarkowski als seine Aufgabe an, den Soldaten „bei der Bewältigung“ der großen vor ihnen liegenden Aufgaben zu helfen, sie zu stärken.

„Für die Lösung dieser Aufgaben sind Männer notwendig, die bereit sind, alles für die Ehre und den Schutz ihres Volkes einzusetzen, ja selbst ihr Leben hinzugeben, Männer der Bereitschaft und des Wagnisses, Männer, die entschlossen sind zu allem Großen und zu höchster Tapferkeit im Kampfe um die wertvollsten Güter der Nation. Ich will euch zeigen, daß ihr in den Werten eures Glaubens, in eurem Gottvertrauen und in Gottes Gnadenhilfe nie versiegende Quellen der Opferfähigkeit und der Einsatzbereitschaft habt“¹⁵⁵⁾.

Die Parallelen zu den Kriegspredigten des Ersten Weltkrieges sind gewiß kein Zufall, war doch Rarkowski schon während des Krieges 1914 – 18 Militärseelsorger gewesen. Am Schluß dieses Hirtenschrei-

148) Gemeinsamer Hirtenbrief v. 26. 6. 1941. In: CORSTEN (Hrsg.), Kölner Aktenstücke, S. 252.

149) Hirtenwort an alle im Felde und in der Heimat tätigen Wehrmachtgeistlichen vom Fest des hl. Albertus Magnus [15. 11.] 1941.

150) Vgl. H. MISSALLA, Gott mit uns. Die katholische Kriegspredigt 1914-1918. München 1988, S. 98 ff.

151) Ebd., S. 102 ff.

152) Ebd., S. 98.

153) Ebd., S. 99.

154) Von Septuagesima 1942.

155) Ebd.

bens finden wir eine weitere Parallele, wenn Rarkowski den Krieg als eine „Prüfung Gottes“ bezeichnet¹⁵⁶⁾.

Eine Antwort auf die „Frage nach dem Warum und Wozu“ des Leides und der Schmerzen in diesem Krieg versuchte der Feldbischof in dem an alle verwundeten und kranken katholischen Wehrmachtangehörigen und ihre Seelsorger gerichteten Hirtenwort vom Ostersonntag 1942¹⁵⁷⁾ zu geben. Er stellt es als „menschliche Erfahrungstatsache“ hin, daß „Leid und Schmerzen, weil sie überwunden sein wollen, ein Hebel unserer Tüchtigkeit sind und zur Entfaltung unserer besten Kräfte zwingen“¹⁵⁸⁾. Somit wird das Erdulden von Leid und Schmerz als positiv für die Persönlichkeitsbildung des einzelnen dargestellt. Diese Annahme überträgt Rarkowski auf die Situation der Gesellschaft und behauptet, daß die Menschen ohne Leid und Schmerz „übermütig, vermessen“ und „zügellos“ wären. Ähnlich wie in den Kriegspredigten des Ersten Weltkrieges werden Tod und Schmerzen glorifiziert¹⁵⁹⁾:

„In dem Schmelztiegel läuternder Prüfung sind sie [die Menschen] zu wunderbarer Klarheit und Schönheit herangereift“¹⁶⁰⁾.

Nachdem Rarkowski den verwundeten Soldaten erklärt hat, daß sie sich zu den „Ehrenbürgern der Nation“ zählen können, beschließt er das Hirtenwort mit dem Wunsch, daß die Verwundeten bald genesen und sich weiterhin im Dienst „des Führers, Volkes und Vaterlandes bewähren“ mögen.

Im Jahre 1942 wurde an nahezu allen Fronten gekämpft. Während die offizielle Parteipropaganda von einem Sieg nach dem anderen berichtete, predigte der katholische Feldbischof den kämpfenden Soldaten von der Treue als „einer sittlichen Großmacht im deutschen Volkscharakter“¹⁶¹⁾. In seinem Hirtenwort, das an Mariä Himmelfahrt herausgegeben wurde, ermahnt Rarkowski die Soldaten, die Übermenschliches geleistet hätten, vor denen aber noch „Gewaltiges als Aufgabe“ stehe, an der Treue zu Heimat und Vaterland festzuhalten. Triumphierend zählt Rarkowski jeden bis dahin erungenen Sieg der deutschen Truppen auf allen Kriegsschauplätzen auf und weist dann, an den Fahneid erinnernd, darauf hin, daß hinter allem, was die Zeit an Mühen fordere, was der „Führer und Oberste Befehlshaber“ den Soldaten befehle, Gott selbst mit seinem Willen und Gebot stehe¹⁶²⁾. Hier sei noch einmal der Vergleich mit der Kriegspredigt während des Ersten Weltkrieges gestattet, in der der Kaiser oft als „Repräsentant des Göttlichen“¹⁶³⁾ dargestellt wurde.

156) Vgl. MISSALLA, S. 51 ff.

157) Hirtenbrief vom Ostersonntag 1942.

158) Ebd.

159) Vgl. MISSALLA, S. 112 ff.

160) Wie Anm. 157.

161) Hirtenbrief vom 15. 8. 1942.

162) Ebd.

163) Vgl. MISSALLA, S. 93-97.

Das zweite Kapitel dieses Hirtenbriefes ist den Gefahren für die „deutsche Soldatenseele“ in diesem Krieg gewidmet, wobei besonders darauf hingewiesen wird, daß „besonders der Kampf im Osten und die Auseinandersetzung mit dem bolschewistischen Untermenschentum an der deutschen Soldatenseele“ zerrei¹⁶⁴).

„Die Treue um jeden Preis sei eure Parole“¹⁶⁵), ruft Rarkowski abschließend den Soldaten zu.

Auch der Weihnachtshirtenbrief des Jahres 1942¹⁶⁶) enthält im wesentlichen Ermahnungen und Aufrüttelung an die Soldaten, weiter tapfer zu kämpfen.

„Die Anstrengungen, aus denen der Sieg erwächst, werden von uns allen viel Kraft und Hingabe verlangen. Unser Führer und Oberster Befehlshaber steht uns hier als leuchtendes Vorbild vor Augen. . . In unerschütterlichem Vertrauen auf ihn werden wir das Ziel erreichen, um das gekämpft wird. Es ist das höchste und edelste, was es geben kann: Heimat, Freiheit, Vaterland und Lebensraum für unser Volk“¹⁶⁷).

Dazu müßten die Soldaten tapfer bleiben wie bisher „im Kämpfen, Arbeiten, Ertragen und Ausharren“. Bemerkenswert ist, wie der Feldbischof sich mit dem Widerspruch zwischen der weihnachtlichen Friedensbotschaft und der Tatsache des gegenwärtigen Krieges auseinandersetzt. Er schreibt, daß Weihnachten ein Friede verkündet werde, der nichts mit dem Frieden zwischen den Völkern gemein habe; es sei vielmehr der Friede Gottes mit den Menschen gemeint.

Das Jahr 1943 war überschattet von der vernichtenden Niederlage der deutschen Truppen bei Stalingrad. War schon den Hirtenbriefen des Jahres 1942 das Bemühen des Feldbischofs anzumerken, auf militärische Rückschläge mit Durchhalteparolen zu reagieren, so kommt das in den oberhirtlichen Schreiben der Jahrgänge 1943 und 1944 besonders deutlich zum Tragen. Auffallend ist, daß diese Hirtenbriefe im wesentlichen zur Pflichterfüllung mahnen, dabei aber weniger als die Schreiben der ersten Kriegsjahre durch nationalistische Töne geprägt werden.

Der Neujahrsgruß des Jahres 1943¹⁶⁸) wandte sich traditionell an die Wehrmachtgeistlichen. In der Einleitung weist der Feldbischof als Beispiel auf einen nach einer Operation im Feldlazarett gestorbenen Divisionspfarrer hin. In bekannter Manier folgt eine Glorifizierung des Todes im Felde¹⁶⁹). Im ersten Kapitel geht Rarkowski darauf ein, daß „alles“ im „freilich undurchschaubaren Weltplan“ Gottes einen Sinn habe. Das zweite Kapitel befaßt sich mit der Auf-

164) Hirtenbrief vom 15. 8. 1942.

165) Ebd.

166) Vom Advent 1942. Bundesarchiv-Militärarchiv Freiburg, RW 12 II/V. 1.

167) Ebd.

168) Neujahrsgruß an alle in der Wehrmachtseelsorge tätigen Geistlichen vom 1. 1. 1943.

169) Vgl. MISSALLA, S. 112 f.

gabe der Priester, die darin bestehe, „auf das Geschehen des neuen Jahres nachhaltigen Einfluß“¹⁷⁰⁾ auszuüben.

„Die Mittel dieser Einflußnahme sind Gebet und Opfer. Wenn wir beten, verbinden wir uns mit Gott, dem Lenker der Völker- und Menschheitsgeschichte, und wir beeinflussen dadurch die großen Entscheidungen der Gegenwart, werfen finstere Pläne der Feinde unseres Volkes über den Haufen und lassen ihre boshaften Absichten zuschanden werden“¹⁷¹⁾.

In den folgenden Kapiteln werden die Wehrmachtseelsorger ermahnt, sich „in allen Dingen als Diener Gottes“ zu erweisen. Die gegenwärtige Kriegszeit habe als Feuerprobe vor dem „eigentlichen Leben“, das in der Ewigkeit beginne, zu gelten. Wiederum warnt Feldbischof Rarkowski seine Priester vor der „Gefahr der Verflachung und geistigen Leere“ und stellt ihnen die 21 bis dahin gefallenen Wehrmachtseelsorger als Vorbild vor Augen. Was von den NS-Machthabern als „wehrkraftersetzende Äußerungen“ bezeichnet wurde, brandmarkt er als „Vergehen wider den Geist des christlichen Optimismus“.

Im Fastenhirtenbrief des Jahres 1943¹⁷²⁾ vergleicht Feldbischof Rarkowski die gegenwärtige Situation mit dem Leiden und Sterben Jesu Christi, an das die Fastenzeit erinnere; beginnend mit dem Aschermittwoch, bereite sie den Weg für den „strahlenden, sieghaften Ostermorgen“. Schon in den ersten Sätzen dieses Hirtenwortes wird die Intention des Verfassers deutlich: Es ging darum, die Soldaten bei ihrer schweren Aufgabe moralisch zu stärken, sie bereit zu machen, Niederlagen und persönliche Schmerzen mit dem Blick auf den leidenden Christus leichter zu ertragen, weil ja am Ende ihrer „Passionszeit“ auch der „strahlende Ostermorgen“ des Endsieges stehe. Nachdem der Bischof auf die stärkende Wirkung der kirchlichen Gnadenmittel hingewiesen hat, zitiert er abschließend den hl. Paulus – „Handelt mannhaft und seid stark!“¹⁷³⁾ –, der „Widerstand bis aufs Blut“¹⁷⁴⁾ gepredigt haben soll.

Auch das dritte Hirtenwort des Jahres, veröffentlicht am Pfingstfest 1943¹⁷⁵⁾, war an die Wehrmachtgeistlichen gerichtet. In diesem Schreiben bedankt sich der Feldbischof für die Glückwünsche zu seinem 70. Geburtstag. Voller Stolz schreibt er, daß sein Leben „seit mehr als drei Jahrzehnten der Soldatenseelsorge“ gewidmet sei und er dabei „Tausenden von deutschen Männern im Ehrenkleide des Waffenträgers der Nation“ begegnet sei. Das Ende des Ersten Weltkrieges umschreibt er zum wiederholten Male als „Zeit des Niederganges und der Hoffnungslosigkeit“. Er verwendet dabei Begriffe wie „Schmach“ und „Schande“, Termini, die auch von der politischen

170) Neujahrsgruß vom 1. 1. 1943.

171) Ebd.

172) Hirtenbrief von Septuagesima 1943.

173) 1 Kor 16,13.

174) Wie Anm. 172.

175) Hirtenwort an alle Wehrmachtgeistlichen vom Pfingstfest 1943. In: VERORDNUNGSBLATT 7 (1943) Nr. 5, 20. 6. 1943.

Rechten in Deutschland in diesem Zusammenhang häufig gebraucht wurden. Das Jahr 1933, das Jahr der Machtergreifung Hitlers, wird als Neubeginn gekennzeichnet, bei dem „eine neue, junge Wehrmacht, die unter ihrem Führer und Obersten Befehlshaber seit 1939 Unvergängliches geleistet und Höchstes“ vollbracht habe, geschaffen worden sei. „Tapferkeit, Treue zu Heimat und Vaterland“ und die „Tugend der Gottesfurcht“ werden als die herausragenden Eigenschaften des deutschen Soldaten angeführt.

Der Weihnachtsgruß des Jahres 1943¹⁷⁶⁾ war der letzte aus der Feder des katholischen Feldbischofs Rarkowski. Wie schon erwähnt, verließ er Berlin im März 1944 wegen seines angegriffenen Gesundheitszustandes. Bei einem Luftangriff soll der Feldbischof verschüttet worden sein¹⁷⁷⁾. In diesem Weihnachtsgruß bezeichnet Bischof Rarkowski Weihnachten als das „Fest des Lichtes“. Das Geheimnis der Weihnacht sei nicht leicht zu verstehen, bringe aber viel Trost, Kraft und Ermutigung.

„Ob härtester Einsatz oder bitterste Kälte, ob Blut und Wunden oder selbst der Tod die Gassen sind, durch die der Lebensweg führt – die Menschenseele hat die Möglichkeit, über all das zu triumphieren und sich im Glauben an die wahren und höchsten Werte über alle äußere Not hinwegzusetzen . . . Da kommt Weihnachten mit seiner Gottesbotschaft und läßt uns den Trost der geistigen Welt inne werden“¹⁷⁸⁾.

Auch diesem Hirtenschreiben ist der Stimmungswechsel seines Autors anzumerken. Stellungnahmen zum konkreten Kriegsgeschehen oder zur Kriegsschuldfrage mußten Worten des Trostes und der Ermutigung weichen. Zum Schluß bedankt sich der Feldbischof bei den Soldaten dafür, daß sie durch den „tapferen und zähen Kampf . . . des Kriegsjahres 1943 der deutschen Heimat das Weihnachtsglück und die Weihnachtsfreude ermöglicht“¹⁷⁹⁾ hätten.

Im Jahre 1944 verfaßte Feldbischof Rarkowski nur noch den traditionellen Neujahrsguß an die Wehrmachtgeistlichen selbst¹⁸⁰⁾. Der Fastenhirtenbrief vom Fest des hl. Ignatius¹⁸¹⁾ stammt aus der Feder seines Generalvikars Georg Werthmann¹⁸²⁾, der den Feldbischof nach dessen Weggang aus Berlin vertrat. Wie aus einer Aktennotiz Werthmanns vom 14. Mai 1945 hervorgeht, wurden im Herbst 1944 die Zensurbestimmungen verschärft, so daß der Generalvikar be-

¹⁷⁶⁾ Weihnachtsgruß des kath. Feldbischofs der Wehrmacht vom Advent 1943.

¹⁷⁷⁾ A. KUHN, IN: AACHENER KIRCHENZEITUNG (1969) Nr. 6, 5. 2. 1969.

¹⁷⁸⁾ Weihnachtsgruß vom Advent 1943.

¹⁷⁹⁾ Ebd.

¹⁸⁰⁾ Neujahrsguß an alle in der Wehrmachtseelsorge tätigen Geistlichen vom 1. 1. 1944. In: VERORDNUNGSBLATT 8 (1944) Nr. 1, 1. 1. 1944.

¹⁸¹⁾ Hirtenschreiben für die Fastenzeit 1944 vom Fest des hl. Märtyrers Ignatius [1. 2.] 1944. Ebd. Nr. 2, 1. 2. 1944.

¹⁸²⁾ WERTHMANN im Gespräch mit dem Verfasser am 28. 7. 1976.

¹⁸³⁾ „Eine Verschärfung der Lage trat im Herbst 1944 ein. Während bis dorthin die Vorlage von beabsichtigten Hirtenbriefen nur an den Amtsgruppenchef bzw. Abteilungschef sowie an OKW/Inland notwendig war, mußten diese jetzt auch an den NSFO beim OKH zur Zensur eingereicht werden“, SW VIII 5 21 a.

schloß, keine neuen Hirtenbriefe herauszugeben¹⁸³). Der Neujahrsgruß vom 1. Januar 1944¹⁸⁴) unterscheidet sich im Ton kaum vom Weihnachtsgruß des Jahres 1943. In einem kurzen Rückblick bedankt sich der Feldbischof bei seinen Kriegspfarrern für deren Einsatz im vorangegangenen Jahr. Mit Blick auf die Zukunft fordert er Vertrauen auf „Gottes Plänen und seine gütige Vorsehung“. Neben diesem Vertrauen sei aber auch tätige Mithilfe notwendig, um die großen Aufgaben der Zukunft zu meistern.

„Die reine, selbstlose, zum Sterben entschlossene Hingabe Christi war das Geheimnis seines Erfolges . . . Diese Hingabe wird auch das Geheimnis unseres Erfolges sein“¹⁸⁵).

Mit den Worten des Apostels Paulus¹⁸⁶) ermuntert der oberste deutsche Militärseelsorger die Kriegspfarrer, in der Hoffnung auf Gottes Hilfe standhaft zu sein und ihre Pflicht zu tun. Daß der Fastenhirtenbrief des Jahres 1944¹⁸⁷) zwar unter dem Namen des Feldbischofs erschien, aber von dessen Generalvikar verfaßt wurde, ist dem Schreiben zunächst nicht anzumerken. In ihm wird der sich schon in vorherigen Hirtenworten abzeichnende Trend weitergeführt, auf wertende politische Äußerungen zu verzichten und statt dessen Trost und Ermutigung zuzusprechen. Ausgehend von der Perikope der Versuchung Jesu in der Wüste, wird den Soldaten das Verhalten des Gottessohnes vor Augen gestellt, der Gott allein gedient hat. Um Gott in rechter Weise zu dienen, brauche man nicht aus der Welt zu fliehen. Jeder diene an seinem Platze dem Herrn durch die Erfüllung seiner Aufgaben. Wie schon in früheren Hirten-schreiben wird der Blick der Soldaten in der Fastenzeit besonders auf den leidenden Christus gelenkt.

Der Weihnachtsgruß des Jahres 1944¹⁸⁸) ist, von einigen Kürzungen abgesehen, identisch mit dem des Vorjahres und braucht daher nicht eigens erläutert zu werden.

Weitere Publikationen Rarkowskis

Noch während des Ersten Weltkrieges veröffentlichte der Königliche Divisionspfarrer Franz Rarkowski in Berlin 1917 ein Buch mit dem Titel „Kämpfe einer preußischen Infanteriedivision zur Befreiung von Siebenbürgen“. In diesem Buch schildert der spätere Feldbischof die Kämpfe der 7. Infanteriedivision vom September 1916 bis Februar 1917 in Siebenbürgen und Rumänien, die er als Divisionspfarrer miterlebt hat. In der Einleitung macht der Verfasser deutlich, daß er dieses Buch als Heldenlied der beteiligten Soldaten verstanden wissen will.

184) Neujahrsgruß vom 1. 1. 1944.

185) Ebd.

186) 1 Kor 15,58; Röm. 15,13.

187) Hirtenschreiben für die Fastenzeit 1944.

188) Weihnachtsgruß des katholischen Feldbischofs der Wehrmacht vom Advent 1944. SW.

„Der Ruhm ist ein durch alle Zeiten forttönendes Zauber- und Wunderhorn. Er ist das in aller Welt erschallende Echo der Kriegerehre“¹⁸⁹⁾.

In seinem Schlußwort äußert sich Rarkowski zu der Stellung eines Offiziers:

„Ein Führer, der die Zuversicht des Sieges in seiner Faust trägt, gehört an die Spitze jeder Division und jedes Regiments. Das blinde Vertrauen zu ihren Führern gab unseren Truppen jenen Mannesmut und Gehorsam, der sie von Sieg zu Sieg führte“¹⁹⁰⁾.

Noch als Apostolischer Administrator für die Militärseelsorge in der Wehrmacht gab Rarkowski 1937 in Berlin das Katholische Militär-Gebet- und -Gesangbuch heraus. Unter der Überschrift: „Sei ein guter Soldat Christi!“¹⁹¹⁾ werden dem katholischen Soldaten seine Pflichten und Aufgaben dargelegt:

„Wehrpflicht ist ‚Ehrpflicht‘. Was Deutschland groß gemacht hat, ist nicht zuletzt dem Soldatenstande zu danken. Er ist eine Schule der Tapferkeit, die Geburtsstätte großer Helden, ein Schauplatz der Ehre und des Ruhmes“¹⁹²⁾.

Verschiedene Stellen aus der Bibel sollen belegen, daß Gott den Soldatenstand hochschätze. Das bedeute, daß der „Fahnenruf“ für den christlichen Soldaten gleich dem „Gottesruf“ sei. Nachdem den Soldaten die Parole: „Mit Gott für Führer, Volk und Vaterland!“¹⁹³⁾ gegeben worden ist, werden die sechs Grundsätze eines „wahrhaft guten Soldaten“ genannt. Die ersten drei sind das tägliche Gebet, der Besuch der Sonntagsmesse und der regelmäßige Empfang der Sakramente. Der vierte und fünfte Grundsatz beziehen sich auf das Zusammenleben mit den Kameraden. Ein Christ zeichne sich durch besondere Kameradschaftlichkeit aus; außerdem sollen die Soldaten jeder Auseinandersetzung mit „Andersdenkenden“ aus dem Wege gehen¹⁹⁴⁾. Der sechste Grundsatz ist der Gefahr des sittlichen Verfalls der Soldaten gewidmet. Es wird an die Einhaltung des sechsten Gebotes erinnert, vor dem „Umgang mit zweifelhaften Elementen“ gewarnt und auf die Gefahren des Alkoholgenusses hingewiesen. Die „Christenpflicht und echt deutsche Art“ verlangten ein untadeliges Verhalten. Der Abschnitt schließt mit dem Spruch:

„Der Deutsche, ‚bieder‘, ‚fromm‘ und ‚stark‘, beschützt die heilige Landesmark!“¹⁹⁵⁾

Auf Seite 100 a des Militärgebetbuches ist das von Rarkowski verfaßte „Gebet für Führer, Volk und Wehrmacht“ abgedruckt. Nicht

189) F. RARKOWSKI, Die Kämpfe einer preußischen Infanterie-Division zur Befreiung Siebenbürgens. Berlin 1917, S. 5.

190) Ebd. S. 177.

191) Katholisches Militär-Gebet- und Gesangbuch, S. 12-15.

192) Ebd., S. 12.

193) Ebd.

194) Dies entsprach den Richtlinien für die Durchführung der Militärseelsorge. In: VERORDNUNGSBLATT 6 (1942) Nr. 7, 15. 7. 1942.

195) Katholisches Militär-Gebet- und -Gesangbuch, S. 12.

allein wegen des Inhaltes, sondern besonders wegen der sprachlichen Gestalt soll dieses Gebet hier in vollem Umfang wiedergegeben werden:

„Lasset uns beten!

In deiner Hand, o Gott / liegt die Herrschaft über alle Reiche und Völker der Erde.

Segne unser deutsches Volk in deiner Güte und Kraft / und senke uns tief ins Herz die Liebe zu unserem Vaterlande. Laß uns ein heldenhaftes Geschlecht sein / und unserer Ahnen würdig werden. Laß uns den Glauben unserer Väter hüten wie ein heiliges Erbe.

Segne und leite die Führer der Deutschen Wehrmacht / und mit ihnen das deutsche Soldatentum, / welches dazu berufen ist, / den Frieden zu wahren und den heimischen Herd zu beschützen. Segne alle, die zu Wehr- und Waffendiensten bereitstehen / und gib ihnen die Kraft, / ihren Fahneneid mit heiliger Treue zu hüten.

Laß die Regierung unseres Volkes / ein glanzvolles Abbild deiner gerechten und gütigen Führung sein. Segne besonders unseren Führer und Reichskanzler / in allen Aufgaben, die ihm gestellt sind. Laß uns alle unter seiner Führung / in der Hingabe an Volk und Vaterland eine heilige Aufgabe sehen, / damit wir durch Gehorsam und Treue die ewige Heimat verdienen / im Reiche deines Lichtes und deines Friedens. Amen⁽¹⁹⁶⁾.

Dieses Gebet mußte laut Erlaß des Administrators für die Militärseelsorge von jedem haupt- oder nebenamtlichen Militärgeistlichen im Anschluß an die Predigt in Militärgottesdiensten verrichtet werden⁽¹⁹⁷⁾.

Im Jahre 1940 veröffentlichte Rarkowski zwei Artikel mit den Titeln „Frühling unseres Volkes“⁽¹⁹⁸⁾ und „Unseren Gefallenen“⁽¹⁹⁹⁾. Hauptthema des zuerst genannten Artikels ist die Treue zu Volk und Vaterland.

„Das gleiche vierte Gebot, das uns befiehlt, Vater und Mutter zu ehren, und das dir die Soldatentugend des Gehorsams predigt, fordert auch die Treue zu dem Lande deines Vaters und zu dem Volke deiner Mutter“⁽²⁰⁰⁾.

Der Einsatz der Männer an der Front und der Frauen in der Heimat zeige in diesen Kriegstagen, daß man in Deutschland dieses Gebot ernst nimmt und es befolgt. Opferbereitschaft und vollkommene Hingabe für die Sache des Vaterlandes werden als eine christliche Pflicht dargestellt. Der Artikel erschien am 7. April 1940, also zwei

196) Ebd., S. 100 a.

197) VERORDNUNGSBLATT. SW VIII 5 26 553.

198) In: Glaube und Kampf. Soldatenbeilage für katholische Deutsche, 7. 4. 1940, S. 1 f.

199) Ebd., 3. 12. 1940, S. 1 f.

200) A. a. O., 7. 4. 1940, S. 10.

Wochen vor dem Geburtstag Hitlers, der in Deutschland zu dieser Zeit mit großem Pomp gefeiert wurde. Auch zu diesem Ereignis nimmt der Feldbischof in seinem Artikel Stellung:

„Am 20. April wird zum ersten Male während des Krieges in ganz Großdeutschland, an der Front und in der Heimat, des Geburtstages des Führers gedacht. Schon heute steht als unbestrittene Tatsache fest, daß Adolf Hitler für unser Volk und für die ganze Welt von säkularer Bedeutung geworden ist. Kein anderer deutscher Staatsmann vor ihm verursachte so gewaltige Umwälzungen auf den verschiedensten Gebieten des völkischen Daseins wie er“²⁰¹).

Die Feinde Deutschlands hätten sich durch die überraschenden Leistungen Hitlers herausgefordert gefühlt und seien nun zur Vernichtung und Zerstörung all dessen, was der Führer geschaffen habe, angetreten. Nachdem der Feldbischof darauf hingewiesen hat, daß das Christentum Gehorsam und Ehrfurcht gegenüber der Obrigkeit fordere, ruft er die Soldaten auf, dem Führer „die innere Bereitschaft zu Opfer und Hingabe an das Volk“ zum Geburtstag zu schenken. Der Artikel schließt mit dem Abschnitt aus dem Gebet für Führer, Volk und Wehrmacht, der dem Führer gewidmet ist.

In dem Artikel vom 3. Dezember 1940 nimmt der Feldbischof die im November begangenen Totengedenktage zum Anlaß, der gefallenen Soldaten zu gedenken. Nicht nur im Gedächtnis ihrer Kameraden, sondern auf die Verheißung Christi hin auch persönlich, lebten die Gefallenen nach ihrem Tode. Sie werden als Helden und Sieger gefeiert, die nicht in Vergessenheit geraten dürfen.

„Nein, das Gedenken an die Gefallenen des Krieges, der die Voraussetzungen für die Neuordnung Europas schaffen wird, ist die Sache der ganzen Nation in all ihren Ständen“²⁰²).

Weiterhin geht der Feldbischof der Frage nach, wofür so viele Soldaten bis dahin in Polen, Skandinavien und Frankreich gefallen seien.

„Wofür? Für Deutschland. Für Deutschland haben unsere Gefallenen gekämpft, für Deutschland sind sie dahingesunken. Kraft zum Kampf, Kraft zum Sterben gab ihnen der Gedanke an das große Vaterland“²⁰³).

Daneben ermahnt Bischof Rarkowski die Soldaten noch, sich durch den regelmäßigen Empfang der Sakramente für den eventuellen Feldtod zu rüsten.

201) Ebd.

202) A. a. O., 3. 12. 1940, S. 1.

203) Ebd.

Die Hirtenbriefe an die Soldaten der beiden Weltkriege im Vergleich

Franz Justus Rarkowski war, wie schon öfter erwähnt, bereits im Ersten Weltkrieg in der Militärseelsorge tätig. Es liegt demnach nahe, daß er entscheidende Impulse für seine spätere Arbeit als Feldbischof schon in dieser Zeit bekam. Um seine Hirtenbriefe auch innerhalb der Tradition der katholischen Militärseelsorge in Deutschland angemessen beurteilen zu können, erscheint ein Vergleich mit den Hirtenworten des Feldpropstes Heinrich an die Soldaten im Ersten Weltkrieg nützlich. Grundlage dieser Betrachtung sind acht Hirtenworte²⁰⁴⁾ des Feldpropstes Heinrich Joeppen aus den Kriegsjahren 1914/15.

Der erste Teil des Weihnachtsgrußes (1914) weist inhaltlich eine Fülle von Parallelen zu den Weihnachtsbotschaften Rarkowskis auf. Ebenso wie dieser zeichnet Feldpropst Joeppen in sentimentaler Weise ein Bild des Weihnachtsfestes in Deutschland, auf das die Soldaten an der Front verzichten müssen. Allerdings wird in diesem Weihnachtsgruß nicht behauptet, wie es Rarkowski mehrfach tat, nur in Deutschland werde Weihnachten „richtig“ gefeiert. Im letzten Teil des Hirtenschreibens ermahnt der Feldpropst die Soldaten zur pflichterfüllung.

„Seid bestrebt, Eure Pflicht stets und überall zu tun, zu jeder Zeit, an jedem Ort, wohin Euch der Befehl, der Gehorsam ruft“²⁰⁵⁾.

Anschließend erinnert Joeppen, genau wie sein Nachfolger einige Jahre später, die Soldaten an ihren Fahneid:

„An der Schwelle des neuen Jahres erinnert Euch an dieses feierliche Gelöbniß, erneuert den heiligen Schwur!“²⁰⁶⁾

Auch der Fastenhirtenbrief des Jahres 1915²⁰⁷⁾ weist eine Fülle von Motiven auf, die später in den Hirtenbriefen Rarkowskis wieder erscheinen. Der Krieg wird als Prüfung Gottes hingestellt, der Empfang der Sakramente, besonders des Bußsakramentes, wird mit Nachdruck empfohlen. Ebenso wie Rarkowski verweist auch Joeppen die Verwundeten auf das Vorbild des leidenden Christus. Im Hirtenbrief zum Osterfest des Jahres 1915²⁰⁸⁾ vergleicht der Feldpropst Passions- und Osterzeit mit der damaligen Kriegszeit. Indirekt werden die Soldaten zur Opferbereitschaft im folgenden Abschnitt motiviert:

„Es ist ein tiefes Wort, das am Ostertage zu den Jüngern von Emaus gesagt wurde: ‚Mußte nicht Christus leiden, um so in seine Herrlichkeit einzugehen?‘ – Er mußte sterben, um glorreich zu erstehen und der Welt das Leben zu geben. Niemand

²⁰⁴⁾ Hirtenworte an die Soldaten im Kriege. Von Heinrich, Titularbischof von Cisamo, katholischer Feldpropst der Armee und Marine. Berlin 1915.

²⁰⁵⁾ Ebd., S. 6.

²⁰⁶⁾ Ebd., S. 6 f.

²⁰⁷⁾ Ebd., S. 7-20.

²⁰⁸⁾ Ebd., S. 20 ff.

erreicht das Höchste, der nicht bereit ist, das Liebste, ja alles dafür zu opfern. Man muß sich selber hingeben, um anderen zu helfen. Das ist das große Geheimnis des Kreuzes, die Welt beginnt es wieder zu verstehen. Ohne die Schauer des Karfreitags kein Jubel des Ostermorgens! – Ohne Kampf kein Sieg! Per crucem ad lucem, durch Nacht zum Licht. Durch Leid zur Freud! – Das Kreuz führt zum Siege!²⁰⁹⁾

Auch Feldbischof Rarkowski verglich in seinen Hirtenbriefen die Kriegszeit mit der Passionszeit des Kirchenjahres²¹⁰⁾. Wenn er vom erwarteten Sieg der deutschen Truppen sprach, benutzte er ebenfalls gern das Bild vom „siegreichen Ostermorgen“²¹¹⁾. Doch Joeppen ermunterte die Soldaten ebenso wie sein Nachfolger in direkter Ansprache:

„Ein Volk, das einen Kaiser hat, wie wir, ein Kaiser, der Soldaten hat wie ihr, voll Frömmigkeit und Opfermut, muß siegen! – Haltet aus, haltet aus im Sturmgebraus!“²¹²⁾

Auch vor einer Beantwortung der Frage nach der Kriegsschuld scheute Feldpropst Joeppen nicht zurück. In seinem Hirtenbrief zum Pfingstfest 1915²¹³⁾ schrieb er unter anderem:

„Noch müssen wir den schönen Gottesgarten unseres deutschen Vaterlandes schützen, damit kein feindlicher Fuß ihn zerstampfe. Noch heißt es weiterkämpfen und ringen, bis der Feind uns nicht mehr schaden kann – Der Krieg der Völker gegen Deutschland ist nicht zu Ende. Noch gilt:

„Alles, alles über Deutschland! –
Sehet wie die ganze Welt
Haßerfüllt sich hat verschworen,
Gegen uns zusammenhält!“

Es handelt sich um Sein und Nichtsein des deutschen Vaterlandes!“²¹⁴⁾

Den letzten Satz schrieb sinngemäß einige Jahre später auch Feldbischof Rarkowski an seine Soldaten²¹⁵⁾. Für die katholischen Militäroberhirten beider Weltkriege stand jeweils fest, daß Deutschland in diesen Kriegen für eine gerechte Sache kämpfte, es also die Pflicht jedes Katholiken war, sein Vaterland zu unterstützen.

So wie Feldbischof Rarkowski „anlässlich des großen Entscheidungskampfes im Osten“²¹⁶⁾ im Jahre 1941 ein Hirtenwort verfaßte, nahm schon sein Vorgänger, Heinrich Joeppen, ein Ereignis des Krieges, seinen ersten Jahrestag, zum Anlaß für ein Hirtenwort²¹⁷⁾. Es unterscheidet sich in seiner Intention nicht von dem Osterhirten-

209) Ebd.

210) Hirtenbrief von Septuagesima 1943.

211) Ebd.

212) Hirtenworte an die Soldaten im Kriege, S. 25.

213) Ebd., S. 26-34.

214) Ebd., S. 28.

215) Heimatgruß vom Schutzengelfest 1939.

216) Hirtenwort vom 29. 7. 1941.

217) Hirtenworte an die Soldaten im Kriege, S. 35-41.

Die Intention des Autors ist deutlich: Es ging ihm darum, den Zweiflern den Wind aus den Segeln zu nehmen, sie zum Dienst für „die Sache des Volkes“ aufzurufen. Auf der folgenden Seite wird diese Forderung noch religiös überhöht durch den Gedanken, der Glaube an Gott und an die Sache des Volkes seien identisch²²⁴). Der Krieg wird als Chance der Bewährung und als Prüfung für den Christen dargestellt²²⁵). Einsatzbereitschaft und Tapferkeit seien Tugenden eines jeden Christen. Das sind Aussagen, die sich nahezu in jedem Hirtenbrief Rarkowskis finden lassen.

Die Fragestellung kann heute allerdings nicht lauten, ob sich Deutschland in einem „gerechten“ oder „ungerechten“ Krieg befand, sondern, ob der Unrechtscharakter des Zweiten Weltkrieges von den Christen der damaligen Zeit mit den ihnen gegebenen Erkenntnismöglichkeiten überhaupt zu erkennen war. Die Antwort der amerikanischen Autoren Zahn und Lewy auf diese Frage wurde schon angesprochen. Für beide ist es eine unverrückbare Tatsache, daß zumindest die deutschen Bischöfe nach den ersten Kriegsjahren das Unrecht des Krieges erkennen mußten, ihn aber dennoch – und hier habe sich Rarkowski besonders hervorgetan – weiter unterstützten²²⁶).

Festzuhalten bleibt jedenfalls, daß die Frage nach der Berechtigung dieses Krieges die Militärseelsorge nicht unerheblich belastete, sowohl auf der Ebene des Feldbischofsamtes als auch im engeren Bereich der Feldseelsorge unter den Soldaten.

Die NS-Machthaber verstanden die Militärseelsorge rein funktional als Ertüchtigung der Soldaten im übertragenden Sinn. Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß die Militärseelsorge zunächst aus den Spannungen zwischen Kirche und Regime herausgehalten wurde. Es ist nur verständlich, daß die Verantwortlichen im Feldbischofsamt keinerlei Interesse daran haben konnten, diese zunächst günstige Situation durch kritische Äußerungen zu gefährden. Dennoch bekam auch die Militärseelsorge, die sich besonders auf der evangelischen Seite traditionell der Unterstützung im Offizierskorps der Wehrmacht erfreute, immer mehr den Druck der Partei zu spüren. Dies äußerte sich in verschiedenen Bereichen auf unterschiedlichen Ebenen, sei es, daß einem Militärpfarrer an der Front die Unterstützung der Offiziere, wenn nicht gänzlich entzogen, so doch eingeschränkt wurde²²⁷), sei es, daß von höherer Stelle der ökumenische Wortgottesdienst im Felde zum Regelfall²²⁸) erklärt werden sollte.

Die Verschärfung der Lage der Militärseelsorge im Dritten Reich äußerte sich etwa auch darin, daß gegen Kriegsende bei der Aufstellung neuer Truppen (Volkssturm) keine Planstellen für Militärseel-

²²⁴) Ebd., S. 4.

²²⁵) Ebd.

²²⁶) Vgl. LEWY, S. 247 ff. - ZAHN, S. 227 ff.

²²⁷) J. PERAU, Priester im Heere Hitlers. Erinnerungen 1940-1945. Essen 1962, S. 28.

²²⁸) GMEINER an Kuhn. - Rarkowski soll in dieser Frage mit Erfolg den katholischen Standpunkt, die hl. Messe zum Regelfall zu erklären, vertreten haben. WERTHMANN bestätigte diesen Vorgang im Gespräch mit dem Verfasser.

sorger gestattet wurden²²⁹). Auch die schon erwähnte Verschärfung der Zensurbestimmungen für die Hirtenbriefe gehört in diesen Zusammenhang.

Der Feldbischof

„Deo et militi“ lautete der Wahlspruch Rarkowskis. Gott und dem Soldatentum hatte er sein Wirken als Feldbischof gewidmet. Nach den schrecklichen Erfahrungen zweier Weltkriege ist es nicht verwunderlich, wenn ein Mann, der sein Leben besonders in den Dienst des Militärs in der Zeit des Nationalsozialismus gestellt hatte, heute außerordentlich umstritten ist. Wenn es sich dazu noch um einen Mann der Kirche handelt, spielt in seine Beurteilung vielfach eine Reihe von Vorurteilen über die politische Rolle der katholischen Kirche im Verlauf der Geschichte mit hinein. Eine redliche Beurteilung der Person und der Handlungen des Feldbischofs muß sich von diesen Vorurteilen lösen. Maßstab des Urteils können nicht heutige Wertvorstellungen sein. Um der Sache gerecht zu werden, muß von unserem heutigen Erkenntnisstand abstrahiert und Bischof Rarkowski in seinem historischen Kontext, als „Kind seiner Zeit“, beurteilt werden. Auf der anderen Seite muß man sich aber auch vor dem Fehler hüten, alles mit dem Hinweis auf die damaligen Umstände rechtfertigen zu wollen, wie es in Gesprächen, die der Verfasser bei seinen Recherchen mit Zeitgenossen Rarkowskis führte, bisweilen geschah²³⁰).

Fest steht, daß Feldbischof Rarkowski schon bei seinen Zeitgenossen nicht unumstritten war²³¹). Ein nicht zu unterschätzender Grund für diese Tatsache bestand wohl in dem bis heute nicht völlig geklärten Werdegang des Feldbischofs. Auch um die Umstände seiner Ernennung ranken bis auf den heutigen Tag Gerüchte, die wahrscheinlich schon damals im Umlauf waren. Auch seine sittlich-moralische Integrität wurde in Zweifel gezogen.

Das Verhältnis Feldbischofs Rarkowskis zum Militär spiegelt sich in seinem erwähnten Buch wider²³²). Der Feldbischof identifiziert sich – hier noch als Divisionspfarrer des Ersten Weltkrieges – voll und ganz mit der ihm anvertrauten Division. Voller Stolz weiß er über die Heldentaten der Soldaten zu berichten. Als ein im Geiste des Militarismus handelnder Priester²³³) charakterisierte ein Zeitgenosse den Feldbischof. Dieses Urteil läßt sich nicht nur durch das schon erwähnte Zitat aus einem Hirtenschreiben des Jahres 1939

229) WERTHMANN im Gespräch mit dem Verfasser.

230) Prof. G. FITTKAU (Essen) machte in einem Brief an den Verfasser geltend, daß Bischof Rarkowski nazifreundliche Hirtenbriefe schreiben mußte, um die Militärseelsorge nicht zu gefährden. Dem muß entgegengehalten werden, daß der evangelische Feldpropst ohne besondere Beeinträchtigung der Militärseelsorge in seinem Bereich weit weniger Konzessionen an die Nationalsozialisten machte.

231) WERTHMANN im Gespräch mit dem Verfasser.

232) Kämpfe einer preußischen Infanterie-Division.

233) ROSENBERG, a. a. 0.

erhärten, in dem es heißt: „Priestertum und Soldatentum sind innerlich miteinander verwandt“²³⁴), sondern auch durch die Lektüre des ebenfalls erwähnten Militärgesangbuches²³⁵).

Hier und an anderen Stellen verband der Feldbischof den Militärdienst mit Begriffen wie Ehrendienst, Opferbereitschaft, Pflichterfüllung usw. So ist es nicht verwunderlich, daß er im Vorwort eines von seinem späteren Generalvikar Werthmann stammenden Buches²³⁶), mit dem dieser 1935 auf die von Hitler befohlene Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht reagierte, seine positive Einstellung zum Militär allgemein, aber auch zu diesem konkreten Ereignis zum Ausdruck brachte.

Politisch fühlte sich der Ostpreuße Rarkowski bei den Deutschnationalen um Hugenberg beheimatet²³⁷). Dieser Sachverhalt spiegelt sich besonders in den politischen Äußerungen seiner Hirtenbriefe wider, wenn er etwa aus seiner negativen Einstellung dem Parlamentarismus gegenüber keinen Hehl macht²³⁸) oder wiederholt die Dolchstoßlegende²³⁹) vorträgt. Diese deutschnationale Grundhaltung erleichterte es Rarkowski, sich mit den neuen Machthabern und ihrer Ideologie anzufreunden. Wenn er auch niemals Parteimitglied war, so leugnete er doch nie seine Sympathie für das neue Regime. Die Analyse der Hirtenbriefe hat eine Vielzahl von Beispielen gebracht, die diese These stützen. Bemerkenswert ist besonders seine immer wieder geäußerte Bewunderung der Person Adolf Hitlers²⁴⁰).

Berücksichtigt man die politische Grundhaltung Rarkowskis, so ist es nicht verwunderlich, daß der Feldbischof in verschiedener Hinsicht seine Person und sein Amt – gewollt oder ungewollt – in den Dienst der NS-Machthaber gestellt hat.

Will man die Frage beantworten, wie der Feldbischof darüber hinaus zur NS-Ideologie stand, wird man sehr schnell an die Grenzen der Aussagefähigkeit des zur Verfügung stehenden Quellenmaterials stoßen. Lediglich Hinweise auf einzelne Phänomene sind möglich. Feldbischof Rarkowski war in vielen Dingen mit den NS-Machthabern einig, etwa in der Beurteilung des Ausgangs des Ersten Weltkrieges, der Ablehnung der Versailler Friedensverträge,

234) Adventsgruß, 30. 11. 1939.

235) Rarkowski überträgt hier vorschnell und unberechtigt den aus der alten Kirche stammenden Topos „miles christi“ auf seine Situation.

236) G. WERTHMANN, Wir wollen dienen! Berlin 1935 (2. Aufl. 1940). – Vgl. dazu H.-D. BAMBERG, Militärseelsorge in der Bundeswehr. Schule der Anpassung und des Unfriedens. Köln 1970. Der Autor versucht, in seinem historischen Überblick über die Militärseelsorge auch eine Biographie Generalvikar Werthmanns zu geben. Er wendet dabei dieselbe Methode an wie die schon erwähnten Autoren Zahn und Lewy. Offensichtlich geht es ihm nicht um die historisch einwandfreie Darstellung eines Problems, sondern um einen Angriff auf den Generalvikar der Bundeswehr.

237) WERTHMANN im Gespräch mit dem Verfasser.

238) Hirtenbrief vom 16. 1. 1940.

239) Ebd.

240) RARKOWSKI, Frühling unseres Volkes.

der Behandlung der Tschechoslowakei durch Deutschland 1938. Besonders die Weihnachtshirtenbriefe geben Zeugnis von der nationalistischen Grundhaltung des Feldbischofs, die dieser vielfach in der Terminologie der NS-Ideologen verbalisierte.

Auch „nationalsozialistische“ Thesen waren vom Feldbischof Rarkowski zu hören, wenn er etwa behauptete, daß der einzelne nicht zähle, die Gemeinschaft, das Volk dagegen alles sei²⁴¹). Gewisse Assimilationen an die NS-Rassenideologie sind gleichfalls in den Hirtenbriefen vorzufinden, wenn Rarkowski beispielsweise den Begriff „Untermenschentum“ verwendet²⁴²).

G. Reifferscheid weiß zu berichten, daß Rarkowski im Jahre 1934 dem Bischof Berning vertraulich mitgeteilt habe, in Regierungskreisen seien Tendenzen zur Gründung einer katholischen Nationalkirche vorhanden²⁴³). „Die Militärkirche könnte dann der Kern einer ‚Nationalkirche‘ werden“²⁴⁴). Welche Meinung Rarkowski persönlich zu diesen Tendenzen vertrat, ist aus den Quellen nicht genau erkenntlich, wenn man auch von seiner nationalen Grundhaltung auf eine positive Einstellung schließen kann. Das widerspräche dann allerdings der von Kuhn und Werthmann so betonten kirchlichen Grundsatztreue des Feldbischofs. Schließlich muß noch erwähnt werden, daß die Nationalsozialisten der Ernennung Rarkowskis zum Feldbischof sicher nicht zugestimmt hätten, wäre er nicht aus ihrer Sicht als der geeignetste Kandidat erschienen.

Dies alles macht aus dem katholischen Feldbischof noch keinen konsequenten Nationalsozialisten. Es muß allerdings zur Kenntnis genommen werden, daß Rarkowski für das NS-Regime unbestreitbare Sympathien hegte, die ihn manches Unerträgliche und Unverantwortliche im nationalsozialistischen System übersehen ließen²⁴⁵).

Aus seinen Hirtenbriefen geht hervor, daß Bischof Rarkowski den Zweiten Weltkrieg als Mittel zur Durchsetzung gerechtfertigter deutscher Interessen begrüßte. In allen seinen Phasen stand der Feldbischof zu diesem Krieg – ob er die Soldaten in den ersten Monaten zu begeistern suchte, ob er nach den ersten Erfolgen die Truppen triumphalistisch feierte oder ob er sich in den letzten Monaten des Krieges immer mehr zu Durchhalteparolen veranlaßt sah. Die These Zahns, daß Hitlers Kriege in dem katholischen Feldbischof der Wehrmacht volle Billigung und Unterstützung fanden, ist durch die Analyse der Quellen durchaus bestätigt, wenn auch damit die

241) Hirtenbrief vom 16. 1. 1940.

242) Besonders in seiner Polemik gegen den Bolschewismus.

243) Vgl. G. REIFFERSCHIED, Das Bistum Ermland und das Dritte Reich (BONNER BEITRÄGE ZUR KIRCHENGESCHICHTE, Bd. 7). Bonn 1975, S. 102.

244) B. STASIEWSKI (Hrsg.), Akten der deutschen Bischöfe über die Lage der Kirche (1933-1945) (VERÖFFENTLICHUNGEN DER KOMMISSION FÜR ZEITGESCHICHTE BEI DER KATHOLISCHEN AKADEMIE, Reihe A, Bd. 5). Mainz 1968, S. 110.

245) Es fällt auf, daß Rarkowski zur Frage der Euthanasie oder zu Judenvernichtungsmaßnahmen, mit denen ja besonders die deutschen Truppen im Osten konfrontiert wurden, nicht wie andere deutsche Bischöfe in seinen Hirtenworten Stellung genommen hat.

geäußerten Vorbehalte an der Arbeit des amerikanischen Sozialwissenschaftlers nicht ausgeräumt werden²⁴⁶⁾.

Der Vergleich der Hirtenschreiben des Feldpropstes Joppen aus dem Ersten Weltkrieg mit denen aus der Feder Rarkowskis hat schließlich ergeben, daß der Standpunkt des Feldbischofs für die Führung der katholischen Militärseelsorge in dieser Frage kein Novum war. Rarkowski stand bei allen Eigenheiten in bezug auf seine Einstellung zum Militär, zur Regierung und zum Krieg durchaus innerhalb der üblichen Tradition.

Als Seelsorger trat der Feldbischof besonders gegenüber den ihm anvertrauten Feldgeistlichen auf. Dies dokumentiert sich in den zumindest zu Beginn des Krieges sehr umfangreichen traditionellen Neujahrsgrüßen an alle beim Feld- und Ersatzheer tätigen Priester, die oben bereits vorgestellt wurden.

Immer wiederkehrendes Thema in diesen Hirtenworten ist die Mahnung des Feldbischofs an seine Priester, geistig nicht zu verflachen. Gebet, Gottesdienst und Besinnung seien die geeigneten Mittel, dieser Gefahr vorzubeugen. G. Zahn schreibt dazu:

„Gelegentlich gibt es dort eindringliche Appelle an die katholischen Soldaten, sich besonders zu bemühen, ihrem Glauben treu zu bleiben, und besonders Weisungen an die unter seinem Kommando stehenden Geistlichen, sich ganz für die Aufgabe aufzuopfern“⁽²⁴⁷⁾.

Zahn spricht diesen Appellen, wie er sie nennt, allerdings den Anspruch ab, in irgendeiner Form Ausdruck „einer stillschweigenden Kritik antikatholischer Anschuldigungen“⁽²⁴⁸⁾ zu sein. Wenn auch von beabsichtigter Kritik durchaus nicht die Rede sein kann, so muß dem Amerikaner jedoch entgegengehalten werden, daß Rarkowski in seinen Hirtenbriefen die nationalsozialistische Ideologie sehr wohl de facto kritisierte, indem er etwa deren absoluten Autoritätsanspruch dadurch relativierte, daß er Christus als höchste Autorität verkündigte und verkündigen ließ („Praedicare Christum“⁽²⁴⁹⁾). Es handelt sich hierbei zweifellos nicht um einen sehr lautstarken Protest, aber wann immer Rarkowski zu Fragen des Glaubens Stellung nahm, was nicht nur gelegentlich geschah, wie Zahn meint, befand sich der Feldbischof faktisch im Gegensatz zur NS-Ideologie. Andererseits muß zugegeben werden, daß Rarkowski eben dieser Gegensatz, die grundsätzliche Unvereinbarkeit von Nationalsozialismus und Christentum, offenbar nicht bewußt gewesen ist, denn er versuchte im Gegenteil immer wieder Aussagen des Glaubens mit der herrschenden Ideologie in Einklang zu bringen, wofür wiederum seine Weihnachtshirtenbriefe deutlich Zeugnis ablegen. So vermag die Tatsache, daß er sich als Inhaber des Lehramtes nicht von der katholischen Lehrmeinung entfernte, wie dies im evangelischen Bereich beispielsweise unter den „Deutschen Christen“ ge-

246) Vgl. Anm. 19.

247) ZAHN, S. 195.

248) Ebd.

249) Neujahrsgruß vom 1. 1. 1943.

schah, kaum als Entschuldigung für seine offenkundige Fehleinschätzung und damit Unterstützung der nationalsozialistischen Ideologie dienen.

Der katholische Feldbischof Rarkowski gehörte nicht zu den Angeklagten der Nürnberger Kriegsverbrecherprozesse; er lebte bis 1950 von der Öffentlichkeit zurückgezogen in der Nähe von München. Wenn ihm auch eine Schuld im straf- und völkerrechtlichen Sinne nicht nachgewiesen wurde, so stellt sich doch die Frage, wie sein Wirken politisch und moralisch zu beurteilen ist. Hat er nicht ein erwiesenermaßen verbrecherisches Regime in seinen Hirtenbriefen unterstützt und die ihm überantworteten Katholiken aufgerufen, für dieses Regime zu kämpfen und zu sterben? Trägt dieser Bischof, der den Krieg rechtfertigte, nicht auch eine moralische Verantwortung für das Leid und den Schmerz, den dieser Krieg über Millionen von Menschen gebracht hat?

Für eine Beurteilung Rarkowskis im historischen Kontext, wie sie oben gefordert wurde, muß das Verhalten seiner Zeitgenossen, die sich bei gleichen Erkenntnismöglichkeiten in vergleichbaren Positionen befanden – etwa des übrigen deutschen Episkopats oder des evangelischen Feldpropstes Dohrmann –, der Maßstab sein. Der evangelische Feldpropst Dohrmann vermied in seinen Äußerungen Stellungnahmen zu konkreten politischen Ereignissen²⁵⁰). Sein Bemühen ging dahin, innere Auseinandersetzungen etwa mit den „Deutschen Christen“ und äußere Bedrohungen von der Militärseelsorge fernzuhalten²⁵¹). Wie die deutschen Bischöfe beispielsweise dem Krieg gegenüberstanden, wurde schon oben erläutert. Wenn es auch im Gesamtepiskopat einzelne Bischöfe gegeben hat, die dem NS-Regime anfänglich gewisse Sympathien entgegenbrachten, und wenn sich auch kein Bischof gefunden hat, der den Krieg öffentlich ablehnte, so muß man doch feststellen, daß die Haltung Rarkowskis innerhalb des deutschen Episkopats ohne Beispiel war. Kein katholischer Bischof unterstützte die NS-Machthaber mit einem solchen Enthusiasmus, wie das der Feldbischof tat.

Das Verhalten der meisten Bischöfe wurde von dem Motiv beeinflußt, die Lage der Seelsorge in dem Bereich, für den sie zuständig waren, zu verbessern oder wenigstens nicht zu verschlechtern. Auch Rarkowski war um die ihm anvertraute Militärseelsorge bemüht. Im Jahre 1941 soll er bei einem Besuch von fünf Divisionen einem Pfarrer anvertraut haben:

„Ich weiß, daß die anderen meine Haltung jetzt verurteilen. Aber was soll ich tun? Wenn ich opponiere, hätte ich überhaupt keinen Einfluß. So kann ich manches Übel verhindern“⁽²⁵²⁾.

Wie sehr die übrigen deutschen Bischöfe um eine taktisch kluge Haltung dem NS-Regime gegenüber gerungen haben, hat Ludwig

250) Vgl. MESSERSCHMIDT, a. a. O., S. 77 ff.

251) Ebd., S. 78.

252) REIFFERSCHIED, S. 268, Anm. 10.

Volk überzeugend dargelegt²⁵³). Man hat sich häufig zu Kompromissen genötigt gesehen, die schon zu ihrer Zeit heftiger Kritik ausgesetzt waren. Doch niemals sind die Bischöfe in ihren öffentlichen Äußerungen so weit gegangen wie Feldbischof Rarkowski.

Angenommen, das oben erwähnte Zitat Rarkowskis ist authentisch, so bliebe immer noch die Frage bestehen, ob eine derartige Identifikation mit dem Regime erforderlich war, zeigen doch seine Hirtenbriefe an verschiedenen Stellen, wie sehr der Feldbischof von Programm und Politik des faschistischen Regimes in Deutschland beeindruckt war. Rarkowski hat den Faschismus nicht nur hingenommen: er hat darüber hinaus immer wieder versucht, den Nationalsozialismus vom Glauben her zu legitimieren, ihn religiös zu überhöhen, wenn er etwa den Kampf gegen das bolschewistische Rußland mit dem Etikett „Kreuzzug“ versah oder das Sendungsbewußtsein Deutschlands als gottgewollt darstellte.

Freilich muß auch die Frage gestellt werden, welche politische und moralische Wirkung die Tätigkeit Rarkowskis als katholischer Feldbischof bei den ihm anvertrauten Militärggeistlichen und Soldaten sowie darüber hinaus möglicherweise bei den deutschen Katholiken überhaupt gehabt hat. Die Resonanz seiner Hirtenbriefe darf wohl nicht zu hoch eingeschätzt werden, wie Äußerungen von Militärpfarrern bezeugen, daß diese Pastoralsschreiben gar nicht immer verlesen wurden.

Ein abschließendes Urteil über Persönlichkeit und Wirken des Feldbischofs Rarkowski wird erst möglich sein, wenn alle noch vorhandenen Quellen erreichbar sind. Insbesondere wären eine weitere Aufhellung seiner Biographie und die Klärung der näheren Umstände seiner Ernennung zum Feldbischof wünschenswert.

253) VOLK, Die Fuldaer Bischofskonferenz von Hitlers Machtergreifung, a. a. O. – DERS., Die Fuldaer Bischofskonferenz von der Enzyklika „Mit brennender Sorge“, a. a. O.

Biskup połowy F. J. Rarkowski w świetle swoich listów pasterskich

Z problematyki katolickiego duszpasterstwa żołnierzy
w Trzeciej Rzeszy

Streszczenie

Po wstępnym omówieniu stanowiska Kościoła katolickiego wobec wojny i podstaw prawnych duszpasterstwa żołnierzy w Trzeciej Rzeszy, autor analizuje listy pasterskie i inne publikacje pochodzącego z Warmii, biskupa połowego Wehrmachtu, Rarkowskiego. Stosownie do swojego stanowiska Rarkowski wysoce pozytywnie oceniał wojsko. Najpierw był związany politycznie z ludźmi DNVP, skupionymi wokół Hugenberg'a; później był pod silnym wpływem programu i polityki narodowo-socjalistycznego reżymu. Stosownie do tego pojmował drugą wojnę światową jako wojnę sprawiedliwą. Sam pobożny, starał się być dobrym duszpasterzem wobec żołnierzy powierzonych jego pieczy. Rarkowskiego nie można określać jako świadomego narodowego socjalistę, głosił bowiem iż najwyższym autorytetem jest Chrystus. Rarkowski nie był świadom zasadniczej sprzeczności, jaka zachodziła między narodowym socjalizmem a chrześcijaństwem, co więcej, próbował godzić zasady wiary z narodowo-socjalistyczną ideologią. Polityczne i moralne działanie listów pasterskich Rarkowskiego nie może być oceniane zbyt wysoko.

Autor określa swój osąd Rarkowskiego jako jeszcze nie zakończony. Wskazane byłoby szczególnie dalsze wyjaśnienie biografii Rarkowskiego i bliższych okoliczności jego nominacji na biskupa połowego.

Army Bishop Franz Justus Rarkowski as Reflected in his Pastorals.

On the Problem of Catholic Military Ministry in the Third Reich.

S u m m a r y

After an introduction on the attitude of the Catholic church towards war as well as on the legal basis of military ministry in the Third Reich, the author analyzes the pastorals and other publications of the Wehrmacht's Army Bishop who was a native of Warmia. According to these, Rarkowski had an unconditionally positive relationship with the military. His political home was, at first, Hugenberg's German National People's Party. Later on, he was strongly impressed by the programme and policies of the Nazi régime. Thus, he regarded World War II as a just war. Personally pious, he tried to be a good pastor to the soldiers put under his charge. He certainly cannot be labelled a convinced National Socialist as he proclaimed Christ to be the highest authority. On the other hand, he was obviously unconscious of the fundamental irreconcilability of Natio-

nal-Socialism and Christian doctrine. He, moreover, tried to reconcile Christian belief with National Socialist ideology. The political and moral effect of his pastorals should not be, however, too highly valued.

The author calls his estimation of Rarkowski tentative. A further explication of the biography and of the exact circumstances of Rarkowski's nomination as Army Bishop would be especially desirable.

S. K.

Der Danziger Bischof Carl Maria Splett als Apostolischer Administrator des Bistums Kulm

Von Manfred Clauss

In der wissenschaftlichen Literatur fehlt bisher eine zusammenfassende Darstellung der Tätigkeit des Danziger Bischofs Splett als Apostolischer Administrator des Bistums Kulm. Sein Wirken in dieser polnischen Diözese wird wegen der von ihm verfügten antipolnischen Verordnungen von polnischer Seite verständlicherweise durchweg negativ beurteilt. Im folgenden wird der Versuch unternommen, unter Heranziehung aller bisher bekannten Quellen die Umstände der Ernennung Spletts zum Administrator von Kulm und seine Seelsorgetätigkeit in diesem Bistum unter den außergewöhnlich schwierigen Verhältnissen der nationalsozialistischen Kirchen- und Polenpolitik im Zusammenhang darzustellen und kritisch zu würdigen.

Kurze Zeit nach Beendigung des Polenfeldzuges verlegte Hitler in seinem Erlaß „Über Gliederung und Verwaltung der Ostgebiete“ vom 8. Oktober 1939 die deutsche Ostgrenze auf eine etwa die Mitte zwischen den Grenzen von 1795 und 1815 liegende Linie und trennte damit die „eingegliederten Ostgebiete“ von dem projektierten polnischen Reststaat ab. Bei der administrativen Einteilung der eingegliederten Gebiete war bereits Hitlers Absicht erkennbar, sie mit altreichsdeutschen Territorien zu verschmelzen und allmählich einzudeutschen. So entstand aus der Wojewodschaft Pommerellen, der bereits am 1. September 1939 mit dem Reich vereinigten Freien Stadt Danzig und Resten der früheren Provinz Westpreußen der seit dem 2. November 1939 sogenannte „Reichsgau Danzig-Westpreußen“, der Albert Forster unterstellt wurde. Dieser Reichsgau umfaßte die ganze Diözese Kulm und Teile der Diözese Plock und der Erzdiözese Gnesen¹⁾.

Das Verhalten der deutschen Behörden gegenüber den Polen und vor allem der polnischen Intelligenz in diesem Reichsgau war von besonderer Härte geprägt; von ihr blieb nur ein kleiner Teil ver-

1) Vgl. H. ROOS, Polen in der Besatzungszeit. In: Osteuropa-Handbuch Polen. Hrsg. v. W. MARKERT. Köln-Graz 1959, S. 172-174.

schont²⁾. Bald waren auch die Ansätze einer Germanisierungspolitik festzustellen. Eine Reihe der polnischen Einwohner, deren Anteil an der Gesamtbevölkerung 90 Prozent betrug, wurde nach und nach in das Reich deportiert, dort zum Teil in Arbeitslager gebracht oder ins Generalgouvernement umgesiedelt³⁾. In einem Bericht des Leiters des Einsatzkommandos der Sicherheitspolizei und des Sicherheitsdienstes in Bromberg an das Reichssicherheitshauptamt vom 20. Oktober 1939 hieß es dazu: „In den westpreußischen Städten wurden von der Geheimen Staatspolizei und vom Selbstschutz Aktionen durchgeführt, um die polnischen Lehrer zu verhaften und in das Zuchthaus Krone abzutransportieren. Es ist geplant, die radikalen polnischen Elemente zu liquidieren. Außerdem wurden in letzter Zeit planmäßig Aktionen durchgeführt, bei denen vor allem Angehörige der polnischen Intelligenzschicht festgenommen wurden ... Ein Großteil der katholischen Geistlichkeit ist infolge der bekannten radikal-polnischen Haltung beseitigt“⁴⁾. Einer der brutalsten Eingriffe im kirchlichen Bereich richtete in diesem Zusammenhang gegen das Domkapitel von Pelplin, dessen Mitglieder am 20. Oktober 1939 in einem Wald bei Pelplin ermordet und verscharrt wurden, nachdem die Geistlichen vorher selbst ihr Grab hatten ausheben müssen⁵⁾. Ferner beschlagnahmten die Behörden die Gebäude der bischöflichen Kurie und belegten sie mit einer Polizeischule; sie schlossen auch den Dom. Die Deutschen besetzten fast alle Pfarrhäuser, enteigneten die Krankenhäuser und kirchlichen Anstalten und vertrieben die Ordensschwwestern. Als Vorwand galt der Gestapo eine Rede des Primas von Polen, Kardinal August Hlond, in der er, wie sie behauptete, die polnische Bevölkerung zum Wider-

- 2) Vgl. B. BOJARSKA, *Eksterminacja inteligencji polskiej na Pomorzu Gdańskim (wrzesień-grudzień 1939)*. Poznań 1972. – Vgl. auch M. BROSZAT, *Nationalsozialistische Polenpolitik 1939-1945*. Stuttgart 1961, S. 45 – J. SZILING, *Dzieje Chełmna i powiatu w okresie okupacji hitlerowskiej (1939-1945)*. In: *Dzieje Chełmna i jego regionu*. Zarys monograficzny. Hrsg. v. M. BISKUP. Toruń 1968, S. 313-339. – A. LIEDTKE, *Zarys dziejów diecezji chełmińskiej*. In: *NASZA PRZESZŁOŚĆ* 34 (1971) S. 112-116. – *Zeitgenössische Quellenberichte in: The Persecution of the Catholic Church in German-Occupied Poland*. London 1941, S. 37-44. – *The German New Order in Poland*. London 1942, S. 322. – *ACTES ET DOCUMENTS DU SAINT SIÈGE RELATIFS A LA SECONDE GUERRE MONDIALE (ADSS)*. Bd. 3: *Le Saint Siège et la situation religieuse en Pologne et dans le Pays Baltes 1939-1945*. Città del Vaticano 1967, Teil 1, Nr. 96 vom 14. 1. 1940, S. 195.
- 3) *ADSS* III, 1, Nr. 75 vom 22. 12. 1939, S. 163. – Vgl. J. GUMKOWSKI – K. LESZCZYŃSKI, *Okupacja hitlerowska w Polsce*. Warszawa 1963, S. 145-161. – W. JASTRZĘBSKI, *Hitlerowskie wysiedlenia z ziemi polskich wcielonych do Rzeszy 1939-1945*. Poznań 1968, S. 112-131.
- 4) Zitiert bei BROSZAT, S. 45.
- 5) Zum „Sacco di Pelplin“ vgl. F. MANTHEY, Konstantin Dominik. Ein heiligmäßiger Weihbischof von Kulm (Westpr.). Hildesheim 1964, S. 17. – BOJARSKA, S. 106, Anm. 37. – W. SZULIST, *Z martyrologii duchowieństwa katolickiego w diecezji chełmińskiej 1939-1945 (Część II)*. In: *STUDIA PELPLIŃSKIE* 1975, S. 285-286.

stand aufgerufen habe⁶⁾. Von den 690 Weltpriestern der Diözese Kulm wurden etwa zwei Drittel verhaftet, die übrigen konnten untertauchen. Die Verhafteten wurden z.T. in das Generalgouvernement ausgesiedelt, nur wenige später freigelassen; 214 von ihnen wurden nachweislich in den Monaten Oktober/November 1939 ermordet⁷⁾. Von dem Ergebnis dieses Vorgehens berichtete der Nuntius in Berlin, Cesare Orsenigo, nach Rom; kaum mehr als 20 Priester waren im Amt⁸⁾. Orsenigo hatte daher den Bischof von Danzig, Carl Maria Splett, beauftragt, wenigstens einige Priester in die Diözese Kulm zu senden, damit die notwendigsten seelsorgerischen Funktionen wahrgenommen werden konnten⁹⁾. Am 9. Oktober hatte die Deutsche Botschaft beim Vatikan erklärt: „Irgendwelche Eingriffe in kirchliches Leben [der] Bevölkerung [des] besetzten Gebietes sind nicht beabsichtigt. Soweit in späterem Zeitpunkt etwaige durch [die] Besetzung [des] ehemaligen Polens erforderliche Änderungen der Organisation und Neubesetzung einzelner Stellen in der katholischen Kirche vorgenommen werden sollten, werden wir uns dabei mit dem Vatikan in Verbindung setzen“¹⁰⁾. Bereits am 17. Oktober aber machte die deutsche Regierung einen konkreten Vorschlag für die Verwaltung der Diözesen Gnesen-Posen, Kulm-Pelplin und Kattowitz: „Seitens der Reichsregierung würden keine Bedenken bestehen, wenn vorläufig die kirchliche Verwaltung des Erzbistums Gne-

6) Am 21. September 1939 hatte Kardinal Hlond über den Vatikansender eine Botschaft an die polnische Nation gerichtet, deren italienischer Text der „Osservatore Romano“ in der Nummer vom 2./3. Oktober 1939 abdruckte. Der von der Gestapo offenbar beanstandete Abschnitt lautete: „Polacchi proteggetevi dall'empietà. Separatevi nettamente e con forte spirito cristiano dal diluvio ateo, se non volete che in esso la Polonia affondi. Anche questa volta la fede sarà il rifugio dello spirito polacco e del pensiero polacco fra il diluvio senza Dio. Abbiate per questo soprattutto molta cura della gioventù. Rifate le vostre chiese. State attaccati e soggetti ai vostri Vescovi e sacerdoti.“ Der Text ist teilweise abgedruckt in: ADSS III, 1, Nr. 96 vom 14. 1. 1940, S. 195, Anm. 3 – Die Verlogenheit des Vorwandes kommt u. a. dadurch zum Ausdruck, daß die Rede Hlonds auf den Geschehnissen in Polen basierte, deren Auslöser sie gewesen sein sollte.

7) Eine namentliche Aufzählung der Opfer dieser Monate liegt vor in: *Męczeństwo duchowieństwa pomorskiego 1939-1945. Straty wojenne diecezji chełmińskie. Pelplin 1947.* – Vgl. A. LIEDTKE, *Straty teologicznej myśli polskiej podczas wojny: Srodowisko pelplińskie.* In: *ATENEUM KAPLAŃSKIE* 46 (1947). – R. STACHNIK, *Danziger Priesterbuch 1920-1955. 1945-1965.* Hildesheim 1965, S. 37. – Einen Überblick mit Namen und Todesumständen der Opfer der nationalsozialistischen Herrschaft in den Reihen des Klerus der Diözese Kulm gibt W. SZULIST, *Z martyrologii duchowieństwa katolickiego na Kaszubach.* In: *STUDIA PELPLIŃSKIE* 1973, S. 149-162, und DERS., a. a. O. (o. Anm. 5).

8) Splett gab in seinem ersten Bericht über Kulm eine Zahl von 35-40 Priestern an: ADSS III, 1, Nr. 96 vom 14. 1. 1940, S. 195. – Vgl. *The Persecution*, S. 38. – *The German New Order*, S. 322. – Protokoll Bischof Spletts vom 15. 4. 1959. Institut für Zeitgeschichte (IFZ), ZS 1722, S. 2.

9) ADSS III, 1, Nr. 51 vom 25. 11. 1939, S. 133.

10) Ebd. Nr. 24 vom 9. 10. 1939, S. 92.

sen-Posen dem Prälat Hartz in Schneidemühl¹¹⁾, die des Bistums Kulm-Pelplin dem Bischof Splett in Danzig und die des Bistums Kattowitz dem Erzbischof von Breslau, Kardinal Bertram, anvertraut würde“¹²⁾. Für Kattowitz entfiel die Notwendigkeit einer Neuregelung, da Bischof Stanisław Adamski nicht geflohen war, wie die deutschen Stellen irrtümlich annahmen. In Gnesen-Posen residierte Weihbischof Walentin Dymek¹³⁾. Dagegen hatte der Bischof von Kulm, Stanisław Wojciech Okoniewski, seine Diözese beim Einmarsch der deutschen Truppen verlassen. Der Weihbischof, Konstanty Dominik, lag seit längerer Zeit im Krankenhaus¹⁴⁾. Es galt also nur, eine Regelung für die Diözese Kulm zu finden. Bemühungen des Vatikans, die Rückkehr des Bischofs zu ermöglichen, lehnte das Auswärtige Amt kategorisch ab, da seine „deutschfeindliche Haltung“ bekannt sei¹⁵⁾. Ende Oktober war der – neben dem erkrankten Weihbischof Dominik – einzige Überlebende des Blutbades von Pelplin, der Domkapitular Franz Sawicki, in Oliva erschienen und hatte über die Situation in Kulm berichtet¹⁶⁾.

Da der Danziger Prälat Anton Behrend Anfang November aus privaten Gründen nach Berlin fuhr, bat ihn Bischof Splett, dort den Verbindungsmann zwischen dem deutschen Episkopat und der Reichsregierung, Bischof Heinrich Wienken, aufzusuchen und ihm über die Diözese Kulm zu berichten. Wienken informierte daraufhin Orsenigo. Der Nuntius ließ aufgrund dieses Gesprächs Bischof Splett nach Berlin kommen und diesen ausführlich die Lage der Diözese darstellen¹⁷⁾. Ein im Anschluß an die Unterredung angefertigter Bericht des Berliner Nuntius gab dann den Ausschlag zu der vatikanischen Regelung.

- 11) Franz Hartz war seit dem 21. 2. 1931 Oberhirte der praelatura nullius von Schneidemühl, die am 13. 8. 1930 durch die Apostolische Konstitution „Pastoralis officii“ eingerichtet worden war, vgl. ACTA APOSTOLICAE SEDIS 23 (1931) S. 34-41. Sie umfaßte die nach dem I. Weltkrieg deutsch gebliebenen Teile des Erzbistums Gnesen-Posen und des Bistums Kulm sowie einige kleinere Gebiete.
- 12) ADSS III, 1, Nr. 31 vom 17. 10. 1939, S. 102 = D. ALBRECHT, Der Notenwechsel zwischen dem Heiligen Stuhl und der deutschen Reichsregierung, Bd. 2: 1937-1945. Mainz 1969, Nr. 30, S. 96. – Vgl. W. BOROWSKI, Obowiązek niemieckiego biskupa. Duchowieństwo niemieckie i okupacja Polski 1939-1945. Warszawa 1966, S. 70-81 und Dok. Nr. 5.
- 13) ADSS III, 1, Nr. 112 vom 8. 2. 1940, S. 215.
- 14) Ebd. Nr. 51 vom 25. 11. 1939, S. 132. – Vgl. BOJARSKA, S. 97. – Weihbischof Dominik wohnte nach seiner Genesung in Danzig, wo er 1942 verstarb.
- 15) Vgl. eine Mitteilung der deutschen Vatikanbotschaft: ADSS III, 1, Nr. 31 vom 17. 10. 1939, S. 101. Als Vorwand dafür, daß Okoniewski nicht mehr zurückkehren durfte, wurde u. a. ein Schreiben des Bischofs an seinen Klerus angeführt, in dem er die Priester aufgefordert hatte, die deutschen Truppen im Falle einer Invasion reserviert und ohne Begeisterung zu empfangen, ebd. Nr. 51 vom 25. 11. 1939, S. 133.
- 16) Zu Sawicki vgl. E. PISZCZ, Sprawa nominacji Ks. Franciszka Sawickiego na biskupa diecezji gdańskiej w 1938 roku. In: STUDIA PELPLIŃSKIE 1969, S. 39-48. – Vgl. auch STACHNIK, S. 49-53. – F. J. WOTHE, Carl Maria Splett, Bischof von Danzig. Leben und Dokumente. Hildesheim 1965, S. 14 und 24-25.
- 17) WOTHE, S. 109-110, beschreibt, wie Orsenigo über die Lage in Kulm informiert worden ist.

Orsenigo schlug wie vorher die deutsche Regierung dem Heiligen Stuhl vor, den Bischof von Danzig mit der Verwaltung von Kulm zu betrauen. Der Nuntius betonte ausdrücklich, daß die deutschen Behörden alles tun würden, um die alte Hierarchie zu zerschlagen. Sein Bericht vom 25. November 1939 wurde dem Papst vorgelegt; am 29. November sprach sich Pius XII. dafür aus, den Bischof von Danzig zum Apostolischen Administrator „ad nutum Sanctae Sedis“ für Kulm zu ernennen¹⁸⁾.

Durch den Vertrag von Versailles vom 10. Januar 1920 war die Abtrennung des Gebietes von Danzig vom Deutschen Reich erfolgt und am 15. November desselben Jahres die Erklärung der „Freien Stadt Danzig“ zum selbständigen Staat. Die Neuordnung der kirchlichen Angelegenheiten regelte ein Dekret Pius' XI. vom 22. April 1922. Das Gebiet von Danzig wurde von den Bistümern Kulm und Ermeland abgetrennt und als Apostolische Administratur eingerichtet. Das Konkordat mit Polen dehnte 1925 die Vollmachten des Nuntius in Warschau auf Danzig aus; kurze Zeit später erhob Pius XI. die Apostolische Administratur durch die Bulle „Universa Christifidelium cura“ zu einem selbständigen, exemten Bistum. Zum ersten Bischof Danzigs ernannte der Papst am 3. Januar 1926 den ehemaligen Bischof von Riga, Eduard O'Rourke¹⁹⁾.

Es erscheint angebracht, ins Gedächtnis zu rufen, daß Danzig nicht Bestandteil des Deutschen Reiches war und vom Heiligen Stuhl auch während der Kriegszeit als völkerrechtlich selbständig betrachtet wurde. Der Danziger Bischof war daher weder Mitglied der Fuldaer Bischofskonferenz noch nahm er an der polnischen teil; der Vatikan sah ihn also insofern nicht als „deutschen“ Bischof an²⁰⁾. Bemerkenswert ist ferner, daß Bischof Splett, der die polnische Sprache beherrschte, als Kandidat für den Danziger Bischofsstuhl vom Vatikan dem Präsidenten der Republik Polen präsentiert worden war²¹⁾.

Gleichzeitig mit der Ernennung Bischof Spletts ordnete Pius XII. an, den Polen klarzumachen, daß es sich um eine provisorische Maßnahme handle, die durch die extrem schwierige Lage in der Diözese Kulm erklärt werde²²⁾. Bei dieser Regelung überrascht im Vergleich

18) ADSS III, 1, Nr. 51 vom 25. 11. 1939, S. 132-134.

19) Zur Person O'Rourkes und der kirchlichen Situation in Danzig vgl. A. BACIŃSKI, Polskie duchowieństwo katolickie w Wolnym Mieście Gdańsku 1919-1939. In: STUDIA GDAŃSKIE 1 (1973) S. 7-117, hier S. 25-30. – G. REIFFERSCHEID, Der Bischof von Danzig, Eduard Graf O'Rourke, im Kampf gegen den Nationalsozialismus. In: Festschrift für B. Stasiewski. Beiträge zur ostdeutschen und osteuropäischen Kirchengeschichte. Hrsg. v. G. ADRIÁNYI und J. GOTTSCHALK. Köln-Wien 1975, S. 186-202.

20) Vgl. IFZ, ZS 1722, S. 1. – Die Kurie lehnte sämtliche Änderungswünsche der deutschen Stellen für das Annuario Pontificio oder für die Grenzen der Diözese Danzig ab: ADSS III, 1, Nr. 341 vom 12. 12. 1941, S. 511; ADSS V, 1969, Nr. 343 vom 14. 4. 1942, S. 537 und Nr. 355 vom 28. 4. 1942, S. 554-557. – Zu Spletts Antrag, an der Fuldaer Bischofskonferenz teilnehmen zu dürfen, siehe unten S. 140.

21) Vgl. WOTHE, S. 23-25.

22) ADSS III, 1, Nr. 51 vom 25. 11. 1939, S. 134. – Vgl. Nr. 67 vom 15. 12. 1939, S. 148; Nr. 71 vom 18. 12. 1939, S. 156; Nr. 85 vom 3. 1. 1940, S. 180.

zu anderen die Eile, in der sie durchgeführt wurde, und die allein durch die Sorge um die Seelsorge zu erklären ist. Bereits am 1. Dezember beauftragte Kardinalstaatssekretär Luigi Maglione den Nuntius in Berlin, Bischof Splett zum Apostolischen Administrator zu ernennen; wiederum wurde die Maßnahme als vorübergehend und wegen der besonderen Umstände notwendig geschildert²³). Wie sehr der Vatikan bemüht war, die Vorläufigkeit dieser Regelung kundzutun, läßt sich u. a. an einem nebensächlichen Detail aufzeigen. Am 12. Februar 1943 schrieb Pius XII. an Bischof Splett und bedankte sich für dessen Weihnachtswünsche und Berichte über die von ihm betreuten Diözesen. In der Vorlage des Briefes lautete die Anrede: „Unserem ehrwürdigen Bruder Carl Maria Splett, Bischof von Danzig und Apostolischem Administrator von Kulm.“ Der Papst änderte diesen Text und fügte vor der Bezeichnung „Apostolischer Administrator“ ein „zur Zeit“ ein²⁴). Der vorübergehende Charakter dieser organisatorischen Veränderung wird auch von K. Śmigiel anerkannt. Er betont ebenfalls, daß sich der Vatikan mit diesen Veränderungen der kirchenpolitischen Lage anpaßte²⁵).

Der in den Akten mehrmals erscheinende Hinweis, daß den Polen diese Regelung verständlich gemacht werden müsse, zeigt, daß die Kurie mit Protesten von polnischer Seite rechnete. Orsenigos Mitteilung, Klerus und Volk in Polen hätten keine Einwände gegen die Ernennung Bischof Spletts, war nur eine Floskel²⁶).

Bald darauf teilte er mit, die deutsche Regierung habe die Ernennung wohlwollend aufgenommen²⁷); dies wundert nicht, da sie ihren Vorstellungen entsprach. Orsenigo betonte weiterhin, wie wichtig es in der augenblicklichen Situation in Polen sei, daß Bischöfe die Diözesen verwalteten, die nicht im Gegensatz zu den politischen Autoritäten in ihrem Gebiet ständen. Der Protest der polnischen Regierung blieb nicht lange aus. In einem Aide-mémoire wandte sich die polnische Vatikanbotschaft gegen die Regelung, da sie dem Artikel 9 des 1925 zwischen dem Heiligen Stuhl und Polen geschlossenen Konkordats zuwiderhandle²⁸). Der Anfang dieses Artikels lautet: „Aucune partie de la République de Pologne ne dépendra d'un évêque dont le siège se trouverait en dehors des frontières de l'État polonais“²⁹). Sie wies zugleich auf den unerwünschten und peinlichen Eindruck hin, den dieser Schritt für die gesamte polnische Nation

23) „Eventualmente bisognerebbe spiegare ai Polacchi che trattasi di provvedimento provvisorio in caso di estrema necessità“, ADSS III, 1, Nr. 57 vom 1. 12. 1939, S. 139. – Die Ernennungsurkunde für Bischof Splett ist abgedruckt bei BOROWSKI, Dok. Nr. 13.

24) ADSS II, Nr. 99 vom 12. 2. 1943, S. 301.

25) Vgl. K. ŚMIGIEL, Władze kościelne na polskich ziemiach inkorporowanych do Rzeszy niemieckiej 1939-1945. In: PRAWO KANONICZNE 14 (1971) Nr. 3-4, S. 149-167, hier S. 166.

26) ADSS III, 1, Nr. 58 vom 2. 12. 1939, S. 139.

27) Ebd. Nr. 62 vom 7. 12. 1939, S. 143.

28) Ebd. Nr. 71 vom 18. 12. 1939, S. 155-156.

29) ACTA APOSTOLICAE SEDIS 17 (1925) S. 275.

habe³⁰). Der Kardinalstaatssekretär rechtfertigte in einer Unterredung mit dem polnischen Botschafter beim Vatikan, Kazimierz Papee, die Maßnahme mit der sicherlich nicht glücklichen Begründung, er hätte sofort einen polnischen Prälaten mit der Verwaltung von Kulm betraut, wenn er einen gefunden hätte³¹). Aus den Umständen im Zusammenhang mit der Ernennung Bischof Spletts zum Apostolischen Administrator von Kulm zog der Heilige Stuhl die Lehre, daß er in Zukunft auf derartige Regelungen verzichtete.

Doch kehren wir zu der Lage in der Diözese selbst zurück. Bischof Splett sah sein neues Amt als „eine schwere Aufgabe, ... ja ein Kreuz“ an³²); eine Aufgabe, der er sich allerdings sogleich stellte. Unmittelbar nach seiner Ernennung bereitete er die Diözese Kulm und suchte viele Pfarreien auf. Eine Reihe von Priestern der Diözese meldete sich aus dem „Untergrund“ zurück. So hatte sich die Zahl der Geistlichen bald auf 140 erhöht. Die Gläubigen konnten wieder die Messe hören und die Sakramente empfangen. Bischof Splett drückte im Januar 1940 gegenüber dem Papst die Hoffnung aus, daß es trotz aller Schwierigkeiten „durch kluges Verhandeln mit dem Herrn Reichsstatthalter in Danzig gelingen wird, wenigstens alle größeren Pfarreien seelsorgerisch zu betreuen“³³).

Parallel mit Entwicklungen in Oberschlesien verboten die deutschen Behörden im Sinne der oben beschriebenen Germanisierungspolitik im Reichsgau Danzig-Westpreußen den Gebrauch der polnischen Sprache im gesamten öffentlichen Bereich, also auch in der Kirche³⁴). Schließlich ging im Vatikan die Meldung ein, Bischof Splett habe den Gebrauch der polnischen Sprache für den gesamten religiösen Bereich abgeschafft. Der Berliner Nuntius wurde daraufhin gebeten, von dem Danziger Bischof einen Bericht anzufordern³⁵). Orsenigo bestätigte seine Mitteilung; Bischof Splett habe, durch den Gauleiter gezwungen, in einer Verordnung vom 25. Mai 1940 den Gebrauch der polnischen Sprache für die Beichte abgeschafft. Orsenigo hatte den Bischof nach Berlin beordert und sich über den Vorgang erkundigt. Befragt, weshalb er gegen alle kirchliche Tradition eine solche Anordnung getroffen habe, hatte Bischof Splett darauf verwiesen, daß er die polnische Sprache nicht habe beibehalten können, da er sonst die Verhaftung zahlreicher Geistlicher heraufbeschworen hätte³⁶). Orsenigo hielt einen Protest bei den deutschen

³⁰) „La soumission du diocèse de Chelmno à un évêque, dont le siège se trouve en dehors de l'État polonais, évoquerait dans toute la nation polonaise une impression des plus pénibles et indésirables“, ADSS III, 1, Nr. 71 vom 18. 12. 1939, S. 156.

³¹) „Si sarebbe nominato amministratore un prelado polacco, se si fosse potuto trovarlo“, ebd.

³²) Ebd. Nr. 96 vom 14. 1. 1940, S. 194 und 197.

³³) Ebd. S. 196.

³⁴) Ebd. Nr. 211 vom 7. 10. 1940, S. 308. – Vgl. K. ŚMIGIEL, Walka władz hitlerowskich z katolickim kultem religijnym na terenie archidiecezji gnieźnieńskiej w latach 1939-1945. In: STUDIA HISTORYCZNE. Bd. 2. Lublin 1968, S. 313-322. – Siehe unten S. .

³⁵) ADSS III, 1, Nr. 211 vom 7. 10. 1940, S. 308 mit Anm. 1.

³⁶) Ebd. S. 309.

Behörden für sinnlos, da die Anordnung vom Bischof ausgegangen war.

In seiner Antwort ging Maglione mit einer sonst nicht zu beobachtenden Schärfe auf die Regelung Bischof Spletts ein und bezeichnete sie als mißbräuchlich, ungerecht und schädigend für die Würde des Sakraments³⁷⁾. Mißbräuchlich, da kein Bischof das Recht habe, den Gebrauch einer Sprache in einer privaten Unterredung zu verbieten; die Beichte sei aber die privateste Unterredung zwischen Menschen überhaupt. Die Regelung sei ungerecht, da das Naturrecht den Respekt der Nationalität fordere; die Sprache sei eines der wesentlichsten Elemente einer jeden Nationalität. Da die Anordnung zudem die Beichte in vielen Fällen erschwere, schädige sie die Würde des Sakraments. Diese scharfe Reaktion der Kurie auf das Sprachverbot in der Diözese Kulm resultierte zweifellos zu einem erheblichen Teil aus den negativen Erfahrungen, die sie mit dem „Fall Kulm“ – d. h. der Verwaltungsregelung – gemacht hatte³⁸⁾. Es stellt eine völlige Umkehrung der Tatsachen dar, wenn hinsichtlich der Verordnung vom 25. Mai 1940 behauptet wird, der Bischof habe nicht nur die Unterstützung des Gauleiters Forster, sondern auch des Vatikans gehabt³⁹⁾. Maglione beauftragte Orsenigo, die angeführten Argumente gegenüber Bischof Splett zu vertreten; dieser solle das Verbot zurücknehmen. Die Rücknahme sollte allerdings weder durch ein Schreiben noch durch eine öffentliche Erklärung geschehen, sondern durch private Gespräche, da sonst weitere Repressalien gegen die Kirche zu befürchten seien.

Der Berliner Nuntius unterrichtete Bischof Splett von den Vorwürfen Magliones⁴⁰⁾. Dies veranlaßte den Bischof, der anfangs auch von Geistlichen der Diözese Kulm heftige Kritik an seiner Verordnung hatte hinnehmen müssen⁴¹⁾, „die leidige Angelegenheit des Verbotes der polnischen Sprache“ in einem längeren Schreiben an

37) „Infatti è ben chiaro che l'ordine dato dal menzionato Ecc. mo Presule [d. h. Bischof Splett] è abusivo, ingiusto e lesivo della dignità del sacramento“, ADSS III, 1, Nr. 222 vom 12. 11. 1940, S. 326.

38) Siehe oben S. 133 f. – Vgl. V. CONZEMIUS; Églises chrétiennes et totalitarisme national-socialiste. In: REVUE D'HISTOIRE ECCLÉSIASTIQUE 63 (1968) S. 481.

39) Z. WASZKIEWICZ, Działalność administratora apostolskiego diecezji chełmińskiej, biskupa Karola Marii Spletta, w świetle postanowień konkordatu polsko-watykańskiego z 1925 r. In: ZESZYTY NAUKOWE UNIwersytetu MIKOŁAJA KOPERNIKA W TORUNIU. Nauki Humanistyczno-Społeczne. 46. Historia VII. Toruń 1972, S. 64 u. S. 73. – H. J. KARP kritisiert den Aufsatz zu Recht als völlig einseitig und unkritisch, vgl. ZGAE 37 (1974) S. 180.

40) ADSS III, 1, Nr. 233 vom 7. 12. 1940, S. 346.

41) Leo Kaminski, einer der ermländischen Geistlichen, die in der Diözese Kulm tätig waren, erinnert sich an die Vorwürfe, die er und andere Priester damals dem Bischof gemacht haben, vgl. E. LAWS, Erlebnisse in Westpreußen. Gespräche mit Domherr Kaminski. In: UNSER ERMLANDBUCH 1972. Osnabrück 1972, S. 122-123. – Vgl. auch F. BULITTA, 1940 bis 1948 in der Diözese Kulm. In: Ermlandbriefe 23 (1970) Nr. 92, S. 4.

Orsenigo zu behandeln⁴²). Das Verhalten der deutschen Behörden in diesem Fall ist symptomatisch für das Vorgehen gegen die Kirche überhaupt; daher ist es angebracht, die Ausführungen des Bischofs im folgenden wiederzugeben.

Schon am 6. September 1939 mußte Splett den Pfarrämtern und Seelsorgestellten mitteilen, daß die polnischen Andachten bis auf weiteres ausfallen⁴³). Im September und Oktober verboten örtliche Stellen auch in der Diözese Kulm den wenigen polnischen Pfarrern, die in ihren Stellen verblieben waren, den Gebrauch ihrer Muttersprache. So erließ am 6. Oktober 1939 der Kreisleiter und Stadtkommissar von Bromberg, Kampe, eine Anordnung, die den Pfarrern den alleinigen Gebrauch der deutschen Sprache vorschrieb⁴⁴). In seinem Schreiben an Orsenigo stellte Bischof Splett fest, diese Sprachverordnungen der örtlichen Stellen der Gestapo bezögen sich auch auf die heilige Beichte⁴⁵). Die Geistlichen verzichteten deshalb darauf, überhaupt Beichte zu hören, oder sie verkündeten von den Kanzeln, daß nicht polnisch gebeichtet werden dürfe. Als er, Splett, die Verwaltung der Diözese übernommen habe, hätte er darauf hingewiesen, daß sich das Sprachverbot keinesfalls auf die Beichte erstrecken könne. Franz Bulitta, einer von vier Geistlichen, die Anfang 1940 aus der Diözese Ermland nach Kulm kamen, berichtete von einer Unterredung mit Bischof Splett am 14. Februar 1940. Dabei forderte dieser die vier Pfarrer auf, jede Einmischung in die Beichtstuhlpraxis entschieden zurückzuweisen⁴⁶). Einige Pfarrer, die danach wieder polnisch Beichte hörten, wurden verhaftet⁴⁷).

Diese Verhaftungen waren das Druckmittel gegen den Bischof⁴⁸). Schon am 1. September 1939 hatte die Gestapo in Danzig zehn Geist-

42) ADSS III, 1, Nr. 229 vom 4. 12. 1940, S. 336-340, der zitierte Satz S. 336. – Vgl. STACHNIK, S. 38-39.

43) Vgl. E. KLEINERT, Antypolskie zarządzenia biskupa gdańskiego Karola Spletta w świetle prawa karnego publicznego i kanonicznego. In: MIESIĘCZNIK DICEZJALNY GDAŃSKI 20 (1976) S. 83 mit Anm. 8.

44) Abgedruckt bei ŚMIGIEL, Walka władz hitlerowskich, a. a. O., S. 316, Anm. 369. – Vgl. auch J. SZILING, Polityka okupanta hitlerowskiego wobec kościoła katolickiego 1939-1945 tzw. Okręgi Rzeszy: Gdańsk – Prusy Zachodnie, Kraj Warty i regencja katowicka. Poznań 1970, S. 123 f.

45) A.a.O., S. 337. – In seinem Brief vom 14. 1. 1940 an Papst Pius XII. hatte Splett nur davon gesprochen, daß „alle Predigten in polnischer Sprache verboten“ seien. „Aber die Gläubigen haben wenigstens [die] hl. Messe und können die hl. Sakramente empfangen“, ADSS, III, 1, Nr. 96, S. 195. – Sziling geht in seiner Interpretation zu weit, wenn er behauptet, Splett habe im Januar an den Papst geschrieben, die Beichte in polnischer Sprache sei erlaubt, und in seinem Schreiben an Orsenigo vom Dezember – nunmehr in Kenntnis der Haltung des Papstes in dieser Frage – absichtlich eine falsche Information gegeben, vgl. Sziling, Polityka okupanta, S. 124 f.

46) Vgl. BULITTA, a. a. O., S. 3-4.

47) ADSS III, 1, Nr. 207 vom 1. 10. 1940, S. 301 und Nr. 229 vom 4. 12. 1940, S. 337.

48) Nach den Erschießungen von Oktober/November 1939 wurden von Anfang 1940 bis 1942 in Kulm noch dreimal Priester in größerer Zahl verhaftet und insgesamt 130 von ihnen ins Konzentrationslager gebracht, vgl. BROSZAT, S. 161, mit Anm. 5.

liche festgenommen. Sie erlaubte Bischof Splett lediglich, die Verhafteten im Gefängnis zu besuchen. Im Februar 1940 trat die Gestapo dann mündlich und schriftlich an den Bischof heran, um ihn dazu zu veranlassen, das Beichten in polnischer Sprache zu verbieten, um somit eine von ihr seit längerer Zeit getroffene Maßnahme äußerlich legalisieren zu lassen. Bischof Splett protestierte dagegen bei der Gestapo in Danzig und Berlin, beim Reichsstatthalter und beim Reichskirchenministerium. Am Karfreitag des Jahres 1940, am 21. März, wurden alle zehn im September des Vorjahres inhaftierten Priester in dem neuerrichteten Konzentrationslager Stutthof bei Danzig ermordet⁴⁹⁾.

Unter dem Eindruck dieser Morde sind zweifellos die folgenden Ereignisse zu sehen. So versuchte der Bischof im April 1940 den Gebrauch der Muttersprache für die Beichte zu retten und weiteren Repressalien gegen die Geistlichen und die Seelsorge vorzubeugen, indem er, „um Unklarheiten zu beseitigen“, folgende Anordnungen im Amtlichen Kirchenblatt für die Diözese Kulm publizierte: „1. Die Amtssprache ist deutsch. 2. Predigten, öffentliche Gebete und Gesänge in polnischer Sprache sind verboten. 3. In allen Pfarren und selbständigen Seelsorgskirchen ist deutsche Predigt zu halten. 4. Der Beicht- und Kommunionunterricht findet statt in deutscher Sprache zu der Jahreszeit, die bisher in den einzelnen Pfarreien üblich war“⁵⁰⁾. Am 17. Mai erging eine Verordnung an alle katholischen Pfarrämter der Diözese Kulm, derzufolge alle Gegenstände mit polnischen Aufschriften und Emblemen aus den Kirchen zu entfernen waren⁵¹⁾. Ungeachtet dieser Maßnahmen verhaftete die Gestapo am 24. Mai 1940⁵²⁾ in Kulm sechs Priester und brachte sie nach Danzig, um ihren Forderungen Nachdruck zu verleihen. Die Geistlichen sollten in polnischer Sprache Beichte gehört haben. Für den nächsten Tag waren erneut vier Priester der Diözese Danzig auf die Dienststelle der Gestapo bestellt⁵³⁾. Am 25. Mai machte die Gestapo dem Bischof von diesen Verhaftungen Mitteilung und drohte gleichzeitig, alle Geistlichen, ungeachtet ihrer Nationalität, festzunehmen, die die polnische Sprache in der Beichte gebrauchten. Einwände des Bischofs, der sich auf den Standpunkt der Kirche stellte, wies die Gestapo mit dem Hinweis auf eine Verordnung des erzbischöflichen Ordinariats in Salzburg zurück, das die Generalabsolution zugelassen hatte⁵⁴⁾. Bischof Splett, der die Drohung ernst nahm, sah seine Aufbauarbeit in der Diözese Kulm gefährdet und gab nach. Er erließ

49) IFG, ZS 1722, S. 3.

50) Abgedruckt bei KLEINERT, a. a. O., S. 83, Anm. 9.

51) Ebd. S. 83, Anm. 10 und 11. – Vgl. SZILING, *Polityka okupanta*, S. 138-141.

52) Bischof Splett gab als Datum den Freitag nach Fronleichnam an, ADSS III, 1, Nr. 229 vom 4. 12. 1940, S. 337. – Vgl. SZILING, *Polityka okupanta*, S. 125.

53) Vgl. E. SODEIKAT, *Die Verfolgung und der Widerstand der katholischen Kirche in der Freien Stadt Danzig von 1933-1945*. Hildesheim 1967, S. 35. – STACHNIK, S. 38-39, 156 und 169. – Die Zahlenangaben sind dem Bericht Bischof Splett's entnommen.

54) ADSS III, 1, Nr. 229 vom 4. 12. 1940, S. 338.

folgende Verordnung an die Geistlichen, deren Text er dem Vatikan sinngemäß mitteilte:

1. „Es ist verboten der Gebrauch der polnischen Sprache, auch bei der Beichte.“
2. „Um den Gläubigen Gelegenheit zum Beichten zu geben, ist von sofort an in allen Kirchen Beichtunterricht in deutscher Sprache auch für die Erwachsenen zu erteilen.“
3. „Im Notfall, wenn gar keine Verständigung möglich ist, kann die Generalabsolution erteilt werden⁵⁵⁾.“ Die zehn inhaftierten Priester wurden daraufhin freigelassen.

Es war dem Bischof im Zusammenhang mit dieser Verordnung sogar untersagt worden, den eigentlichen Urheber der Maßnahme, nämlich die Gestapo, zu nennen; daher wählte er die Formulierung „Es ist verboten“ und machte sich damit nach außen hin selbst zum Verantwortlichen.

Bischof Splett versicherte in seinem Schreiben an Orsenigo, daß er sich von dem Gedanken habe leiten lassen, „für die Kirche zu erhalten, was noch zu erhalten ist“⁵⁶⁾. Er wies ebenfalls darauf hin, daß Danzig der Anlaß zum Krieg gewesen war. Daher sei es gerade in diesem Gebiet noch nicht möglich, objektiv und ruhig über Nationalitätenfragen⁵⁷⁾ – zu denen das Sprachproblem gehöre, wie Maglione unterstrichen habe – zu diskutieren. Er versicherte abschließend dem Heiligen Stuhl: „Ich benutze die Gelegenheit, Seiner Heiligkeit . . . zu versichern, daß alle meine Bemühungen und Bestrebungen der Ehre der Kirche und dem Heil der mir anvertrauten unsterblichen Seelen gelten sollen“⁵⁸⁾.

Das Verbot der polnischen Sprache in der Beichte, das außer in der Diözese Kulm und Danzig nur noch für Polen bestand, die sich als Zivilarbeiter im Reich befanden⁵⁹⁾, stellt in der polnischen Literatur den Hauptvorwurf gegen Bischof Splett dar; so steht dieser Anklagepunkt in der jüngsten Arbeit über ihn am Anfang⁶⁰⁾. Die Maßnahmen Bischof Spletts, die den Gebrauch der polnischen Sprache im kultischen Bereich betrafen, standen im Zusammenhang mit der Eindeutschungspolitik der Gauleitung. Nach Kleinert führte Bischof Splett Anweisungen der Gauleitung aus, indem er Verordnungen

55) Ebd. – Eine Kopie des Originaltextes bietet J. SIKORA, *Tak mówi historia. Z dziejów antypolskiej polityki watykanu*. Warszawa 1954, S. 120. – Den Wortlaut (mit zahlreichen Druckfehlern) hat auch KLEINERT, a. a. O., S. 83, Anm. 7.

56) ADSS III, 1, Nr. 229 vom 4. 12. 1940, S. 339.

57) Zum Nationalitätenproblem in der Freien Stadt Danzig vgl. jetzt St. MIKOS, *Struktura społeczna i problem narodowościowy w Wolnym Mieście Gdańsku*. In: *ZESZYTY NAUKOWE WYDZIAŁU HUMANISTYCZNEGO [Uniwersytetu Gdańskiego]*. Historia 4 (1975) S. 67-82.

58) A. a. O., S. 340.

59) ADSS III, 2, Nr. 480 vom 2. 3. 1943, S. 751.

60) Vgl. KLEINERT, a. a. O., S. 82.

herausgab, die nachteilig für die polnischen Katholiken waren⁶¹). Es muß aber dann auch die Frage nach alternativen Möglichkeiten erlaubt sein; denn es ist zu vermuten, daß kein noch so großer Widerstand den Gebrauch der polnischen Sprache gerettet, sondern im Gegenteil eine noch größere Zahl von Geistlichen ins Gefängnis und in den Tod geführt hätte. Die Kirchenpolitik der deutschen Behörden war im Reichsgau Danzig-Westpreußen derjenigen in der Provinz Oberschlesien vergleichbar. Für sie spielte es dabei keine Rolle, daß in dem einen Gebiet der Danziger Bischof die Verwaltung ausübte, während in dem anderen die polnischen Ordinarien noch im Amt waren – zumindest bis Februar 1941. Der Leitgedanke der betroffenen Bischöfe war die Aufrechterhaltung der praktischen Seelsorge, die vor etwaigen theoretischen Überlegungen rangierte; dies ist als grundsätzliche Entscheidung zumindest verständlich.

Ähnliche Überlegungen mögen die Entscheidung im Vatikan einflußt haben; jedenfalls ließ die Kurie aufgrund des Berichts von Bischof Splett die Angelegenheit auf sich beruhen. Sicherlich spielte dabei auch eine Rolle, daß sie im Herbst 1939 nichts gegen die Verbote der deutschen Sprache im Gottesdienst durch polnische Bischöfe unternommen hatte⁶²). Der Sekretär für außerordentliche kirchliche Angelegenheiten, Domenico Tardini, notierte als Ergebnis einer Unterredung mit Pius XII. Ende 1940, daß sich der Papst mit der eben zitierten Erklärung Bischof Spletts zufriedengebe⁶³).

Dennoch versäumte es Pius XII. in der Folgezeit nicht, dem Danziger Bischof die Schwierigkeiten seiner Doppelfunktion vor Augen zu führen. Es war im Vatikan zweifellos bemerkt worden, daß Bischof Splett eine – vorsichtig formuliert – innere Verbundenheit mit dem Deutschtum nicht verheimlichte. So wird aus dem Schreiben des Bischofs an den Papst, in dem er im März 1940 auf die Sprachenfrage einging, spürbar, daß er den Aussagen der Gestapo Vertrauen schenkte, die ihr Vorgehen gegen die Priester der Diözese Kulm als Reaktion auf eine Rede Kardinal Hlonds begründete⁶⁴). Weiterhin äußerte er sich kritisch über die polnische Regierung und das polnische Militär und richtete später Beschwerden an den Berliner Nuntius über polnische Geistliche, die sich seinen Anordnungen nicht fügen wollten⁶⁵). 1941 bat der Bischof von Danzig, eine offizielle Einladung zur Fuldaer Bischofskonferenz zu erhalten. Er begründete dies damit, daß Danzig inzwischen Bestandteil des Deutschen Rei-

61) Ebd. S. 85: „Jest faktum, że biskup Splett wykonując polecenia władz niemieckich wydawał zarządzenia, które były krzywdzące dla Polaków i trudno bronić go przed tymi zarzutami.“

62) Darauf hatte auch Splett hingewiesen: ADSS III, 1, Nr. 229 vom 4. 12. 1940, S. 340. – Vgl. M. CLAUSS, Die Beziehungen des Vatikans zu Polen während des Zweiten Weltkrieges (Bonner Beiträge zur Kirchengeschichte, Bd. 11). Köln – Wien 1978, S. 159–162.

63) ADSS III, 1, Nr. 233 vom 7. 12. 1940, S. 346. Maglione stellte dies in einem Schreiben an Orsenigo auch noch einmal ausdrücklich fest: ebd. Nr. 239 vom 4. 1. 1941, S. 354.

64) Siehe oben S. 130 f. mit Anm. 6.

65) ADSS III, 2, Nr. 453 vom 23. 12. 1942, S. 704.

ches und auch die Diözese Kulm mit diesem vereint sei. Die Kurie, die von Kardinal Bertram darüber informiert worden war, lehnte das Gesuch, wie dieser, ab⁶⁶⁾. Auf diesem Hintergrund sind die Mahnungen des Papstes zur Rücksichtnahme gegenüber den polnischen Katholiken zu verstehen, wie in den folgenden Bemerkungen vom März 1941: „Seid versichert, daß Wir eurer täglich beim hl. Opfer und in der Segensspendung gedenken. Wir tun es um so inniger, als ihr mehr denn viele andere die Möglichkeit und damit auch die Aufgabe habt, der Versöhnung von Mensch zu Mensch und von Volk zu Volk vorzuarbeiten. Unser Dank und Unsere Anerkennung gebührt dem, was ihr für dieses hohe Ziel in katholischem Geiste bereits getan habt⁶⁷⁾. Umfaßt alle eurer Sorge Anvertrauten, gleichviel welcher Nation oder Sprache sie angehören, mit dem gleichen apostolischen Eifer und derselben christlichen Liebe⁶⁸⁾. Wichtig ist, daß Pius XII. ausdrücklich das Sprachenproblem nennt. Im Februar 1943 schrieb er an Bischof Splett: „Wir hegen das Vertrauen zu Dir, ehrwürdiger Bruder, daß es Deinem Eifer und Deiner Wachsamkeit gelingen wird, das Bewußtsein der grundsätzlichen Unabhängigkeit des seelsorgerlichen Wirkens von ihr innerlich fremden oder gar gegensätzlichen Nebenzwecken tief in der Seele des Dir anvertrauten Klerus zu verankern und es so zu festigen, daß es auch starken Erprobungen gewachsen ist. Du wirst damit nicht nur den Seelen der Dir angelobten Herde ein Hirte nach dem Vorbild des Guten Hirten sein, sondern auch ein Wohltäter an Deinem eigenen Volke, dessen gedeihliche Zukunftsentwicklung durch den Völkerhaß nur verlieren, durch Völkerverständigung nur gewinnen kann⁶⁹⁾. In diesen Mahnungen, die Billigung einer antipolnischen Tätigkeit Bischof Spletts durch Pius XII. zu sehen⁷⁰⁾, heißt, den Sinn der päpstlichen Worte auf den Kopf stellen. Der Vergleich mit Briefen Pius' XII. an andere deutsche Bischöfe aus derselben Zeit läßt aber die Reserve deutlich werden, die aus den zitierten Sätzen spricht⁷¹⁾.

Wie im Warthegau praktisch durchgeführt, so war für Oberschlesien und den Reichsgau Danzig-Westpreußen geplant, die katholische Kirche in eine polnische und eine deutsche aufzuteilen; dabei sollte die deutsche Kirche eine privatrechtliche Stellung einnehmen⁷²⁾. Diesen Plan ließen die Behörden aber wieder fallen. Die von Forster und seinen Dienststellen durchgeführte Eindeutschungs-

66) Vgl. ADSS II, S. 302, Anm. 2 = B. SCHNEIDER, Die Briefe Pius' XII. an die deutschen Bischöfe 1939-1944. Mainz 1966, S. 222, Anm. 1.

67) WASZKIEWICZ, a. a. O., S. 63-64, zitiert die Passage in polnischer Übersetzung bis hierher; den folgenden Satz läßt sie aus.

68) ADSS II, Suppl. Nr. 7 vom 20. 3. 1941, S. 445.

69) ADSS II, Nr. 99 vom 12. 2. 1943, S. 303-304 = SCHNEIDER, S. 223.

70) Siehe Anm. 67.

71) Man vergleiche z. B. die Briefe des Papstes an Bischof Konrad v. Preysing von Berlin; die Liste der Briefe in: ADSS II, S. XVI = SCHNEIDER, S. XLII.

72) ADSS III, 2, Nr. 395 vom 15. 7. 1942, S. 606. – Vgl. ein Schreiben des Chefs der Parteikanzlei, Martin Bormann, an den späteren Reichsminister für die besetzten Ostgebiete, Alfred Rosenberg, vom 24. 6. 1940: Internationaler Militärgerichtshof Bd. 25, Dok. 066-PS, S. 125-128.

politik, die im Sinne der Pläne Hitlers auf eine rasche und vollständige Germanisierung des gesamten Gaues abzielte, machte eine solche Aufteilung überflüssig. Ferner traten Kirchenfragen immer weiter hinter politischen und wirtschaftlichen zurück.

Bischof Splett hatte dem polnischen Klerus in Kulm wie Bischof Adamski von Kattowitz für Oberschlesien empfohlen, sich in die Volkslisten aufnehmen zu lassen. Die Bischöfe hatten erkannt, daß es in erster Linie um den Bestand der Kirche ging, und konnten so in größerem Maße als im Warthegau Kirche und Gottesdienst für die polnische Bevölkerung erhalten. Ein Bericht Bischof Spletts über die von ihm verwaltete Diözese Kulm vom Oktober 1944 schildert ein kirchliches Leben, das unter den bestehenden Umständen geordnet ablief⁷³). In dieser Zeit waren in Kulm wieder 153 Priester, ferner 19 Geistliche aus Köln, Danzig, dem Ermland und zeitweise aus Südamerika tätig. Allerdings mußten viele mehrere, einige bis zu vier Pfarreien versorgen. Gottesdienste wurden regelmäßig besucht, gleiches ließ sich über den Sakramentenempfang sagen. Bischof Splett ging in diesem Bericht ausführlich auf die Beteiligung der Gläubigen an der heiligen Beichte ein. Er wollte damit zeigen, daß die Nachteile des Verbotes der polnischen Sprache für die Beichte hatten aufgefangen werden können⁷⁴). Die Beichte, die von Geistlichen erhalten sind, die damals in der Diözese Kulm tätig waren, geben Zeugnis von der ungebrochen regen Beteiligung der Gläubigen, besonders an den Sakramenten der Buße und der Eucharistie. Leo Kaminski, einer der vier ermländischen Priester in der Diözese, der zeitweise ein Tagebuch über den Beichtbesuch führte, zählte in 42 Tagen 5945 Beichten⁷⁵). Bischof Splett hatte zur Unterstützung der polnischen Katholiken 100 000 Beichtspiegel drucken lassen, die in den Kirchen ausgelegt wurden; der Beichtunterricht war verstärkt auf die neue Situation eingestellt worden⁷⁶). Die Erstkommunionfeiern fanden nahezu regelmäßig in allen Gemeinden statt. In der Hauptsache übernahmen die Eltern die Vorbereitung ihrer Kinder, da sie oft die deutsche Sprache beherrschten; auch viele Laien halfen aus⁷⁷). Um den Geistlichen bei ihrer schwierigen Aufgabe zu helfen, hatte Bischof Splett in der gesamten Diözese einen Priestersamstag eingeführt. In bescheidenem Rahmen war es zudem der Kurie mög-

73) ADSS III, 2, Nr. 582 vom 14. 10. 1944, S. 881-883. – Ein Bericht über das Jahr 1942 vom 12. 12. 1942 (vgl. ADSS II, Nr. 99 vom 12. 2. 1943, S. 301-304 = SCHNEIDER, S. 222 f.) ist in den ADSS nicht abgedruckt. – Eine Schilderung des Jahres 1943 war für die Herausgeber der ADSS nicht auffindbar, vgl. ADSS III, 1, S. 881, Anm. 2.

74) Splett führte ein Beispiel aus der Gemeinde Neumark an, in der an einem Samstag sieben Geistliche von 15.30 bis 0.30 Uhr Beichte gehört hatten: ADSS III, 1, S. 882. – Vgl. WOTHE, S. 16.

75) Vgl. LAWS, a. a. O., S. 115.

76) ADSS III, 1, Nr. 229 vom 4. 12. 1940, S. 339.

77) Vgl. BULITTA, a. a. O., S. 4.

lich gewesen, ihm wie anderen Ordinarien in Polen Geldmittel für karitative Zwecke zukommen zu lassen⁷⁸⁾.

Die Einsetzung des Danziger Bischofs Splett zum Apostolischen Administrator für Kulm war von Pius XII. unter dem Eindruck des außergewöhnlich rücksichtslosen Vorgehens der Nationalsozialisten gegen die katholische Kirche in diesem Bereich verfügt worden. Es handelte sich dabei um eine vorläufige Maßnahme, die allein in dem Bemühen um die Aufrechterhaltung der Seelsorge begründet war. Dieses Bemühen ist auch für Bischof Splett ausschlaggebend gewesen, als er das vieldiskutierte Verbot der polnischen Beichte erließ. Er war dabei dem massiven Druck der Gestapo ausgesetzt, die auch die Ermordung von Geistlichen nicht scheute, um die Zustimmung des Bischofs zu erpressen. Dessen Rechtfertigung erkannte schließlich auch der Vatikan an, nachdem er zunächst die Verordnung heftig kritisiert hatte.

Der Papst mahnte allerdings den Bischof mehrmals, sich der Schwierigkeit seiner Aufgabe stets bewußt zu sein. Aus Berichten des Apostolischen Administrators und mehrerer Geistlicher, die zum Teil aufgrund der Bemühungen des Bischofs im Bistum Kulm tätig waren, geht hervor, daß das religiöse Leben in der Diözese, wo während der Kriegszeit deutsche und polnische Katholiken gemeinsam die Messe feierten, gerade bei der polnischen Bevölkerung freier entfalten konnte als z. B. im Warthegau. Dies ist nicht zuletzt auch dem Wirken Bischof Spletts zu verdanken.

Biskup Gdański C. M. Splett jako administrator apostolski Diecezji Chelmińskiej

Streszczenie

Mimo licznych publikacji, głównie polskich, brak dotychczas całościowego ujęcia i oceny spornej, zwłaszcza w polskiej literaturze, działalności Biskupa Gdańskiego C. M. Spletta. Autor powołuje się na znane już źródła, przede wszystkim na "Actes et documents du Saint Siège", które dotychczas nie były w pełni wykorzystane, i wyjaśnia nominację Spletta na administratora apostolskiego oraz jego starania o utrzymanie duszpasterstwa w warunkach stosowania wobec Kościoła i Polaków narodowo-socjalistycznej polityki. Autor zajmuje się też wydanymi przez Spletta zarządzeniami przeciw Polakom, a przede wszystkim jego rozporządzeniem, w którym zakazywał spowiedzi w języku polskim.

⁷⁸⁾ ADSS III, 1, Nr. 96 vom 14. 1. 1940, S. 196; Nr. 111 vom 6. 2. 1940, S. 213; ADSS VI, 1972, Nr. 177 vom 28. 3. 1940, S. 273; Nr. 206 vom 17. 5. 1940, S. 311.

Nie ulega wątpliwości, iż obsadzenie diecezji biskupem niemieckim, która również po 1939 r. *de iure* do Niemiec nie należała, której biskup powinien być przez Stolicę Apostolską zaprezentowany prezydentowi Rzeczypospolitej Polskiej, było tylko środkiem o charakterze tymczasowym. Pod silnym naciskiem władz nazistowskich i groźbą wymordowania księży wymienione zarządzenia, zakaz spowiadania się po polsku, zostały na biskupie wymuszone. Splett zdawał sobie sprawę, iż zakaz ten był obiektywnie sprzeczny z prawem naturalnym i kościelnym. Stolica Apostolska, która początkowo te zarządzenia mocno krytykowała, pośrednio przyjęła usprawiedliwienie Spletta w ten sposób, że nie domagała się więcej wycofania zakazu. Z relacji administratora i księży pracujących w Diecezji Chełmińskiej wynika, iż w porównaniu z Wielkopolską, duszpasterstwo w Diecezji Chełmińskiej – również wśród ludności polskiej – mogło być prowadzone.

**Carl Maria Splett, Bishop of Danzig,
as Apostolic Administrator of the Diocese of Chełmno**

S u m m a r y

o być prowadzone.

In spite of a large number of publications – mainly Polish –, there is still a lack of a synopsis and estimation of the activities – disputed especially in Polish scholarship – of the Danzig bishop Carl Maria Splett as Apostolic Administrator of the diocese of Chełmno. By means of those sources known, especially of the *Actes et Documents du Saint Siège* which have not yet been collated at full, the author throws light upon Splett's nomination as Administrator as well as upon his efforts for the maintenance of ministry, faced with the National Socialist policies relating to the church and to the Poles. He inquires into those decrees of the Administrator directed against the Poles, especially into the prohibition of the confession in the Polish language decreed by the bishop.

The nomination of a German bishop whose diocese – even after 1939 – did not belong *de iure* to the Reich and who had been presented by the Vatican to the President of the Polish Republic before it, was a tentative act – this is no longer disputable. The above mentioned decrees of the bishop were forced by massive pressure of the Nazi authorities, the prohibition of the confession in the Polish language under the threat to murder priests. The bishop was conscious of the objective incompatibility of the prohibition with natural and canon law. The Vatican, at first criticizing vehemently the prohibition, acknowledged Splett's justification indirectly by no longer demanding the annulment of the prohibition. Reports of the Administrator as well as of priests active in the Chełmno diocese show that – compared with the situation in the Warthegau – ministry in the Chełmno diocese – even among the Poles – could be maintained. S. K.

Ein ermländisches Leichencarmen von 1729

Von Anneliese Triller

Bereits im vorigen Band dieser Zeitschrift¹⁾ war von den fünf umfangreichen Foliobänden des Roggenhausener Pfarrers Johann Nepomuk August Katenbringk (1735-1807) im Ermländischen Diözesanarchiv²⁾ die Rede, in denen der fleißige geistliche Sammler in etwas krauser Auswahl und Reihenfolge Abschriften verschiedenster Urkunden, Drucke und Handschriften zusammengestellt hat. Darin findet sich auch ein bisher kaum beachtetes längeres Gedicht³⁾. Es handelt sich um ein sogenanntes Trauergedicht oder Leichencarmen („lugubre carmen“, wie es in der lateinischen Überschrift heißt) im barocken Zeitstil des 17. und 18. Jahrhunderts. Die acht je 16 Zeilen umfassenden Strophen sind, wenn auch nach unserem Geschmack viel zu bombastisch, doch geschickt und gut gebaut und unterscheiden sich nach dem Urteile eines Sachkenners „gar nicht so wesentlich von den Leichencarmina von Simon Dach“⁴⁾. Der Autor bleibt unbekannt, er bezeichnet sich nur als einen Verwandten (consanguineus) der Familie, der er diese Dichtung, vielleicht auf Bestellung, gewidmet hat. Anlaß dazu war, wie die Überschrift besagt, der Tod einer jungen ermländischen Frau: Anna Maria Dromlerin, geborene Heinigkin, die am 2. April 1729 in Mehlsack bei der Geburt ihres Söhnchens sterben mußte.

Gern wüßten wir Näheres über Stand und Lebensumstände dieser Verstorbenen. Doch existieren keine Mehlsacker Kirchenbücher mehr, denen wir genauere Daten über Anna Dromler entnehmen könnten. So sind die folgenden, aus gedruckten Quellen geschöpften Angaben zwar sehr wahrscheinlich zutreffend, aber nicht mit letzter Genauigkeit belegt.

Anna Maria Dromler war wohl die Gattin des 1695 in Mehlsack geborenen wohlhabenden Kaufmanns Andreas Dromler des Jüngeren, dessen Familie seit 1712 Engelswalde im Kammeramt Mehlsack als adliges Gut besaß⁵⁾ und der ein Sohn des Bürgermeisters Andreas Dromler des Älteren von Mehlsack (gest. 3. März 1715) war. Die Familie Dromler soll nach Angaben des ostpreußischen Genealogen Johannes Gallandi ursprünglich Drummond heißen haben und

1) Vgl. A. TRILLER, Juden im Ermland um die Mitte des 18. Jahrhunderts. In: ZGAE 38 (1976) S. 48.

2) Heute Archiwum Diecezji Warmińskie w Olsztynie. Archiwum Biskupie, H. 18-22. - Verfasserin dankt, daß ihr die Bände dort zugänglich gemacht wurden.

3) Bd. 2, S. 307 f.

4) Prof. Dr. Erhard Riemann, Kiel.

5) Vgl. P. ANHUT, Die Familie von Hanmann. In: ZGAE 16 (1907) S. 650, und J. GALLANDI, Vasallenfamilien des Ermlandes und ihre Wappen. In: ZGAE 19 (1916) S. 544.

aus Schottland eingewandert sein⁶⁾). Die junge, im Kindbett verstorbene Frau, der das Gedicht gewidmet ist, entstammte wahrscheinlich der um 1690 in Heilsberg nachweisbaren Ratsherrenfamilie Heinigk⁷⁾, doch gab es um diese Zeit Kaufmannsgeschlechter dieses Namens auch in anderen ermländischen Städten und in Königsberg.

Bei dem von der sterbenden Mutter Anna Maria Dromler geborenen Söhnchen, das diese, wie es am Schluß der letzten Strophe heißt, überlebte, handelt es sich höchstwahrscheinlich um den 1729 geborenen Andreas Casimir Dromler, der 1739 auf das Braunsberger Gymnasium geschickt wurde⁸⁾. Über seinen ferneren Lebensweg ist vorerst nichts weiter zu ermitteln.

Das vorliegende, gewandt formulierte Trauerpoem, das dem abschreibenden Pfarrer Katenbringk wahrscheinlich in einem Zweiblattdruck vorlag und bei der Beerdigung der jungen Mutter verteilt wurde, erhebt sicher nicht den Anspruch, eine bedeutendere Dichtung zu sein. Es ist aber eine gekonnte Gelegenheitsarbeit im Stile der Zeit und zeigt, welcher literarische Geschmack und welche Bildung im 18. Jahrhundert auch in den kaufmännischen Kreisen der kleinen ermländischen Landstädte herrschten, wie es Mehlsack war.

Letztes Tränen-Opfer bei der Leiche der weiland wolledlen viel ehr- und tugendbegabten Frauen Frau Anna Maria Dromlerin, einer gebornen Heinigkin. Als dieselbe bei dem Anfang des Frühlings in dem Frühling ihrer Jahren im Wochenbett ihr Leben beschlossen, hat diesen frühzeitigen Tod als seiner wertgeschätzten Freundin mit diesen Zeilen beklagen wollen ein unbenannter Freund. Anno 1729 den 2. April.

(Praesens lugubre carmen in funere praefatae Dominae quae Meel-sacci habitaverat a quodam consanguineo ejusdem compositum et typo mandatum).

I

Was vor ein harter Schlag
Erschüttert mein Gemüt:
Durch eine Wehmutspost
Erstarret mein Geblüt.
Mein sonst gedämpfter Mut
Meint eine Freud zu hören.
Jedoch ein Trauerbrief
Muß alle Hoffnung stören.

⁶⁾ Vgl. GALLANDI, a. a. O.,

⁷⁾ Vgl. G. LÜHR, Die Schüler des Rößeler Gymnasiums. In: ZGAE 15 (1905) S. 429, Nr. 139 und S. 625, Nr. 1164.

⁸⁾ Vgl. G. LÜHR, Die Schüler des Braunsberger Gymnasiums von 1694-1776 (MONUMENTA HISTORIAE WARMIENSIS, Bd. XII, 1). Braunsberg 1932, S. 139, Nr. 3471.

Da ich ein frohes Lied
Zu schreiben willens war,
So zeigt die Wiege sich
Bei einer Totenbahr,
Worauf ach! Freundin dich!
Dein blasser Leib geleget,
Da kaum dein zartes Kind
Zur Freude dich beweget.

II

Die hoffnungsvolle Zeit,
Da man bei dir gezählt,
Der Frühling, der sich selbst
Mit ihrer Kraft vermählt,
Ließ allen, die du lieb
Fast späte Jahre hoffen,
Wie hat doch, leider! nun
Dies Wünschen eingetroffen,
Denn das Verhängnis hat
Es anders schon bestellt
Und reißt dich, ach zu früh!
Aus der verruchten Welt,
Weil sie vielleicht nicht wert,
Dich länger zu behalten.
Drum wird dein schöner Leib
Schon vor der Zeit erkalten.

III

Dein Morgen zieht gar bald
Zum finstern Abend ein.
Dein Leben reichet nicht
Einst zu dem Mittagsschein,
Die Sonne ist dir schon
Zu frühe untergangen.
Du lässest Gram zurück
Und Tränen auf den Wangen.
Denn dein geschwinder Tod
Bis auf den Tod betrübt,
Der deine Tugend so
Wie deinen Leib geliebt,
Ihm will bei deinem Fall
Sein Leben fast verschwinden,
Und mein gerechter Schmerz
Kann kaum die Silben binden.

IV

Doch, wo verleitet mich
 Der Wehmut Reizung hin?
 Ich kenne mich nicht selbst
 und den gestörten Sinn,
 Mein mitbetrachtend Aug
 Erblickt dich bei den Leichen
 Verschwundner Fröhlichkeit,
 Heut sollst du von mir weichen.
 Ich hör des Herren Wort,
 Es ist allhie geschehen,
 Was man im alten Bund
 An jener Frau gesehen,
 Die des Propheten war.
 Und seine Lust auf Erden⁹⁾,
 Schon eh der Abend kam,
 Mußt eine Leiche werden.
⁹⁾ (Ezechiel am 24.)

V

Ach, höchst bestürzter Freund⁹⁾!
 Dies ist, was dir geschieht:
 Ich glaube, daß der Gram
 Dich mit zum Grabe zieht,
 Wo man dein teures Bild
 Im finstern Graus verscharret,
 Bei dessen Anblick selbst
 Auch die Natur erstarret,
 Die hie ein Meisterstück
 Mit Seufzer mit bedauert,
 Ja, in der Frühlingszeit
 Durch rauhe Luft betrauert
 Dann, dieser herbe Fall
 Muß herbe Zeiten zeugen
 Und durch des Schicksals Macht
 Auch ihre Ordnung beugen.

9) Auffallend sind hier die dem ostpreußischen Dialekt entsprechenden Formen Freund und Freindschaft statt Freund und Freundschaft.

VI

Doch, mein gekränkter Freund⁹⁾,
Du mußt den Blick verdrehen
Und nicht mehr auf die Leich
Der blassen Liebsten sehen.
Schau, wie ihr schöner Geist
Sich himmelhoch geschwungen,
Wie sie nach Salems Höh
Durch Christi Blut gedrunge,
Wo aller Tränen Bach
Des Höchsten Hand abwischt,
Da, wo des Lammes Glanz
Als Sonne nicht verlischt,
Da, wo das „Heilig“ stets
In aller Engel Chören
Sich unaufhörlich läßt
Zur selgen Freude hören.

VII

Dies ist diejenge Lust,
Die ihr der Herr bestimmt.
Was Wunder, daß er sie
So zeitig zu sich nimmt:
Das schöne Paradies
Will schöne Blumen haben,
Die Jesus selbst gepflanzt
Durch seines Geistes Gaben.
Er hat sie stets geliebt,
Er zieht sie auch zu sich.
Was kränken wir uns dann,
Was grämest du dann dich?
Ist dennoch nicht genug,
Daß Gott ihr Bräutigam worden
Und sie mit Klarheit schmückt
Im schönen Engelorden?

⁹⁾ Auffallend sind hier die dem ostpreußischen Dialekt entsprechenden Formen Freund und Freindschaft statt Freund und Freundschaft.

VIII

Weil aber diese Freud
Von dir entfernet ist,
Und nur ihr froher Geist
Die Herrlichkeit genießt,
Wovon du noch kein Teil,
Betrübter Freund⁹⁾, kannst nehmen,
Drum wird sich desto mehr
Dein träges Herze grämen.
Wann aber jetzo noch
Bei dir mein gringer Rat
Die oft erhaltne Kraft
Vertrauter Freindschaft⁹⁾ hat:
So such die Liebste nicht,
Sie steht vor Gottes Throne,
Doch willst du sie noch sehn,
so schau sie in dem Sohne!

Warmińska elegia żałobna z 1729 r.**S t r e s z c z e n i e**

Wyżej wydrukowany tekst elegii żałobnej pochodzi z drugiego tomu zbioru odpisów ks. Jana Nepomucena Augustyna Kattenbringka (1735 – 1807), proboszcza z Rogóza, które znajdują się w Archiwum Diecezji Warmińskiej w Olsztynie.

Elegia ta została napisana na śmierć Anny Dromler z Pieniężna, żony miejscowego kupca, która zmarła w czasie połogu. Wiersz ten jest przykładem dobrej poezji okolicznościowej w stylu sobie współczesnym, świadczy o smaku literackim i wykształceniu kręgów kupieckich warmińskich miast prowincjonalnych w pierwszej połowie XVIII wieku.

A Warmian Mourning Poem of 1729**S u m m a r y**

The above printed mourning poem (lugubre carmen) is from the second volume of a collection compiled by the Roggenhausen parson Johann Nepomuk August Katenbringk (1735 – 1807), in the Warmian Diocesan record office at Olsztyn.

It was written on the occasion of the death of the Mehlsack merchant's wife Anna Maria Dromler who had died in childberth, and it is a good piece of occasional poetry in the style of that epoch, displaying the literary taste and the education of the Warmian town merchants during the first half of the 18th century. S.K.

Probleme und offene Fragen in der Geschichte des Ermlands

Von Brigitte Poschmann

Anlässlich des 15jährigen Bestehens des „Wissenschaftlichen Forschungszentrums Wojciech Kętrzyński“ wurde im Jahre 1976 in Allenstein eine wissenschaftliche Tagung unter dem Thema „Stand und Fragen der Wissenschaft auf dem Gebiet der Geschichte Ermlands und Masurens“ abgehalten¹⁾. Es ging dabei nicht nur um Ermland und Masuren, worunter im heutigen polnischen Sprachgebrauch die Wojewodschaft Allenstein verstanden wird, sondern in einer Reihe von Referaten auch allgemein um das Herzogtum Preußen und die spätere Provinz Ostpreußen.

Die Forschungslücken in der ermländischen Geschichte, die dort zur Sprache kamen, seien kurz skizziert.

Nicht in den Referaten, sondern in der Diskussion wurden die grundlegenden Arbeitsprogramme angesprochen, so die Fortführung der Edition der ermländischen Urkunden im Codex diplomaticus Warmiensis, der 1435 endet, die Herausgabe der ermländischen Steuerregister und die Veröffentlichung der kirchlichen Visitationsprotokolle, die seit der Mitte des 16. Jahrhunderts vorhanden sind. Ebenso wurde an zwei größere, schon vor mehr als zehn Jahren geplante Projekte erinnert, an das „Historisch-geographische Wörterbuch des Ermlands im Mittelalter“ und an den „Historischen Atlas des Ermlands in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts“. – Nach dem derzeitigen Stand der Forschung dürften beide Unternehmungen, so wünschenswert sie auch sind, nicht so schnell zu verwirklichen sein, da eine Reihe von Vorarbeiten noch fehlt.

Karol Górski umriß in großen Zügen die Geschichtsprobleme des Ermlands in den drei Jahrzehnten seiner Zugehörigkeit zur polnischen Krone²⁾. Seiner Meinung nach fehlen verfassungsgeschichtliche Untersuchungen über die Stellung des Fürstbistums innerhalb Königlich Preußens und Polens. Weiter wäre die politische Rolle der Bischöfe von Interesse. Vertraten sie die politische Linie des Königs, der sie ernannt hatte, oder auch die der gesamten polnischen Adelsrepublik? Auch die wirtschaftliche Entwicklung des Ermlands liegt in diesen Jahrhunderten im dunkeln, wobei zu untersuchen wäre, ob und wieweit sie durch die beiden großen Handelsstädte Danzig und Elbing und durch das es umgebende Herzogtum eingeengt wurde. Als vierter Komplex wurde die kulturelle Entwicklung des Ermlands genannt, die Rolle, die das Domkapitel und der bischöfliche

1) J. Przeracki, Sprawozdanie z sesji naukowej „Stan i potrzeby badawcze w zakresie dziejów Warmii i Mazur“. In: Komunikaty Mazursko – Warmińskie 1977, Nr. 2, S. 259–262.

2) K. Górski, Problematyka dziejowa Warmii. Ebd. S. 173–176.

Hof spielen, die Studienreisen der Ermländer, Bibliotheken, Beziehungen zu Königsberg sowie die Einwanderung von Künstlern. Und schließlich wissen wir kaum etwas über die Wechselbeziehungen zwischen dem Ermland und seinem Umland in diesen Jahrhunderten, über die Auswanderung von Ermländern ins polnische Reich, die Schicksale dieser Familien, welche Rolle der Wehrdienst in Polen für die Ermländer spielte, sowie die Einwanderungen ins Ermland. Dabei würden die wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen deutlich, die zur Eigenart der ermländischen Kultur mit beigetragen haben.

Für das 19. und 20. Jahrhundert wurden große Themenkomplexe erörtert, die sich auf die ganze Provinz Ostpreußen erstrecken und nicht speziell auf das Ermland, so „sozialökonomische Probleme in der Geschichte Ostpreußens seit der Mitte des 19. Jahrhunderts“, die „Entwicklung der Landwirtschaft mit besonderer Berücksichtigung der Agrarstruktur, die in Ostpreußen an der Wende zum 20. Jahrhundert eingetreten ist“ – übrigens ein Thema, mit dem sich die bundesdeutschen Agrarhistoriker schon seit einigen Jahren beschäftigen –, „der Industrialisierungsprozeß in Ostpreußen“, „Untersuchungen über die demographischen Prozesse seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts“, aber auch die „Geschichte der einzelnen sozialen Klassen und Schichten“.

In die neue Geschichte führten Fragen nach dem „politischen Leben Ostpreußens während der Weimarer Republik“, nach den „Lebensbedingungen der Einwohner dieser Provinz während des zweiten Weltkrieges“, nach dem „Pressewesen“ und der „Landwirtschaftspolitik der Nationalsozialisten“ – Fragen, die, auch speziell auf das Ermland begrenzt, unser Interesse verdienen.

Nachdem die ermländische Geschichtsschreibung – dem Zuge der Zeit folgend – sich bis zum ersten Viertel dieses Jahrhunderts vorrangig der Erforschung der mittelalterlichen Geschichte gewidmet hatte, ist dann auch das 16. Jahrhundert und – in den letzten Jahrzehnten – das 19. Jahrhundert in den Vordergrund getreten. Weitgehend ausgeklammert blieb bis heute das späte 16. bis 18. Jahrhundert. Deshalb sollen hier, anschließend an Karol Górski, einige weitere Probleme genannt werden, die einer Untersuchung wert scheinen.

Die größte Rolle unter den „Einwanderern“ ins Ermland dürften in diesen Jahrhunderten die polnischen Beamten und Gutsbesitzer spielen. Wir wissen, daß es 1772 in der bischöflichen Verwaltung nur einen einzigen gebürtigen Ermländer gab: den Bistumsökonom Joachim Poschmann aus Nassen. Wer waren die andern? Woher kamen sie? Ließen sich ihre Familien im Ermland nieder, und was wurde aus ihnen? Von den polnischen Gutsbesitzern, nur z. T. Inhaber der auf 30 Jahre ausgegebenen Gratialgüter, ist nur bekannt, daß zwei Generationen später kaum noch ein Gut im Besitz dieser Familien war. Die vielfach ausgesprochene Vermutung, daß das ein Ergebnis der antipolnischen preußischen Politik gewesen sei, dürfte nach den neuesten Forschungen von F. W. Henning zur ostpreußischen Agrar-

geschichte im 19. Jahrhundert nicht unbedingt stichhaltig sein. Aus vereinzelt biographischen Hinweisen kann man schließen, daß polnische Adelsfamilien im beginnenden 19. Jahrhundert ins ermländische städtische Bürger- und Kleinbürgertum absanken.

Das Domkapitel betrieb in seinen drei Kammerämtern offensichtlich eine andere Personalpolitik, wofür sich auch eine Untersuchung anbieten würde.

Ebensowenig wissen wir über die Beziehung des ermländischen Domkapitels und des Klerus zur polnischen Kirche, und dasselbe trifft auf die katholische Kirche in Deutschland zu. – Bei den nicht-ermländischen Studenten auf dem Hosianum in Braunsberg wäre nach Herkunft und Motiven zu fragen, nach ihrer späteren Verbindung zum Ermland und ihrem möglichen Einfluß auf das geistige und politische Leben.

Diese wenigen ergänzenden Hinweise sollen nur ein kleiner Beitrag zu der Bestandsaufnahme über fühlbare Lücken unseres historischen Wissens sein. Eine solche Übersicht ist sicher nicht nur für den Forscher nützlich, sondern vielleicht mehr noch für den Lehrenden, der das Interesse seiner Schüler gezielt auf bisher unbearbeitetes Terrain richten möchte.

Buchbesprechungen

Stiftung Haus des Deutschen Ostens, Düsseldorf, Bibliothek. Sonderkatalog Prussica-Sammlung Trunz. (Düsseldorf: Stiftung) 1976. 121 S.

Der Grundstock der Prussica-Sammlung Trunz geht schon auf die Vorkriegszeit zurück. Zusammengebracht hat die erste Hälfte Dr. August Trunz in Allenstein, der nach dem Studium der Landwirtschaft in Königsberg u. a. lange Jahre an der Landwirtschaftskammer Allenstein tätig war. Seine weitgespannten Interessen, nicht nur auf dem Felde seines Berufes, der Landwirtschaft und Verwaltung, sondern vor allem im Bereich der Geschichte, Kunstgeschichte und Literatur spiegeln sich in seiner schönen Bibliothek wieder. Sein Sohn Dr. Hansheinrich Trunz, Mettmann, der ebenfalls das Studium der Landwirtschaft absolviert hat, konnte diese Sammlung durch weitere wertvolle Stücke ergänzen. Auch er war von einem breiten kulturgeschichtlichen Interesse getragen. Zu seinen Veröffentlichungen gehören Untersuchungen über ostpreußische Papiermühlen und Bücher über ostpreußische Pferdezüchtung und deren Geschichte.

Es würde den Rahmen einer kurzen Besprechung sprengen, allzu viele Titel aufzuzählen und zu erläutern. Es sei daher nur auf einige besonders kostbare Raritäten hingewiesen: Johannes Funck, *Chronologia*. Königsberg: Lufft 1552. – Caspar Hennenberger, *Erclerung der Preussischen grössern Landtaffel oder Mappen*. Königsberg: Osterberger 1595. – Reinhold Curicke, *Der Stadt Danzig historische Beschreibung*. Amsterdam, Danzig: Waesberge 1688. – Christoph Hartknoch, *Alt- und neues Preussen*. Frankfurt, Leipzig 1684. – *Neu-revidierte Fischerordnung vor das Frische Haff königlich-preussischer Herrschaft*. Königsberg 1738. – *Forstordnung für Ostpreußen und Litthauen*. Berlin: Decker 1775. – Johann Friedrich Goldbeck, *Vollständige Topographie des Königreiches Preußen*. 1789. – Johannes Loessel, *Flora Prussica*. Königsberg: Georg 1703. – Außerdem findet man die Geschichtswerke verschiedensten Niveaus und Namens, so Ludwig von Baczko, August von Kotzebue sowie den Altmeister der preußischen Geschichtsschreibung und -forschung Johannes Voigt. Hinzu kommt vielerlei Kleinschrifttum politischer, wirtschaftlicher und historisch-landeskundlicher Art, das man so oft für Forschungsarbeiten so schwer zu finden weiß. Für die Leser dieser Zeitschrift sei noch erwähnt, daß auch die Namen bekannter ermländischer Historiker nicht fehlen wie Franz Hipler, Franz Dittrich und Adolf Poschmann sowie die Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands und die *Monumenta historiae Warmiensis*.

Der Katalog wurde dankenswerterweise bearbeitet von der Bibliothek der Stiftung Haus des Deutschen Ostens, Düsseldorf (Anschrift: Bismarckstr. 90, 4000 Düsseldorf 1) wo man ihn auch bezie-

hen kann. Er umfaßt 755 Nummern und führt die Titel innerhalb großer Epochengruppen alphabetisch auf. Zusätzlich erschlossen wird das Titelmateriale durch ein alphabetisches Stichwortverzeichnis. Ein Vorwort charakterisiert Schicksal und Wert der Sammlung und würdigt die Mühe der beiden Sammler. Insgesamt fügt sich diese bibliographische Arbeit würdig in die Reihe der Kataloge der Bibliothek des Hauses des Deutschen Ostens ein, womit sie bereits ihre eigenen Bestände bekanntgemacht hat.

Es ist erfreulich zu erfahren, daß an fast versteckter Stelle selten gewordene Literatur über die alten Lande Preußen die Fährnisse der Zeit überstanden hat, und das durch den privaten Einsatz von zwei Sammlern, die diesen Landen und ihrer kulturellen und literarischen Überlieferung verbunden geblieben sind. Der Bibliothekskatalog ist damit – abgesehen von dem objektiven Wert des darin verzeichneten Buchbestandes – zugleich ein Zeugnis über die Persönlichkeiten von Dr. August Trunz (+ 1963) und Dr. Hansheinrich Trunz.

Daß sich Dr. Hansheinrich Trunz nach so langen Jahren des Sammelns, Lesens und Studierens von dieser ihm lieb und teuer gewordenen Bibliothek trennt und sie der Universität Münster überläßt, verdient hohe Anerkennung. Denn damit ist die Gefahr gebannt, daß sie wieder in unbekanntere Richtungen zerstreut wird. Man wird also ihre Schätze und Raritäten finden und erreichen können. Der Katalog wird also auch künftig für die Benutzung ein willkommenes Hilfsmittel bleiben.

Ernst Manfred Wermter

Helmut Motekat, Ostpreußische Literaturgeschichte mit Danzig und Westpreußen. München: Schild-Verlag 1977. 456 S., 258 Abb., 4 Karten.

Der Verfasser, Ostpreuße und Professor für Literaturwissenschaft an der Universität München, der zahlreiche Beiträge zur ostpreußischen Dichtung veröffentlicht hat, ist wie niemand sonst zu diesem Werk berufen. Er stellt fest, daß die letzte Generation Ostpreußens, die Erinnerungen an Kindheit und Jugend besitzt, bereits ins sechste Jahrzehnt geht. Die Generation der Grass, Lenz, Bobrowski und auch Surminski schließt er zur Enttäuschung vieler aus, da das nach 1945 erschienene Werk dieser Autoren nicht mehr zur Literaturgeschichte Ostpreußens gehöre. Eine neue Generation hat sich indessen in Volkstum, Landschaft und Sprache der west- und mitteldeutschen Aufnahmegebiete eingelebt. Der Autor betont, die ostpreußische Literatur habe sich immer als ein Teil der deutschen verstanden, ohne ihre „geschichtlich und landschaftlich bedingten Eigenschaften zu verkennen oder zu leugnen“. Dennoch vermag er Nadlers Theorie nicht als Ganzes zu billigen. Außer den Arbeiten seines Lehrers Ziesemer beruft er sich auf Pisanski, Sembritzki, Pompetzki und Nadlers Zusammenfassungen in der Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften von 1931/32 (Bd. 2-4). Motekats regionale Literaturgeschichte stand nur vor dem

Problem der qualitativen Auswahl, da eine solche bei „größter Bemühung um eine objektive Entscheidung“ immer subjektiv bleiben müsse in Anbetracht „unabänderlicher Maßstäbe“ des Verfassers und ihnen „entsprechender Proportionen“. Mit glücklicher Hand bettet er die ihm vorliegende Literatur in Wissenschaft und Kunst ein, indem er darin weitgehend Fragen der Bildung, der Kunst und des Theaters integriert. So schickt er sich an, die literarische Stoffmasse von sieben Jahrhunderten in sieben Abschnitten zu sichten, zu sortieren und das Schaffen der auserkorenen Autoren darzustellen und zu bewerten.

In Kapitel 1 (S. 15-36) interpretiert er die geistliche und weltliche Ordensdichtung, die sich vornehmlich an Bibel, Marienlob, Frömmigkeitsleben und Chronistik orientiert.

In Kapitel 2 (S. 37-66) über die „Reformation in Preußen als religiöses, politisches und literarisches Ereignis“ empfängt der ermländische Bischof Dantiscus Lob als liberaler Kirchenfürst, und zwar im Zusammenhang mit dem Domherrn Copernicus und den Bischöfen Giese, Hosius und Kromer, hatten doch Dantiscus und Hosius auf den Reichstagen in Augsburg und Regensburg und auf dem Tridentinum als Interessenvertreter Polens die Politik Preußens gefördert. Eingehend umreißt Motekat die dichterische und musikalische Begabung Herzog Albrechts.

Die Dichtung des 17. Jahrhunderts ist dem Kapitel 3 (S. 67-100) vorbehalten. In einem Gärtchen am Pregel besaß der Thüringer Heinrich Albert die berühmte „Musicalische Kürbshütte“ (Abb. S. 69), wo er, der Domorganist am Kneiphof, und sein Kollege Johann Stobäus sowie die Poeten Simon Dach und Robert Roberthin ihre güldnen Reime von Freundschaft, Treue, Tugend, Liebe und Lebensfreude sangen, aber auch ihre ebenfalls barocken Verse von Trauer, Trost und Tod zitierten. Wirkungsvoll besang man Danzig als „Prinzessin aller Plätze“ (J. G. Saliceto). Motekat findet es vielleicht nicht zufällig, daß die drei Weltreiseliteraten von der Groeben sowie Forster Vater und Sohn aus Danzigs Umgebung kamen. Während der Wirren des 30jährigen Krieges fanden sich in Danzig „Evakuerte“ aus Mitteldeutschland ein: Johannes Plavius, Opitz, Johann Peter Titz, Kaspar Stieler, Gryphius und aus Regensburg Georg Greflinger, der Hymniker des Danziger Fischmarktes. Unverdrossen unterzieht sich der Autor der Mühe, alle ihre Arien, Lieder, Gedichte und Sonette zu deuten und zu wägen.

Das gleiche gilt für die ungleich umfangreichere Literatur des 18., des „preußischen Jahrhunderts“ in Kapitel 4 (S. 101-206). Mit Gottsched (Bühne) und dem Dreigestirn Kant (Vernunft) – Hamann (Sprache) – Herder (Geschichte) ist nach Motekat das deutsche Geistesleben dieser Ära in seinen „Grundlegungen vergegenwärtigt“. Seine eingehende Schilderung von Herders Einfluß auf Goethe läßt sich gut zusammenfassen in Nadlers lakonischem Satz: „Was Herder aus Goethe gemacht hat, ist eigentlich Verdienst und Werk des Königsbergers J. G. Hamann, so daß Goethe in Straßburg Königsberg erlebt hat und nicht den Westen.“ Reizvoll erscheint der Hinweis auf

die deutsch-litauisch-masurisch-polnische Symbiose in Ost- und Westpreußen: Donalitus – Pisanski – Chodowiecki – Gustav-Adolf-Lieder während der Belagerung Danzigs 1626/29 – Gregorovius, den der Verfasser auf eine Stufe mit Gibbons und Jacob Burckhardt stellt. Treffend und anschaulich ist die Charakterzeichnung der geistvollen Königsberger Kanter, Hartung, Hippel (der Ältere), Reichardt und der Keyserlings, insbesondere der künstlerisch begabten Gräfin Caroline Amalie.

In Kapitel 5 (S. 207-241) behandelt Motekat die ostpreußische Romantik: Johanna Schopenhauer, die Mutter des Philosophen, und dann das berühmte Duo Zacharias Werner – E. T. A. Hoffmann.

In Kapitel 6 (S. 242-308) steht das 19. Jahrhundert zur Debatte, mit ihm der Wiederaufbau der Marienburg und die Errichtung der neuen Universität. Maßgebende Vertreter des liberalen Geisteslebens sind die Königsberger Professoren Rosenkranz und Hagen und die Literaten Louis Passarge und Alexander Jung. Den geist- und gemütvollen Bogumil Goltz nennt Motekat einen Fortsetzer Hamann-Herderschen Geistesgutes.

Im Schlußkapitel 7 (S. 309-400) wird der Beitrag des neuen Dreigestirns Holz-Halbe-Sudermann zum Naturalismus erörtert. Mehr Beifall als der Meister der neuen Wortkunst fand Halbe mit „Jugend“ und „Strom“. Zwischen Naturalismus, Stilkunst und Grotteske ordnet der Autor den Elbinger Schaeffer, Rudolf Borchardt aus Königsberg und Paul Scheerbart aus Danzig ein. Als Expressionisten gelten ihm Fritz Reck-Malleczewen, ein Opfer Dachaus, Vergessene wie der Westpreuße Paul Zech, der 1914 gefallene Walter Heymann aus Königsberg und der Insterburger Alfred Brust. „Tieferen Sinn“ entdeckt Motekat bei Oskar Loerke, dem großen Einsamen, Ernst Wiechert und Agnes Miegel.

Alles in allem ein höchst respektables Werk, das in beharrlicher Mühe und Ausdauer geschaffen wurde, wenn auch hier und da ein Zweifel an allein gültiger Interpretation aufkommen kann. In der Inhaltsschilderung ist die Diktion schlicht, sonst anspruchsvoll. Der Verlag hat das Buch sehr solide und proper gehalten und mit reichem (fast zu reichem) Bildmaterial ausgestattet, von dem ein Teil bisher weitgehend unbekannt war. Anmerkungen wie allgemeine und spezielle Literaturhinweise, ein nicht immer zuverlässiges Namen- und Sachregister sowie ein Bildverzeichnis schließen das große Opus der Literatur des Preußenlandes ab. Zu beckmessern wäre noch: Unter der allgemeinen Literatur fehlt das Standardwerk „Königsberger Beiträge“, die Festschrift zur 400-Jahr-Feier der Königsberger Universitätsbibliothek von 1929. Ernst Wiechert unterrichtete am Hufengymnasium nicht seit 1911, sondern erst seit 1923. Unter den Autoren vermisste ich Martin Borrmann, den Königsberger Pfarrerssohn aus Rößel, und die Ermländer werden vergeblich nach ihrem Otto Miller Ausschau halten, dem Pfarrer, Essayisten, Poeten und Literaturhistoriker (1879-1958).

Leo Juhnke

Ulrich Tolksdorf, Essen und Trinken in Ost- und Westpreußen, Teil 1 (Schriftenreihe der Kommission für Ostdeutsche Volkskunde in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde e. V., Bd. 13). Marburg: Elwert 1975. 447 S.

Es gibt – neben anderen – zwei Möglichkeiten, dieses Buch zu lesen und sich seinen Inhalt anzueignen. Die eine ist: es daraufhin durchzusehen, inwiefern sich die eigenen Erfahrungen mit „Essen und Trinken in Ost- und Westpreußen“ bestätigen oder im nachhinein bereichern lassen. Auch das ist, vor allem für ältere Menschen, ertragreich. Die andere Möglichkeit ist: dieses Buch als einen sozialgeschichtlichen Beitrag zur Ernährungssituation in dem regionalen Eigenraum „Ost- und Westpreußen“ zu verstehen und sich von einer bloß materialorientierten, rein auf die additive Aufzählung der Einzelspeisen abstellende Darstellung zu einer „problemorientierten Fragestellung“ (S. 10) führen zu lassen, bei der generelle Erklärungsziele zur Antwort kommen wollen.

Tolksdorf hat in seinem Buch den Versuch unternommen, die Zusammenhänge zwischen der Ernährungssituation und der sozioökonomischen Situation in Ost- und Westpreußen – „in einem synchronen Schnitt etwa für die [zurückliegende] Jahrhundertwende“ – zu ermitteln, wobei er sich in diesem ersten Band auf „Sammelnahrung“ (S. 44-101), „Getreidenahrung“ (S. 102-112) sowie deren „Zubereitung und Stellung im Speisen- und Mahlzeitensystem“ (S. 117-318) beschränkt – ein zweiter Teil, in dem vermutlich vor allem von der Fleischnahrung gehandelt wird, steht zu erwarten.

Das Buch, will man ihm gerecht werden, ist einmal von den Ausführungen über die sozioökonomische Situation im 19. und 20. Jahrhundert (S. 23-44: Gutsherrschaft – Bauern – Ländliche Arbeiter – Wanderarbeiter – Städtische Bevölkerung), zum anderen von der Darstellung der „sozialen Zeit“ und des „sozialen Raums“ (S. 99-101) im Zusammenhang des Ernährungssystems her zu lesen. Nur so jedenfalls kann sich auch dem Liebhaber kleingruppenhafter ethnischer Einheiten – in diesem Fall einem Ost- und Westpreußen zugehörigen Forscher und Leser – die Dimension des generellen Eingordnetenseins selbst des Nahrungssystems in das Gesamte des Geschichtsganges erschließen.

Das vorliegende Buch zeichnet sich nicht nur durch Fleiß und durch (für einen Mann nahezu unglaubliche) Kenntnisse in der Art der Zubereitung der einzelnen Speisen aus. So schwer verständlich seine methodologischen Eingangsbemerkungen (S. 10-14) für manche Leser sein mögen, so sehr ist seine Arbeit insgesamt geeignet, über jede „nostalgische“ Anwandlung hinaus die Erforschung der Vergangenheit als wichtigen Beitrag zur überregionalen Geschichtserkenntnis verständlich zu machen. Dafür ist kein Sujet – und wenn es das Essen und Trinken in Ost- und Westpreußen ist – zu gering.

Jochen Schmauch

Erwin Poschmann, Der Kreis Rößel. Ein ostpreußisches Heimatbuch. Kaltenkirchen/Holstein: Heimatbund des Kreises Rößel 1977. 536 S., zahlreiche Abb. und Karten.

Im Zusammenhang mit den Stein-Hardenbergschen Reformen wurde am 1. Februar 1818 der Kreis Rößel geschaffen. Doch dieser Tag ist keineswegs als ein historisches Datum zu werten. Nicht der Kreis, sondern die Städte – Rößel, Seeburg, Bischofstein und Bischofsburg – und die Dörfer reichen weit in die ermländische Geschichte zurück. Die Gründung der Stadt Rößel datiert auf den 12. Juli 1337. Genau 640 Jahre später gab die Kreisgemeinschaft ihr Heimatbuch heraus. Es ist ein umfangreiches Werk geworden. Leider – und das ist nicht als Vorwurf gesagt – müssen derartige Arbeiten zu sehr in die horizontale Schilderung ausweichen. Der vertikale Abriß, kaum zu bewerkstelligen, würde ein klareres Bild schaffen.

Die älteste Stadt gab dem Kreis ihren Namen. Doch Sitz der Verwaltungsbehörden wurde Bischofsburg. Wie es dazu kam, schildert Adolf Poschmann + (S. 11 f.).

Erwin Poschmann, der Herausgeber des Rößeler Heimatbuches, hat eine riesige Arbeit als Sammler, Organisator und Autor geleistet. So ist es nicht verwunderlich, daß das Unternehmen bis zur Herausgabe über 30 Jahre gedauert hat. Es fällt schwer, jedes Kapitel, das wieder in sich ein geschlossenes Ganzes ist, und jeden Mitarbeiter einzeln aufzuzählen. Nichterwähnen bedeutet keine Minderbewertung.

Allein aus der Feder von Adolf Poschmann stammen nicht nur die Artikel „Der Kreis Rößel und seine Kreisstadt“ und „Das Gymnasium in Rößel“, sondern zusätzlich noch weit mehr als zehn Aufsätze, so u. a. über die Besiedlung des Kreises, aus der Geschichte der Stadt Seeburg und der Dörfer Klawnsdorf und Schönborn, über Kriegsgeld und Inflationsgeld, die Landwirtschaft, den Ermländischen Bauernverein und über „Kapellen und Kreuze am Wege“. An den Kapiteln „Einzelbilder aus dem Geschehen in Stadt und Land“, „Kirchen, Klöster, Kapellen“ und „Die Schulen im Kreise Rößel“ haben jeweils sechs bzw. zehn Autoren mitgewirkt. Erwin Poschmann, einer der fleißigsten Schreiber, greift das delikate Thema „Die nationalsozialistische Bewegung im Kreise Rößel“ auf: nüchtern und sachlich. Er weist darauf hin, daß bei der Reichstagswahl am 6. November 1932 in Seeburg 500 Stimmen für die NSDAP gezählt worden sind – in Bischofsburg waren es dagegen 472. Wenn man weiß, daß Bischofsburg rund doppelt so viele Einwohner wie Seeburg hatte, dann wird man auf die Hindergründe neugierig gemacht. Übrigens, als der Rezensent im Oktober 1977 im Allensteiner Wojewodschaftsarchiv auch Akten des Kreises Rößel aus den Anfängen der nationalsozialistischen Machtübernahme einsehen durfte, konnte er feststellen, wie preußische Polizeibeamte mehr widerwillig Aufgaben erfüllten, die ihnen vom Regierungspräsidenten in Allenstein gestellt wurden. Sie sollten nach Funkgeräten bei Rößeler Sozialdemokraten suchen. Ihre knappe schriftliche Antwort: Es wurden derartige Geräte nicht gefunden.

Im Kapitel „Die Schulen im Kreise Rößel“ (Otto Braun) behandelt Werner Thimm „Das Ländliche Schulwesen“ mit einem kurzen Rückblick über das Bemühen der polnischen Minderheit um eigene Schulen in der Weimarer Republik, was dann auch mit Hilfe der in Preußen regierenden demokratischen Parteien zum Erfolg führen sollte. In Sternsee (Stanislewo) wurde 1929 eine polnische Vorschule eingerichtet, die 1930 einen ordentlichen Betrieb aufnahm und bis zum Kriegsausbruch 1939 mit einer Schülerzahl um einige Dutzend herum bestand. Von Thimm stammt auch ein interessanter Hinweis auf das gescheiterte Selbsthaftmachen von Ansidlern aus Hessen in Rothfließ in der Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Das Buch schließt nicht mit den „grauenvollen Tagen“ von 1945 (A. Niedenzu, E. Melzer, A. Sommerfeld und H. Skolaster), sondern es beschreibt auch den neuen Anfang in den Kapiteln „Die Ermländersiedlung in der Eifel“ (R. Teichert) und „Wieder auf eigener Scholle“ (P. Boenke). Ebenso fehlen nicht Reiseberichte von Lautern, Gut Hohenthal und Dörfern wie Schellen, Komienen, Prossitten, Rothfließ u. a. und schließlich vom „Wiedersehen mit Bischofsburg“ nach dreißig Jahren (H. Borutta).

Erwin Poschmann hat für den Kreis Rößel eine Arbeit geschaffen, auf die andere Kreise nicht mit so berechtigtem Stolz verweisen können.

Helmut Kunigk

Guido Kisch, Die Kulmer Handfeste. Text, rechtshistorische und textkritische Untersuchungen nebst Studien zur Kulmer Handfeste, dem Elbinger Privilegium von 1246 und einem Beitrag zur Geschichte des Begriffes „ius teutonicum“, „Deutsches Recht“ im Deutschordensgebiet (Forschungen und Quellen zur Rechts- und Sozialgeschichte des Deutschordenslandes, Bd. 2). Sigmaringen: Jan Thorbecke 1978. 243 S., 8 Tafeln.

Guido Kisch, Das Fischereirecht im Deutschordensgebiet. Beiträge zu seiner Geschichte (Forschungen und Quellen zur Rechts- und Sozialgeschichte des Deutschordenslandes, Bd. 3). Sigmaringen: Jan Thorbecke 1978. 234 S.

Diese Arbeiten des renommierten Rechtshistorikers Kisch sind vor knapp fünfzig Jahren publiziert worden und werden nun durch einen unveränderten Neudruck wieder zugänglich gemacht. Hans Schmauch und Franz Buchholz haben die Kernthemen bereits in dieser Zeitschrift (Bd. 24, S. 246 f. und 549-551, und Bd. 25, S. 263-266) besprochen und die Studien des Verfassers seinerzeit lebhaft begrüßt. Bis heute bleibt ihr hoher Rang unerreicht.

Da die Kulmer Handfeste von 1233 die Grundlage des Kulmer Rechts war, unter dem der größte Teil des Ordenslandes Preußen stand, sind Kischs Studien über dieses grundlegende Rechtsdenkmal nicht hoch genug einzuschätzen. Nicht minder gewichtig ist die Abhandlung über das „ius teutonicum“, das den deutschen Siedlern in Gebieten slawischen Rechts wie Pommerellen eine bessere Stellung zur Landesherrschaft als anderen Landesbewohnern einräumte. Die

Beiträge zur Geschichte des Fischereirechts sind quellenmäßig umfassend belegt.

Werner Thimm

Sven Ekdahl, Die „Banderia Prutenorum“ des Jan Długosz, eine Quelle zur Schlacht bei Tannenberg 1410. Untersuchungen zu Aufbau, Entstehung und Quellenwert der Handschrift. Mit einem Anhang: Farbige Abbildungen der 56 Banner, Transkription und Erläuterungen des Textes (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, Philologisch-Historische Klasse, 3. Folge, Nr. 104). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1976. XII, 315 S.

Nach Ekdahl sind die *Banderia Prutenorum*, eine illustrierte Pergamenthandschrift des Chronisten Jan Długosz aus der Mitte des 15. Jahrhunderts, für die Tannenbergforschung wohl ebenso wichtig wie dessen Annalen. Nach der Niederlage des Ordens von 1410 wurden dessen Feldzeichen am Katharinentag (25. 11. 1411) in der St.-Stanislaus-Kapelle der Krakauer Kathedrale aufgehängt. Seit dem Jahre 1603 ist ihr Aufenthaltsort unbekannt, wenn überhaupt der erbitterte Kampf um die Fahnen und Mottenfraß nach fast 200 Jahren etwas von ihnen übriggelassen haben sollten. Verf. erörtert die taktischen und rechtlichen Funktionen der *Gonfanons* und *Pennons*, die in meist drei bis fünf Schwenkeln oder Lappen ausgehen. Er beurteilt den Wert des Fahnenbuches als Geschichtsquelle für Zahlenstärke, Aufstellung und Kampfweise des Ordensheeres recht kritisch. Das Ergebnis: König Jagiełło wird als „*Rex iustus*“ dargestellt. Diesem Zweck hat er die Benutzung seiner Quellen angepaßt. Das Bild von Długosz als Historiker ist in der Forschung nicht einheitlich. Steckt er für die einen noch tief im Mittelalter, so entdecken andere bei ihm bereits humanistische Züge. Eingehend beschäftigt sich Ekdahl mit der letzten Edition der *Banderia* von 1958 durch Karol Górski, dessen Theorie von den drei Schreiberhänden er im allgemeinen gelten läßt. So hätte Długosz (Hand I) seine Informationen von Ordensrittern erhalten, Hand II (blasse Tinte) bringe Ergänzungen, während die Kommentare des Malers Stanisław Durink aus Krakau unter den Bannern stünden (Hand III), die er wohl im Auftrag von Długosz auf Pergament gemalt und 1448 fertiggestellt hatte. Namhafte polnische Kunsthistoriker vermuten mit Recht in Durink einen Jünger Rogier van der Weydens, einen Nachkommen thüringischer Einwanderer.

Reizvoll fürs Ermland ist Ekdahls Suche nach Pars III (1406-44) der Annalen (Chronik), der im frühen 19. Jahrhundert noch in Åbo (Turku) vorhanden war. Die Bibliothek des Heilsberger Schlosses beherbergte 1578 noch den 2. Band mit Pars III der Handschrift des Długosz, wie Franz Hipler in ZGAE 5 (1871) im Zusammenhang mit der ermländischen Manuskriptfahndung des Legaten Possevino festgestellt hat. Verf. vermutet, daß Kaspar Hannow, ein Neffe des Dantiscus, diesem kostbare Literalien zugeführt hat. (Dantiscus bestieg 1537 den ermländischen Bischofsstuhl, und Hannow studierte 1537-1539 in Krakau.) Auf Grund von Studien Hiplers und Brachvo-

gels sowie des Schweden Walde und des Finnen Vallinkosk kann Ekdahl feststellen, daß Pars III der Annalen als Teil der schwedischen Beute von 1703/04 im Jahre 1827 beim Brand der Akademiebibliothek von Åbo vernichtet worden ist, so daß ein Gesamtverlust von 4000 Büchern und Handschriften entstand.

Bei der Erwähnung der älteren Ausgaben der *Banderia* vor der Karol Górskis von 1958 weist Verf. auf eine Arbeit von Ernst von Oelsnitz über das Fahnenbuch hin, deren Verdienst auf von ihm entwickelten bestimmten heraldischen Gesichtspunkten beruhe (*Altpreußische Forschungen* 17, 1940).

Die Abbildungen der Banner und Fahnen aus der polnischen Beute sind nicht alle mit den wirklich im Kampf mitgeführten Feldzeichen identisch. Auch sind der Handschrift als Ergänzung zehn Banner nach 1448 eingefügt worden, die wohl den Sieg des polnisch-litauischen Heeres etwas fröher erscheinen lassen sollten. Vermutlich wurden die Abbildungen zumeist nach den im Wawel hängenden Beutestücken gezeichnet. Vielleicht waren schon damals Ausbesserungen notwendig geworden, so daß die an Stangen quer im Kirchenschiff hängenden Tücher nicht mehr die originale Lage der Fahnenstange einnahmen. So könnte es sich erklären, daß der Wolf in Abb. 10 den Bauch oben und den Kopf unten hat, der Löwe (Abb. 12) um 90 Grad gedreht werden muß, der Hirsch (Abb. 22) ebenfalls den Kopf und das Geweih nach unten hängen läßt. Daß manche Wappeninhaber bei Feldzügen Banner mit einfacher Heroldsteilung führen und daneben auf Siegeln und Prunkfahnen auch noch Löwen und Stierköpfe etc. – in gleichen Fahnen wie im Banner –, erklärt sich dadurch, daß man bei Kämpfen die kostbaren gestickten Fahnen nicht unnötig dem Risiko des Verlustes aussetzen wollte (vgl. Charles zu Schwarzenberg: *Armes doubles et triples*, in: *Recueil du 11e Congrès international héraldique, Liège 1972*). Übrigens könnten die nach unten hängenden Köpfe der Wappentiere zum Ausdruck bringen, daß es sich um Fahnen von Besiegten handelt, so daß man deren Banner verkehrt (gestürzt) in das Kirchenschiff hängte. Wichtig und merkwürdig erscheint aber die Tatsache, daß 1422 nur 29 Banner im Wawel hingen, im Fahnenbuch des Długosz aber 51 erscheinen.

Ad Warmiensia wäre noch zu fragen, ob die Zuordnung der Fahnen in Abb. 25 für Braunsberg richtig ist, da das Siegel der Stadt Braunsberg den zwei Kreuzen, einem weißen auf schwarzem und einem schwarzen auf weißem Feld, nicht entspricht. Die Zuweisung einer Fahne mit Lamm, Fahne und Kelch an die Komturei Schlochau wird ebenfalls von der Forschung beanstandet, da sie fast genau dem *banderium episcopatus Warmiensis alias Elszberg civitatis* (Abb. 46) gleichkommt.

Wir verdanken Ekdahl eine immens fleißige Arbeit, die nicht nur mit Benutzung aller erreichbaren Literatur und höchster Akribie die Tannenbergforschung um neue, wesentliche Fakten und Vermutungen bereichert, sondern auch kritisch seziiert und vieles an Sagenhaftem und Legendenbildung in den Bereich der Realität rückt.

Erfreulicherweise wurde der schwedische Forscher bei seinem Bemühen, die 51 Banner den seinerzeitigen Eigentümern zuzuschreiben, in internationalem Maßstab von Forschern und Bibliotheken aufs nachhaltigste unterstützt.

Leo Juhnke

Zbigniew Nowak, Początki sztuki drukarskiej na Pomorzu w XV wieku [Die Anfänge der Buchdruckerkunst in Pommerellen im 15. Jahrhundert] (Polska Akademia Nauk. Biblioteka Gdańska). Wrocław: Zakład Narodowy im. Ossolińskich – Wydawnictwo 1976. 230 S., 33 Abb. [Dtsch. Zus.fass.]

Für die Kulturgeschichte Westpreußens und darum auch des benachbarten Ermlandes ist die Entwicklung des Druckereiwesens wichtig und interessant. Als Erforscher dieses Gebietes hat sich der Danziger Forscher Zbigniew Nowak ausgewiesen. Im vorliegenden mit 33 Abbildungen ausgestatteten und einem Personen- und Ortsindex versehenen Buch gibt er auf Grund seiner neuesten Untersuchungen einen ausführlichen Bericht über die ältesten westpreussischen Drucker und Drucke in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Es handelt sich dabei um die Werkstätten des Marienburgers Jakob Karweiße (vgl. ZGAE 38, 1976, S. 134 f.) und des Danzigers Konrad Baumgart.

Der erste interessiert uns besonders, weil bei ihm 1492 als eines der ältesten Bücher in Altpreußen überhaupt (ein liturgischer Druck soll angeblich noch etwas älter sein) das berühmte deutsche Leben der heiligen Dorothea von Montau aus der Feder von deren gelehrtem Beichtvater Johannes Marienwerder, Deutschordenspriester und Domdechant von Marienwerder, herausgegeben wurde. Nowak weist Karweiße noch einen weiteren Druck zu, das „Passien-Büchlein von den vier heubt iunck frawn“ (Geschichte des Martyriums der Heiligen Dorothea, Barbara, Katharina und Margaretha). Neu für uns und interessant sind in diesem Kapitel vor allem auch des Verfassers Thesen über die Rolle, die der Marienburger Starost Zbigniew Teczyński im Hinblick auf die Tätigkeit der Karweißschen Druckerei spielte, und die Bemühungen des Deutschen Ordens um die Heiligsprechung Dorotheas von Montau (um eine „Seligsprechung“, wie S. 89 erwähnt, kann es sich ja im 15. Jahrhundert kanonistisch noch kaum handeln).

Ein ausführliches Kapitel widmet der Verfasser dann der Druckerei des Danzigers Konrad Baumgart. Ihm sind kunstvolle Bucheinbände zu verdanken und mindestens drei Druckwerke: ein heute nicht mehr vorhandener Ablaßbrief und ein Gebetbüchlein in deutscher Sprache, das in Fragmenten erhaltene Handbuch der lateinischen Sprache von Donat und eine lateinische Agende von 1499.

Ein letztes Kapitel erörtert die Frage, ob es im 15. Jahrhundert vielleicht auch in Kulm eine Druckerei gegeben hat, worüber noch weitere Forschungen angestellt werden müssen.

Anneliese Triller

Nicolaus Copernicus, De Revolutionibus. Nürnberg: Johannes Petreius 1543. Englische Ausgabe unter dem Titel: **On the Revolutions.** Im Auftrag der Polnischen Akademie der Wissenschaften hrsg. vom Komitee für die Geschichte der Wissenschaften und vom Institut für Wissenschaft, Erziehung und Technologie. Übersetzt und kommentiert von Edward Rosen. (Nicholas Copernicus, Complete Works, II.) Warszawa-Kraków: Państwowe Wydawnictwo Naukowe 1978. 458 S.

Nach der von Jerzy Dobrzycki besorgten kritischen Ausgabe der Editio princeps des 1543 bei Johannes Petreius in Nürnberg erschienenen copernicanischen Hauptwerkes *De Revolutionibus* in lateinischer Sprache liegt nun die englische Version der neuen polnischen Copernicus-Gesamtausgabe vor. Die Übersetzung, die der New Yorker Historiker Edward Rosen unter Mitarbeit von Erna Hilfstein besorgte, ist in historischer, astronomischer und wissenschaftsgeschichtlicher Hinsicht ausführlich kommentiert. Die Sprache bleibt dem Urtext nah, ist aber leicht verständlich. Die Übersetzungsschwierigkeiten, die schon mit dem Titel beginnen, sind glücklich bewältigt: Die Nürnberger Herausgeber, die den vermutlich von Copernicus gewählten Titel „*De Revolutionibus*“ in „*De Revolutionibus Orbium Coelestium Libri VI*“ abänderten, ahnten nicht, welche Schwierigkeiten sie damit der Nachwelt bereiteten. Als Carl Ludolf Menzzer 1879 eine deutsche Übersetzung präsentierte, hieß es „Über die Kreisbewegungen der Weltkörper“. Bei Edward Rosen heißt es nun „*The Revolutions of the Heavenly Spheres*“ (Die Umwälzungen der himmlischen Sphären), was exakt den Erkenntnissen der modernen Wissenschaftsgeschichte entspricht.

Werner Thimm

Jerzy Drewnowski, Mikołaj Kopernik w świetle swej korespondencji [Nicolaus Copernicus im Lichte seiner Korrespondenz] (*Studia Copernicana, XVIII*). Wrocław – Warszawa – Kraków – Gdańsk: Ossolineum 1978. 298 S.

Die vielen Verehrer des Copernicus haben jahrhundertlang seine Briefe so fleißig gesammelt, daß für die wissenschaftliche Auswertung seiner Korrespondenz schließlich so gut wie nichts mehr übrigblieb. Mehrere Forschergenerationen haben seit dem vergangenen Jahrhundert kaum mehr als 30 eigenhändige Briefe von Copernicus entdeckt, die Drewnowski zur Publikation im dritten Band der neuen polnischen Copernicus-Gesamtausgabe vorbereitete, wobei die vorliegende Studie entstand. Bei der Korrespondenz sind persönliche Briefe, amtliche Schreiben, gelehrte Abhandlungen in Briefform und an Copernicus adressierte Briefe unterschieden. Dem Schicksal jedes einzelnen Briefes wurde nachgegangen, Form und Inhalt mitgeteilt und mit wissenschaftlicher Akribie jedes Original bis zum Wasserzeichen und Siegel analysiert. Da zum Inhalt der Briefe auch der geschichtliche Hintergrund geliefert wird, kommt bei der Dürftigkeit der Quellenlage doch ein respektables Bild zustande.

Der wertvollste Teil der Studie ist ein Rekonstruktionsversuch von Copernicus-Briefen aus bekannten Quellen. So konnte die Zahl der bisher bekannten Copernicus-Briefe verdoppelt werden, teilweise ließ sich sogar ihr Inhalt rekonstruieren. Die Aufbewahrungsorte der Briefe sowie alte Abschriften, Drucke, Faksimilewiedergaben und Regesten sind in einem Verzeichnis im Anhang aufgeführt. Außerdem ist jeder Brief im Originaltext und in polnischer Übersetzung gedruckt; die an Copernicus geschriebenen Briefe finden sich nur im Originaltext ohne polnische Übersetzungen. Gerade in der letzten Rubrik vermißt man jenen Geleitbrief für Copernicus, den der Hochmeister zu Beginn des Reiterkrieges am 5. Januar 1520 in Braunsberg ausgestellt hat¹⁾.

Hier seien weitere Verbesserungsvorschläge für die Edition in der neuen polnischen Geamt Ausgabe erlaubt: Der Brief des Copernicus an das Kapitel in Frauenburg vom 22. 10. 1518 aus Mehlsack ist mit deutscher Übersetzung gedruckt in ZGAE 36 (1972) S. 124 f. Sein Brief an Bernard Wapowski vom 3. 6. 1524 ist ebenfalls gedruckt bei Hippler, *Spicilegium Copernicanum*, S. 172-179. Im „Edinburgh Philosophical Journal“ Nr. 9 von 1821 befindet sich ein Faksimile des Briefes vom 11. 4. 1533 an Johannes Dantiscus. Beim Brief vom 9. 8. 1537 an Dantiscus ist ebenfalls ein Faksimile in der Warschauer Ausgabe von 1854 zu verzeichnen. Von dem an Herzog Albrecht adressierten Brief vom 21. 6. 1541 bringt Prowe, *Nicolaus Copernicus*, am Schluß des Bandes II ein Faksimile auf Tafel III. Die Warschauer Ausgabe von 1854 hat am Schluß des Bandes ein Faksimile des Briefes vom 27. 6. 1541 an Dantiscus.

Da der Autor selbst schon den der Hand des Copernicus zugeschriebenen Brief des Kapitels an den Rat der Stadt Danzig vom 6. 9. 1516 nicht als Copernicus-Brief ansieht, wäre auch bei den zwei von Stefan Hartmann untersuchten Briefen des Kapitels an Hochmeister Albrecht zu vermerken, daß Hartmann bei dem Brief vom 11. 5. 1513 ein Autograph des Copernicus anzweifelt und bei dem Brief vom 18. 12. 1519 sogar ausschließt (vgl. in diesem Band S. 229).

Beim Brief des Kapitels an den König von Polen vom 16. 11. 1520 können Faksimilewiedergaben bei Biskup (*Nowe materiały do działalności publicznej Mikołaja Kopernika z lata 1512-1537*, Warszawa 1971, Fot. XV a, b) und Thimm (*Nicolaus Copernicus*, Leer 1972, S. 36) nachgetragen werden.

Im Copernicus-Brief vom 22. 12. 1520 ist der Name des Absenders

1) Entwurf der Deutschordenskanzlei. Staatliches Archivlager Göttingen. StA Kbg. OBA Nr. 23 004. - Das Regest bei Marian Biskup, *Regesta Copernicana*, Nr. 201, ist insofern ungenau, als es sich nicht um die Handschrift des ermländischen Archidiacons Johannes Sculteti, sondern um die des Ordenssekretärs Gattenhofer handelt (vgl. Prowe, *Nicolaus Copernicus* I,2, S. 109). Johannes Sculteti führte am 5. Januar 1520 im Auftrage des ermländischen Bischofs Verhandlungen mit dem Hochmeister (vgl. Kolberg, *Ermland im Kriege des Jahres 1520*. In: ZGAE 15, 1905, S. 254-260). Nach der Chronik des Martin Oesterreich bestand die ermländische Verhandlungsdelegation aus zwei Domherren (vgl. *Scriptores rerum Warmiensium* II, S. 392). Es ist nicht ausgeschlossen, daß Nicolaus Copernicus Johannes Sculteti bei der Mission begleitet hat.

als „Perigk“ (nicht „Perigh“) zu lesen, wie es vergleichsweise aus der von Copernicus verwendeten Schreibung des „k“ nicht nur im selben Brief, sondern auch aus anderen Briefen zu ersehen ist: „h“ und „k“ sind deutlich unterschieden und unverwechselbar.

Kritische Anmerkungen sind auch zu den Ausführungen des historischen Hintergrundes zu machen. Das Ermland kann nicht nur unter dem Begriff des „Dominiums“ entsprechend einer Grundherrschaft gesehen werden; den richtigen Blick erhält man erst, wenn man es als Landesherrschaft betrachtet – modern gesprochen: als geistlichen Kleinstaat. Die Reisen des Copernicus aufs Land mit Pferden, Kühen, Schweinen, Ackergeräten und Saatgetreide zur Ansetzung von Bauern in irgendeinem ermländischen Dorf mögen dann vielleicht die Phantasie von schögeistigen Schriftstellern und Literaten beflügeln, können aber historisch nicht gehalten werden, weil diese Tätigkeit nicht zum Aufgabenbereich des Administrators gehörte. Nur bei ungeprüfter Übernahme dieser von Biskup verbreiteten These (vgl. in diesem Band S. 230) kann der Autor auf die Frage nach den bei solchen Beanspruchungen noch möglichen astronomischen Beobachtungen und wissenschaftlichen Arbeiten des Copernicus kommen.

Die Anmerkung 56 (S. 34) muß sich auf Kurt Forstreuter, Das Staatliche Archivalager Göttingen. In: Zeitschrift für Ostforschung 3 (1954) S. 92–94, beziehen, nicht aber auf den Aktenaustausch zwischen dem Staatsarchiv Königsberg und dem Ermländischen Diözesanarchiv in Frauenburg.

Die „Affaire Anna Schilling“ stellt Drewnowski in den Zusammenhang der Feindseligkeiten des Johannes Dantiscus gegen Alexander Sculteti – eine Sicht der Dinge, der man gerne zustimmt.

Werner Thimm

Janusz Mattek, Prusy Książęce a Prusy Królewskie w latach 1525–1548. Studium z dziejów polskiej polityki księcia Albrechta Hohenzollerna [Herzogtum Preußen und Königlich Preußen in den Jahren 1525–1548. Ein Beitrag zur Polenpolitik Herzog Albrechts von Hohenzollern]. (Rozprawy i Materiały Ośrodka Badań Naukowych im. Wojciecha Kętrzyńskiego w Olsztynie, Nr. 53). Warszawa: Państwowe Wydawnictwo Naukowe 1976. 290 S. [Dtsch. Zus.fass.]

Der Verfasser, der sich schon durch eine Reihe von Veröffentlichungen als Kenner der preußischen Geschichte des 16. Jahrhunderts ausgewiesen hat, geht in seiner Habilitationsschrift einem Thema nach, das bisher in der Forschung vernachlässigt wurde: den Beziehungen zwischen dem Herzogtum Preußen und Königlich Preußen bis zum Tode König Sigismunds des Alten. Wie der Untertitel sagt, steht im Mittelpunkt der Untersuchung Herzog Albrecht von Preußen, der „mit seinen Beratern der tatsächliche Handelnde“ war und sich in seiner Politik gegenüber dem Königreich Polen der Unterstützung durch das Königliche Preußen versicherte.

Im ersten Teil der Arbeit wird den politischen und wirtschaftlichen Wechselbeziehungen zwischen den beiden Teilen Preußens

nachgegangen (Teilnahme von Gesandtschaften des Herzogtums an den königlich-preußischen Landtagen, gemeinsames Münzsystem, gemeinsame Landesordnung und Zollpolitik, gemeinsame Kodifizierung des kulmischen Rechts u. a. m.), im zweiten Teil den persönlichen Kontakten des Herzogs zu führenden Persönlichkeiten im anderen Landesteil, mit denen er seine politischen Unternehmungen besprach und derer er sich bei seinen Aktivitäten bediente. Zu diesem herzoglichen „Anhängerkreis“ gehörten auch die ermländischen Bischöfe Mauritius Ferber und Johannes Dantiscus. Von ermländischer Seite liegen hierzu gründliche Untersuchungen vor (vgl. E. M. Wermter, Herzog Albrecht von Preußen und die Bischöfe von Ermland. In: ZGAE 29, 1957; J. B. Müller-Blessing, Johannes Dantiscus von Höfen. Ebd. 31/32, 1968), die der Verf. durch zusätzliches Quellenmaterial aus dem Diözesanarchiv in Allenstein und der Czartoryskischen Bibliothek in Krakau ergänzen kann.

Die gute und fundierte Arbeit ist ein beachtenswerter Beitrag auch zur ermländischen Geschichte, deren handelnde Personen hier in den Gesamtzusammenhang der preußischen Politik gestellt sind und daraus ihr besonderes Gewicht erhalten.

Brigitte Poschmann

Documenta ex archivo Regiomontano ad Poloniam spectantia. Hrsg. von Carolina Lanckorońska (Elementa ad fontium editiones, XXXIX-XLII). Roma: Institutum Historicum Polonicum Romae. Pars IX: 1976. VIII, 221 S., 4 Taf. – Pars X: 1976. X, 221 S., 3 Taf. – Pars XI: 1977. VIII, 223 S., 4 Taf. – Pars XII: 1977. X, 192 S., 4 Taf.

Die vor fünf Jahren begonnene große Briefedition des Polnischen Historischen Instituts in Rom (vgl. ZGAE 37, 1974, S. 128 f. und ebd. 38, 1976, S. 104 f.) ist mit vier weiteren Bänden fortgesetzt worden. Es sind die Briefe der polnischen „geistlichen und weltlichen Großen“ an Herzog Albrecht von Preußen und seinen Sohn Albrecht Friedrich aus den Jahren 1550–1572. In der Korrespondenz finden wir einige Briefe des ermländischen Bischofs und Kardinals Stanislaus Hosius. Das Ermland und seine Verhältnisse werden zwar nur am Rande erwähnt. Trotzdem kommt niemand, der sich mit der ermländischen Geschichte dieser Zeit beschäftigt, an dieser vorzüglichen Briefausgabe vorbei, die fortgesetzt wird.

Brigitte Poschmann

Korespondencja Stanisława Hozjusza kardynała i biskupa warmińskiego (Stanisłai Hosii cardinalis et episcopi Warmiensis epistolarum). T. V. Rok [Jahr] 1564. Bearb. von Alojzy Szorc. (Studia Warmińskie, 13.) Olsztyn: Warmińskie Wydawnictwo Diecezjalne 1976. 686 S.

Der hier vorgestellte Band aus dem schier endlosen Briefopus des ermländischen Bischofs und Kardinals Hosius ist fast hundert Jahre nach dem von Franz Hipler und Vinzenz Zakrzewski 1879 in Krakau herausgegebenen ersten Teil der Hosiusbriefe aus den Jahren 1525–1551 erschienen. Ihm folgten 1886–1888 die Briefe der Jahre

1551-1558, während die Bände III und IV, die die Korrespondenz der Jahre 1558-1563 enthalten, noch bearbeitet werden. Dem vorliegenden V. Band sollen weitere folgen.

Der von Alojzy Szorc äußerst sorgsam betreute, umfangreiche Band enthält 450 Briefe aus dem Jahr 1564, von denen bisher nur 33 publiziert wurden. Sie sind überwiegend in Latein geschrieben, nur 63 wurden in italienischer, 49 in deutscher und 36 in polnischer Sprache verfaßt. Der Band besitzt für Leben und Werk des Kardinals eine Art Schlüsselfunktion. Die Briefe des Jahres 1564 spiegeln mit den Reisebeobachtungen von Trient über Innsbruck, Passau, Krems, Olmütz, Breslau nach Heilsberg, mit König Sigismunds II. Dank an Hosius und der ihm gegenüber ausgesprochenen Bereitschaft, beim Reformwerk zu helfen, mit den wiederaufgenommenen Bemühungen um Rückgewinnung der Elbinger und Beruhigung der Braunsberger, die einen „Kelchaufstand“ planen, und mit dem Eintreffen der ersten Jesuiten am 2. und 3. November 1564 in Braunsberg den entscheidenden Einschnitt im Leben dieses Bischofs wie in der Kirchengeschichte Ostmitteleuropas wieder. Immer deutlicher wird in den nun veröffentlichten Briefen sichtbar: Die ihm bisher in manchen Publikationen vorgeworfene Enge in seinem Vorgehen gegen Irrende oder Gegner entspricht weder seinem Charakter noch seinem apostolischen Ethos, und wo sich scheinbar Härte zeigt, ist sie die konsequente Haltung einer aus tiefstem Glauben handelnden Persönlichkeit, die, um mit heutigem Vokabular zu sprechen, aus den soziologischen Erfahrungen beim Umgang mit den „Reformern“ in Polen wie in Europa gelernt hat.

Noch auf der Reise von Trient nach Heilsberg erhielt Hosius in Krems einen Bericht des Nuntius in Polen, Francesco Commendone, über die religiösen Zustände im Königreich. Er bestätigte ihm in seiner Antwort vom 9. Januar 1564 (S. 79 f.) aus Absdorf unweit von Wien, daß sich viele Katholiken in seelischer Verwirrung befinden, fügte aber sogleich einige therapeutische Vorschläge an, die sich für ihn aus einer differenzierten Zeitdiagnose ergaben. Der Verwirrung gegenüber dürfte nur mit Sicherheit aufgetreten werden. Sodann müßten zunächst die Rechte des Glaubens durchgesetzt, das Depositum fidei festgehalten werden, ehe die von der Kirche erlassenen Vorschriften und die kirchlichen Einkünfte verteidigt würden. Zwei Ursachen – dieses Urteil ist wohl Ergebnis seiner Konzilstätigkeit – trügen für die jetzigen Zustände die Schuld. „Hätten wir doch den Anfängen widerstanden!“ (S. 79). Aber die energische Abwehr sei vor „kaum sieben Jahren“ unterblieben, und in der jüngsten Vergangenheit habe man „lässig“ die Vernichtung der Frömmigkeit zugelassen, in der Hoffnung, das Volk wende sich bereits von den Häretikern ab. Bittere Vorwürfe erhebt Hosius in diesem Zusammenhang gegen den Vorgänger von Commendone, Bernardo Bongiovanni, seine Gegenwart habe mehr geschadet als genützt. Wahrscheinlich fällt ein Teil der Verantwortung für den Rückgang der Disziplin bei Klerus und Gläubigen auch auf Commendone. Noch pointierter wird die Kritik, wenn Hosius die Feststellung trifft, in vielen Staaten

seien die Nuntien der Grund für die Verwirrung der kirchlichen Zustände (S. 80). Die größte Gefahr für den Bestand des Christentums sieht er in der Leugnung der Wahrheiten des Credo, wie es die Antitrinitarier, Arianer, Calvinisten und Lutheraner tun (S. 124). Wenn man zuließe, daß ein Glaubenssatz der wahren Lehre aufgegeben wird, entstünde die berechtigte Frage, warum man das gleiche nicht auch mit den anderen Dogmen tun könne (S. 127).

Die für sein Bistum in mehrfacher Hinsicht bedeutsame Frage des Laienkelches beschäftigt Hosius in einer Anzahl von Briefen des Jahres 1564. Er hatte schon sogleich nach Übernahme der Diözese am 21. Juli 1551 mühevoll Auseinandersetzungen mit dem Rat und einer Vielzahl von Bürgern der Stadt Elbing erlebt (vgl. Franz Rosenkranz, Die kirchlichen Zustände im Bistum Ermland und die katholische Reform nach den Briefen des Kardinals Stanislaus Hosius von 1551 bis 1558, Maschinenmanuskript Trier 1962, S. 19 f.). Trotz mehrmaliger Besuche der Stadt und trotz der Fastenpredigten im Jahre 1553 sowie einer Einladung zu Gesprächen mit Ratsherren und Gebildeten erreichte er keine Rückkehr der Abtrünnigen in die Gemeinschaft der Kirche. Diese Sorge um die große Hansestadt begleitete ihn durch die folgenden Jahre. In einem Brief an Karl Borromäus vom 6. Januar 1564 aus Krems trug er seine Meinung über den Laienkelch vor, weil er wußte, daß das Tridentinum diese disziplinäre Frage an den Papst verwiesen hatte. Als Seelsorger beobachtete er, wie im niederösterreichischen Raum und im angrenzenden Passauer Gebiet weithin das hl. Meßopfer nicht mehr gefeiert wurde. Wenn einige nun die Kelchkommunion verlangten, müsse zuerst die Feier der hl. Messe wieder eingeführt werden (S. 75). Hosius spürte, daß die Forderung nach dem Laienkelch nicht mehr eine disziplinär-liturgische Frage darstellte. Sie wurde zum konfessionellen Unterscheidungsmerkmal, da mit ihr zugleich auch das Verlangen nach dem „reinen Evangelium“, nach der Aufhebung des Kanons und des Opfers der hl. Messe und nach der Laienpredigt verbunden wurde (vgl. Rosenkranz, S. 20 f.). Wenn Hosius über Fragen der Fischerei oder der Forstarbeit mit Herzog Albrecht von Preußen korrespondierte, ist der Ton seiner Schreiben väterlich und vertraulich. Doch wenn Frau „Caspar Kleinin“ sich beim Herzog über Hosius mit der Falschmeldung beschwert, sie sei Braunsbergs verwiesen worden, muß er ausführlich auf den Fall eingehen und dem Herzog darstellen, daß Caspar Kleinin sich selbst durch den Ausschluß vom Tisch des Herrn auch von der Gemeinschaft der körperlich Speisenden getrennt habe. Dabei zeigt sich Hosius bestens unterrichtet und verweist auf frühere Aktionen dieser Frau, in der Öffentlichkeit eine andere Lehre zu verkünden. In einem solchen Falle müßte sie natürlich ausgeschlossen werden. Hosius fügt hinzu, man sähe, wohin es führe, wenn ein jeder nach seinem Willen die Schrift deute und sein Gewissen binde oder löse. An einigen Orten wolle man von der heiligen Dreifaltigkeit nichts wissen, an anderen nichts von der gleichen Natur des Sohnes mit dem Vater. Dahin komme es, wenn ein jeder, „auch Korkmacher und Korkmacherin“, die Schrift nach seinem Ge-

fallen deute. „Dieweil dann under andern Ursachen auch die eine ist, von deren wegen die bischofen von Herrn Christo eingesetzt in remedium schismatis, auf das sie kein trennung und spaltung zulassen . . .“ (S. 232).

Eine Freudenbotschaft für Hosius enthält der Brief des Nuntius Commendone vom 15. Oktober 1564 aus Lemberg. Er teilt ihm mit, daß Ende August die ersten Jesuiten aus Rom nach Preußen abgereist sind. Ihnen würden sich Patres aus Flandern und Deutschland anschließen (S. 492). Deshalb drückt der königlich-polnische Sekretär und Domherr Martin Kromer in einem Schreiben vom 15. Dezember aus Petrikau seine Bewunderung für Hosius aus, daß er in so kurzer Zeit Jesuiten nach Braunsberg geholt habe. Er verspricht auf die Bitte des Kardinals hin, sie zu unterstützen, und hofft, daß die „Brüder“ des ermländischen Kapitels mit fremder und eigener Habe das gleiche tun (S. 611).

Der Band enthält eine Einleitung mit lateinischer und deutscher Zusammenfassung und eine ausführliche Bibliographie. Er wird durch eine Reihe von Indices, insbesondere Personen-, Orts- und Sachregister, erschlossen. Die Bildtafeln zum Eingang zeigen Hosius nach dem Porträt in der Stanislauskirche zu Rom, sein Wappen, die Titelblätter der ersten Epistolare des vergangenen Jahrhunderts und die lebendigen Stiche Thomas Treters aus seinem „Loblied“ auf Hosius: „Theatrum virtutum D. Stanislai Hosii“, Rom 1588.

Hubert Jedin nennt (im Handbuch der Kirchengeschichte, Bd. IV, S. 524 f.) nur zwei Bischöfe, die „Modell“ für die Durchführung des Tridentinum gewesen seien: Karl Borromaeus in Mailand und Paleotti in Bologna. Müßte nicht Hosius als dritter genannt werden?

Gerhard Reifferscheid

Marcin Kromer, Polska czyli o położeniu, ludności, obyczajach, urządach i sprawach publicznych królestwa polskiego księgi dwie [Polen oder zwei Bücher über Lage, Bevölkerung, Sitten, Ämter und Gemeinwesen des Königreichs Polen]. Übersetzt von Stefan Kozirowski. Einführung von Roman Marchwiński. Olsztyn: Pojezierze 1977. L, 221 S., 1 Karte.

Martin Kromer stammte aus einer polonisierten Bürgerfamilie deutscher Abstammung in Biecz bei Krakau, wurde vertraut mit humanistischer Bildung an den Universitäten Krakau, Padua und Bologna und erwarb schließlich den Grad eines Doktors beider Rechte. Lange Jahre war er im Dienste der Kanzlei des polnischen Königs, schließlich königlicher Sekretär und als solcher besonders beschäftigt mit den preußischen Angelegenheiten. Mehrfach war er mit diplomatischen Missionen beauftragt, deren längste seine Gesandtschaft beim kaiserlichen Hof in Wien war (1558 bis 1564). Befreundet mit Stanislaus Hosius, gehörte er zu den Vorkämpfern der Gegenreformation und katholischen Kirchenreform in Polen. Als Administrator, Koadjutor und schließlich als Bischof von Ermland ragt er als geistlicher Oberhirte und als Landesherr aus der Reihe

der ermländischen Fürstbischöfe besonders heraus. Neben all diesen vielfältigen Tätigkeiten seines Lebens steht ein nicht geringes schriftstellerisches Werk historisch-politischer und kontroverstheologischer Art. Hier interessiert zunächst der Historiker und politisch-staatsrechtliche Schriftsteller.

Eines seiner wichtigsten Werke ist die „Polonia“, eine Beschreibung Polens, die Stefan Kozikowski in modernes Polnisch übersetzt hat. Es ist seit 1853 die zweite polnische Übersetzung. Die philologische Bewertung der Übersetzung mag hier übergangen werden und den Polonisten überlassen bleiben.

Dagegen ist auch für den deutschen Leser die Einleitung von Roman Marchwiński wertvoll und nützlich, weil er in ansprechender und flüssig lesbarer Form eine Übersicht gibt: 1. über den Autor Martin Kromer und sein Leben als Hintergrund für die Entstehung dieses Werkes, 2. über die näheren Umstände und Motive, die zur Abfassung und Drucklegung des Werkes geführt haben, 3. über den Inhalt des Werkes, ferner 4. Anmerkungen über die Quellengrundlage und 5. über die vorgelegte Übersetzung, schließlich 6. eine Bibliographie der Ausgaben und Übersetzungen sowie 7. eine kritische Sichtung der wichtigsten Literatur.

Martin Kromers Beschreibung Polens erschien zuerst in lateinischer Sprache unter dem Titel „Polonia sive de situ, populis, moribus, magistratibus et republica regni Polonici libri duo“. Das Werk war gedacht als Ergänzung zu Kromers großer Geschichte Polens vom Jahre 1555, die das Mißfallen der Wortführer der Szlachta im Kampf gegen den König und den Senat um die Macht im Staate erregt hatte, weil Kromer darin den königlichen Standpunkt scharf herausgestellt hatte. Vielerlei Verpflichtungen hinderten Kromer jedoch daran, seine schon bald im Manuskript fertiggestellte Polonia drucken zu lassen. Wie notwendig eine gute Beschreibung Polens bei den westlichen polnischen Nachbarn war, spürte er u. a. während seiner Gesandtschaft beim kaiserlichen Hof. Aber den letzten Anstoß zur Veröffentlichung gab ein anonymes, nicht autorisierter Druck der „Polonia“, der 1575 in Frankfurt erschien. Kromer hatte nämlich seinem Freunde Stanisław Karnkowski, Bischof von Leslau (Włocławek), ein handschriftliches Exemplar überlassen, der es dann dem neugewählten polnischen König Heinrich Valois im Jahre 1574 überreichte. Aus dem französischen Umkreis des Königs muß das Manuskript dann dem Frankfurter Drucker Wechelus in die Hände gekommen sein.

Die erste von Kromer autorisierte Ausgabe der „Polonia“ erschien 1577 bei Maternus Cholinus in Köln, die zweite, verbesserte 1578 ebenda, weitere sechs folgten in Basel, Köln und Leiden bis in das 18. Jahrhundert. 1588 kam eine spanische Fassung in Madrid heraus, und noch 1741 erschien in Danzig eine deutsche Übersetzung von Andreas Schott. Eine kritische Edition veröffentlichte W. Czermak 1901 in Krakau. Kromers Beschreibung Polens muß also für eine ungewöhnlich lange Zeit als das wichtigste Standardwerk über Polen gegolten haben! Es enthält im ersten Teil eine Beschreibung der

geographischen Lage und der Naturkunde Polens sowie der Eigenart der Bewohner Polens. Der zweite Teil beschreibt Verfassung und Funktionieren des politischen Lebens in Polen. Man kann diesen Teil geradezu ein staatsrechtlich-politologisches Handbuch mit historischem Hintergrund nennen. Da hier Kromer vorzüglich aus eigener Kenntnis und Anschauung schöpfen konnte, hat dieser Teil bis heute eigenen Quellenwert. Hervorzuheben ist, daß gerade die Abschnitte über die Lande Preußen und hier wieder das Ermland sehr genau und umfassend ausgearbeitet sind.

Der polnischen Ausgabe beigefügt ist ein Faksimile der gedruckten Karte Polens von Wacław Grodecki. Kromer hat das Kartenmaterial Grodeckis selbst benutzt; leider ist seine Absicht nicht verwirklicht worden, diese Karte als Anhang der ersten autorisierten Ausgabe der „Polonia“ beizudrucken. Diese Karte Grodeckis ist u. a. unter dem Gesichtspunkt der benutzten Namensformen für Preußen und Schlesien außerordentlich interessant.

Schade, daß es keine heute gut erreichbare deutsche Fassung der „Polonia“ gibt. Denn das inhaltsschwere, gleichwohl nicht voluminöse Werkchen gibt ein lebendiges und anschauliches Bild vor allem des politischen Systems und Lebens im Königreich Polen und seiner ihm angeschlossenen Länder während des 16. Jahrhunderts. Vielleicht sollte ein Fotodruck der Danziger Ausgabe von 1741 gewagt werden, erweitert um eine Einführung und Anmerkungen für den heutigen deutschen Leser.

Es wurde schon bemerkt, daß die „Polonia“ Kromers nach Westeuropa ausgestrahlt und das dortige Polenbild beeinflusst haben muß. Das kann man jetzt auf eine geradezu überraschende Weise nachweisen, nämlich auf Grund des umfassenden Berichts des englischen Diplomaten George Carew, der 1598 in Polen weilte (vgl. *Relation of the State of Polonia and the United Province of that Crown anno 1598*. Edidit Carolus H. Talbot. Romae: Institutum Historicum Polonicum Romae 1965 (Elementa ad fontium editiones, 13: Res Polonicae ex Archivo Musei Britannici, I). Roman Marchwiński erwähnt diese englische Edition in seiner Einleitung nicht, so daß man annehmen darf, daß sie ihm nicht bekannt geworden ist. Obwohl dieser Bericht anders aufgebaut ist, andere politische Tendenzen enthält und einen anderen Zweck hatte, fallen wörtliche Anspielungen und inhaltliche Übereinstimmungen, etwa Wiedergabe von Sachverhalten in geraffter Form, im Vergleich zu Kromers Polonia in die Augen. George Carew muß also Kromers Werk benutzt haben. Im übrigen hat Carew einige Jahre später aufgrund seiner Gesandtschaft nach Frankreich 1605–1609 einen Bericht über Frankreich geschrieben in gleicher Form und nach gleicher Methode, zu der ein umfassendes Studium der Literatur über das Land gehörte. – Eine vergleichende Untersuchung von Kromers „Polonia“ und von Carews Bericht würde sich gewiß lohnen.

Heinz Neumeyer, Kirchengeschichte von Danzig und Westpreußen in evangelischer Sicht. Bd. 2: Die evangelische Kirche im 19. und 20. Jahrhundert. Leer (Ostfriesland): Rautenberg 1977. X, 297 S.

In der Besprechung des ersten, etwas weniger umfangreichen Teils des vorliegenden Werkes (vgl. ZGAE 37, 1974, S. 129 – 132) wurden vor allem zwei Sachverhalte kritisiert: erstens „manches Fehlurteil über katholische Einrichtungen und die spätmittelalterliche Geisteshaltung“, sodann die Nichtbeachtung polnischer Forschung und Literatur. Der erste Vorwurf trifft diesen zweiten Band insofern in geringerem Maße, als es sich hier um eine evangelische Kirchengeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts handelt, und die Darstellung – abgesehen von der Schilderung der Kulturkampfzeit (S. 51–54) und zwei kleinen Kapiteln über „das Verhältnis zur katholischen Kirche“ (S. 43 f. und S. 112–115) – sich vorwiegend mit den inneren und äußeren Verhältnissen der evangelischen Kirche Westpreußens befaßt. Mit dem Bild, das der Verfasser – aufgrund einer unkritischen Wiedergabe von zeitgenössischen Quellen – von der katholischen Kirche der damaligen Zeit zeichnet, kann man sich nicht einverstanden erklären. Selbst in jeder normalen katholisch-kirchlichen, z. B. rein seelsorglichen oder karitativen Tätigkeit werden staatsgefährdende oder antievangelische Aggressionen erblickt. So halten Jesuiten „aufreizende Predigten . . . zu allerlei Bekehrungsversuchen“ (S. 112), desgleichen wirken die Grauen Schwestern „von jungen Kaplänen mit schlaun Machinationen unterstützt“ (ebd.). Oder was hat die von Papst Pius X. für die gesamte Kirche eingeführte Frühkommunion mit Proselytenmacherei zu tun, wie hier unterstellt wird? Der Einfluß selbst der katholischen Hebammen wird als gefährlich dargestellt. Es wird der Eindruck vermittelt, als wäre es ein Hauptziel der katholischen Kirche gewesen, „der evangelischen Kirche Schaden zuzufügen“ (S. 113). Der Beispiele gibt es noch viele, wenn etwa das im katholischen Raum als Schimpfwort empfundene Schlagwort vom „Ultramontanismus“ gebraucht wird und es sogar heißt, daß „Erhaltung und Förderung der katholischen Kirche“ „im größten Teile Westpreußens“ zugleich den Schutz der Entfaltung des Polentums“ bedeutete (S. 78). Hier spielt offenkundig die unselige Gleichstellung von deutsch und protestantisch einerseits wie polnisch und katholisch andererseits hinein, die bewirkt, daß der Verfasser „an der nationalen Zuverlässigkeit vieler deutscher Katholiken“ (S. 115) zweifelt. Dabei wird übersehen, daß es sich hier nur um eine Verbundenheit im gemeinsamen Glauben handelt. Das zeigte sich ja auch im Kulturkampf, wo deutsche wie polnische Bischöfe in gemeinsamer Front standen. Ein Buch, das wie das vorliegende immer wieder deutsch-polnische Beziehungen berührt, müßte diese aber durch Heranziehung auch der polnischen Literatur etwas objektiver darstellen, und es genügt nicht, sich auf so einseitige Literatur wie z. B. die Aussagen eines Cardinal von Widdern in einer Schrift des Deutschen Ostmarkenvereins zu berufen.

Trotz dieser Vorbehalte stellt das nun vollständige Werk eine wichtige Darstellung und ein unentbehrliches Hilfsmittel dar für

jeden, der sich mit der preußischen unierten Landeskirche in Westpreußen beschäftigt. Es folgt in seinem Aufbau den Perioden der politischen Geschichte und nutzt und zitiert umfangreiche deutsche Literatur, zu der für die neueste Zeit noch besonders wertvolle eigene Erlebnisberichte führender evangelischer Geistlicher kommen.

Anneliese Triller

Das Domkapitel zu Münster 1823–1973. Aus Anlaß seines 150jährigen Bestehens seit der Neuordnung durch die Bulle „De salute animarum“ im Auftrag des Domkapitels hrsg. von Alois Schröer. (Westfalia Sacra, Bd. 5.) Münster/Westf.: Aschendorff 1976. XXVI, 538 S., 53 Abb.

Diese Jubiläumsschrift will „keine zusammenhängende Kapitelsgeschichte der vergangenen 150 Jahre bieten“ (S. XXV), sie liefert aber zahlreiche sehr wertvolle Bausteine dazu. Die Thematik reicht von der Zeit des Übergangs „vom alten zum neuen Kapitel“ (F. Helmert, S. 1–51) bis zu den „Reforvorstellungen der Gegenwart“ (R. Lettmann, „Das Domkapitel im Verständnis des II. Vatikanischen Konzils“, S. 98–113). R. Haas beschreibt „Die erste münsterische Bischofswahl (1825) nach der Neuordnung des Domkapitels und ihre Vorgeschichte“ (S. 52–83). H. Herrmann behandelt „die Frage nach der Rechtsstellung des neuen Domkapitels“ (S. 84–97). „Zur Geschichte des Domkapitelarchivs“ schreibt P. Löffler (S. 114–137). „Kontroversen mit dem Kapitel“ schildert H. Bramkamp („Die Domvikare aus der Domkirche zu Münster“, S. 138–154). Zwei kunstgeschichtliche Beiträge betreffen die Neugestaltung der Domkirche nach dem Zweiten Weltkrieg (E. Lengeling, S. 155–189) und die dem Landesmuseum vom Kapitel als Dauerleihgabe überlassenen Kunstwerke des Domes (P. Pieper, S. 190–204). Es folgen biographische Darstellungen über die Bischöfe Caspar Maximilian Droste zu Vischering und Johann Bernard Brinkmann (D. Graf v. Merveldt, S. 205–249), den Domkapitular Kellermann als Domprediger (M. Mückshoff, S. 250–263), den Weihbischof Illigens (K. Wittstadt, S. 264–280), die Professoren Reinke (H. Eising, S. 281–296), Mausbach (J. Weinand, S. 330–337) und Donders (G. Hasenkamp, S. 338–350) sowie die Historiker Tibus und Schwarz (A. Schröer, S. 297–329). Der Band wird abgeschlossen mit Kurzbiographien der Domkapitulare seit 1823 (F. Helmert, S. 351–440), der Domvikare (H. Bramkamp, S. 441–455) und der Mitglieder des Domkapitels im Jahre 1973 (N. Humburg, S. 456–476) sowie durch eine Liste der Inhaber der Prälaturen und Ämter (S. 477–479) und eine statistische Erfassung der residierenden Domkapitulare 1823–1973 nach folgenden Punkten: 1. Herkunft, 2. Schulbildung, 3. Hochschulbildung, 4. Ort der Priesterweihe, 5. Wissenschaftliche Grade, 6. Lehrtätigkeit an der Hochschule, 7. Literarische Tätigkeit, 8. Auszeichnungen, 9. Alter (N. Humburg, S. 480–485).

Die beiden ersten Beiträge des Sammelbandes verdienen besonderes Interesse. Die auf zum Teil bisher unbekanntem Material aus

dem Bistumsarchiv Münster fußende umfangreiche Darstellung von Friedrich Helmert zeigt u. a., daß der ermländische Fürstbischof Joseph von Hohenzollern als Exekutor der Bulle „De salute animarum“ (lateinischer und deutscher Text S. 486–519) seinen Auftrag nicht lediglich delegierte, sondern durch eine Verfügung an das Domkapitel betreffend die Altkanoniker (S. 28) und eine 15 Punkte umfassende Instruktion für die „subdelegierte geistliche Kommission“ betreffend die Neugestaltung der bischöflichen Verwaltung in Münster selbst tätig wurde. – Reimund Haas stellt die Bischofswahl von 1825 auf dem Hintergrund der Problematik des Bischofswahlrechts in den neuen Diözesen Preußens dar und kommt zu dem Schluß: „Wie das Beispiel Münster und die Untersuchungen über Köln, Paderborn und Trier zeigen. versuchten die preussische Regierung und Friedrich Wilhelm III., Kultusminister Altenstein und der zuständige Oberregierungsrat Schmedding die in den östlichen Diözesen geübte Praxis des Staatskirchentums auf die Kölner Kirchenprovinz zu übertragen. In dieser restaurativen Kirchenpolitik beanspruchte der Staat die alleinige Initiative für das Wahlgeschäft und handhabte das in der Bulle [„Quod de fidelium“] zugestandene negative Ausschließungsrecht als positive Nomination“ (S. 82). Dieses Verfahren ließ sich bis Ende der dreißiger Jahre durchsetzen.

Der mit vorzüglichen Abbildungen und einem ausführlichen Orts-, Personen- und Sachregister ausgestattete Sammelband gibt mit seiner vielfältigen und dabei pragmatisch an den vorhandenen Quellen und bereits vorliegenden Vorarbeiten orientierten Thematik die Anregung zu einer entsprechenden Darstellung der Zusammensetzung und Wirksamkeit des ermländischen Domkapitels im 19. und 20. Jahrhundert und stellt zugleich ein mögliches Modell dafür dar.

Hans-Jürgen Karp

Andrzej Samulowski, Z północnego Polski krańca . . . [Vom nördlichen Rande Polens . . .] Hrsg. u. m. e. Einleitung von Janusz Jasiński. Olsztyn: Stacja Naukowa Polskiego Towarzystwa Historycznego (Instytut Mazurski) w Olsztynie. Ośrodek Badań Naukowych im. W. Kętrzyńskiego w Olsztynie 1975. CII, 215 S., 42 Abb. auf Taf.

Janusz Jasiński, Andrzej Samulowski 1840 – 1928. O narodowe oblicze Warmii [. . . Über das nationale Antlitz Ermlands]. Olsztyn: Pojezierze 1976. 221 S., 17 Abb. [Dtsch. Zus.fass.]

Samulowski, in Schönbrück, Kreis Allenstein, als Sohn eines Eigenkättners geboren, lernte in Posen den Beruf des Buchbinders, gründete 1878 im Zusammenhang mit dem damals einsetzenden Wallfahrten nach Dietrichswalde ebenda die erste polnische Buchhandlung im Ermland und war seitdem bis zur Jahrhundertwende der bedeutendste Anwalt der polnischen Bewegung im südlichen Ermland, die in den achtziger Jahren durch Organisation von Volksversammlungen zum Protest gegen die Sprachverordnung der preußischen Regierung von 1873 und durch die Gründung der „Gazeta Olsztyńska“ an die Öffentlichkeit trat.

Jasiński, Hauptschriftleiter der in Allenstein erscheinenden „Kommunikaty Mazursko-Warmińskie“ und Dozent am Historischen Institut der Polnischen Akademie der Wissenschaften, hat 1975 eine Sammlung von politischen und religiösen Gedichten sowie einigen Zeitungsartikeln Samulowskis herausgegeben, über die er als Titel die erste Zeile eines Huldigungsgedichts auf Adam Mickiewicz setzte, das Samulowski aus Anlaß der Überführung des Leichnams des Dichters in den Krakauer Wawel 1890 verfaßt hat. Für den Historiker ist die fast 100 Seiten umfassende Einleitung des Herausgebers über Leben und Werk Samulowskis von besonderem Interesse.

Ein Jahr später hat Jasiński in einem weiteren Band, der im Historischen Institut der Akademie der Wissenschaften entstand, eine politische Biographie Samulowskis vorgelegt, in der er die Persönlichkeit des Dichters, Publizisten und Politikers noch deutlicher auf dem Hintergrund seiner Zeit darstellt. Wenn dabei bisweilen die Gestalt Samulowskis doch hinter den Ereignissen und Entwicklungen zurücktritt, mag das durch die für biographische Details unzulängliche Quellenlage bedingt sein. Auf Grund der Quellen entsteht aber ein ziemlich differenziertes Bild von der Persönlichkeit Samulowskis und seinem Kampf für das Polentum im Ermland. Der Autor läßt die Quellen sprechen und hält sich mit generalisierenden Urteilen zurück. Die deutsche Zusammenfassung (S. 205–209) bietet dann allerdings Ungenauigkeiten und Verallgemeinerungen, was um so bedauerlicher ist, als der des Polnischen unkundige deutsche Leser, den das Thema ja ebenso angeht wie den polnischen, ein falsches Bild von den Aussagen des Buches und den Intentionen des Autors erhält. Man kann sich darüber streiten, ob sich in den Volksversammlungen des Jahres 1885 „der Wille der Zugehörigkeit zu Polen“ manifestierte (S. 206) oder ob nicht die Polen im Ermland damals nur „um die polnische Sprache und die polnische Kultur zu kämpfen“ hatten (S. 207). Aber es ist nicht gerechtfertigt, diesen Kampf in gleicher Weise als „gegen die Interessen des Staates und der Frauenburger Kurie gerichtet“ zu bezeichnen und unterschiedslos von einer „Germanisierungsaktion des Staates, des Zentrums und der deutschen Geistlichen“ zu sprechen (S. 207). Der Autor betont selbst zu Recht (z. B. Z północnego Polski krańca, S. XLVII), daß die kirchlichen Behörden sich einer gewaltsamen Germanisierung widersetzen, allerdings hält er ihnen vor, sie hätten gegen die allmähliche Assimilierung der polnischen Bevölkerung mit der deutschen Nation nicht protestiert. Positiv hebt er hervor, Samulowski habe als strenger Katholik zwischen dem Konfessionellen und dem Nationalen zu unterscheiden gewußt (S. 207). Es bleibt zu fragen, was diese theoretische Trennung der Bereiche von Religion und Politik, die auf beiden Seiten gemacht wurde, in der Praxis wert war, da doch in dem zunehmenden deutsch-polnischen Antagonismus schließlich das Nationale über das Religiöse gestellt wurde.

Die Biographie ersetzt trotz einiger Wiederholungen die Einleitung des Gedichtbandes nicht; beide sind als eine Einheit anzusehen. Auch die Biographie enthält noch einmal eine Auswahl von publizierten

stischen Artikeln und Gedichten Samulowskis, einen Nachweis von Drucken, die ihn zum Autor haben oder mit seiner Unterstützung herausgegeben wurden, ferner eine detaillierte Bibliographie, ein Verzeichnis der Abbildungen und eine genealogische Tafel der Vorfahren und Nachkommen Samulowskis. Leider fehlen jegliche Register, wenigstens ein Personenregister wäre wünschenswert gewesen.

Hans-Jürgen Karp

Akten der Fuldaer Bischofskonferenz, Bd. 1: 1871-1887. Bearb. von Erwin Gatz (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe A: Quellen, Bd. 22). Mainz: Matthias-Grünwald-Verlag 1977. CXXIII, 789 S.

Die Aktenedition von Gatz schließt zeitlich an die Arbeit von R. Lill, *Die ersten deutschen Bischofskonferenzen* (1964), an und will in zwei Bänden das relativ reichliche Material über die Beratungen der Bischöfe auf und im Zusammenhang mit ihren Konferenzen aus der Zeit des Vorsitzes der beiden Kölner Erzbischöfe Melchers und Krementz (also bis 1899) zugänglich machen. In diesen Akten spiegelt sich ein Teil der zentralen Probleme des preußischen Katholizismus im ausgehenden 19. Jahrhundert wider. Der vorliegende Band enthält 495 bisher größtenteils ungedruckte Stücke aus den Jahren 1871-1887, die insbesondere die Strategie der Bischöfe im Kulturkampf und ihre Mitwirkung bei dem von der Kurie und der preußischen Regierung seit 1878 betriebenen Abbau dieses Konfliktes beleuchten.

Die Leser dieser Zeitschrift interessieren vor allem die Aktivitäten der beiden Bischöfe von Ermland und Kulm, Philippus Krementz (bis 1885) und Johann Nepomuk von der Marwitz (+ 1886). In den rund 20 Stücken, die von Krementz in seiner Eigenschaft als Bischof von Ermland stammen, wird das Bild des grundsatzstrengen, harten Widerstand fordernden und leistenden Oberhirten bestätigt, während die durch einige wenige Zeugnisse belegte Haltung des Kulmer Bischofs, der sich aus Alters- und Gesundheitsgründen auf den Konferenzen zumeist durch seinen Generalvikar vertreten ließ, aus pastoralen Gründen und in der vergleichsweise nicht so gespannten Situation in seinem Bistum flexibler war (vgl. z. B. Nr. 268 und 311), manchmal jedoch im Hinblick auf das anzustrebende einheitliche Votum der Bischöfe auch etwas unsicher erscheint.

Bemerkenswert sind Äußerungen von Krementz über den Nutzen der Bischofskonferenzen. Während er 1882 von der „Einheit der Hirten“ spricht, „die sich bisher so gut bewährt hat“ (Nr. 372), schrieb er zehn Jahre zuvor, im August 1872, etwas gekränkt an den Limburger Bischof Blum: „Ich muß gestehen, daß ich mit den Resultaten unserer letzten Fuldaer Konferenzen sehr wenig zufrieden bin, besonders da selbst die dort gefaßten Beschlüsse, wie z. B. Nr. 2 des Protokolls der letzten Sitzung [betr. die Notwendigkeit der kirchlichen Exkommunikation als Disziplinarmaßnahme] von den betroffenen Herren Bischöfen nicht ausgeführt worden sind, und sie dadurch meine

Verfahrensweise, die gemäß den unveräußerlichen Bestimmungen des kanonischen Rechtes stattgefunden, in den Augen der Regierung desavouiert haben. Fast will es mir scheinen, als ob es besser sei, wenn doch kein einheitliches und entschiedenes Verfahren auf unseren Zusammenkünften erzielt wird, daß jeder Bischof für sich, nach einer schriftlich geführten Verständigung über notwendige Schritte, mit seinen Kundgebungen vorgehe, da bei der Redaktion eines gemeinschaftlichen Hirtenschreibens der alte Spruch: ‚Quot capita, tot sensus‘ sein Recht auszuüben sich anschickt, und die verschiedenen Erlasse der einzelnen Oberhirten die Sache wohl erschöpfender und eindringlicher behandeln, als dieses bei einem mühsam zusammenredigierten gemeinsamen Opus der Fall ist“ (Nr. 83).

Das Erscheinen des zweiten Bandes der begrüßenswerten Edition ist in nicht zu ferner Zukunft zu erwarten, er wird das für die vollere Erschließung des reichen Inhalts unerläßliche Register für beide Bände enthalten.

Hans-Jürgen Karp

Akten zur preußischen Kirchenpolitik in den Bistümern Gnesen-Posen, Kulm und Ermland 1885–1914. Aus dem Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes. Bearb. von Erwin Gatz. (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe A: Quellen, Bd. 21) Mainz: Matthias-Grünewald-Verlag 1977. XCV, 283 S.

Von den in diesem Band editierten 143 Dokumenten interessieren hier nicht nur die die Bistümer Kulm und Ermland, sondern auch die die vereinigten Erzbistümer Gnesen und Posen betreffenden Stücke, soweit diese die Neubesetzung von Gnesen-Posen im Jahre 1886 und die Amtszeit des vormaligen Königsberger Propstes Julius Dinder als Erzbischof des Doppelbistums beleuchten. Die Akten über die Vorgeschichte der Neubesetzung sind vom Herausgeber bereits ausgewertet worden (vgl. ZGAE 37, 1974, S. 173). Die anderen Stücke zeigen, wie Dinder versuchte, „eine von nationalen Aspekten möglichst unbelastete Personalpolitik“ zu treiben (S. XXXV) und sich darin auch durch das von der Regierung entgegen ihrer Zusage häufig praktizierte Einspruchsrecht nicht beirren ließ. In der Frage der deutschen Unterrichtssprache für den gymnasialen Religionsunterricht ging er jedoch 1887 „schweren Herzens“ (Dok. 28) auf die Forderungen der Regierung ein. In den Auseinandersetzungen um die Wiedereröffnung des Posener Priesterseminars, die die Regierung von „etwaige revolutionäre Umtriebe des Polentums“ (S. XLIV) ausschließenden Garantien abhängig machte, zeigte sich der Erzbischof unnachgiebig, er brauchte sich bei der Berufung der Professoren auch nicht an ein förmliches Placet der Regierung zu binden, stellte aber schließlich mündlich in Aussicht und gab letzten Endes die gewünschte schriftliche Erklärung ab, daß er „die Ernennung der Seminarprofessoren im Einvernehmen und nach gegenseitiger Verständigung mit der Staatsregierung vornehmen werde“ (Dok. 51). Das Seminar wurde am 1. 8. 1889 wieder eröffnet. Regens war fast 30 Jahre lang der von Kremenz für dieses Amt empfohlene, aus

Braunsberg stammende Professor der Moral Paul Jedzink. Er, der einzige Deutsche unter den Professoren, hat „die auf ihn gesetzten Hoffnungen der Regierung hinsichtlich einer deutsch-nationalen Bildung des Klerus jedoch nicht erfüllt“ (S. XLVIII). – Über Dinder enthalten die Akten höchst unzufriedene Urteile nicht nur der Regierung, sondern auch des Breslauer Fürstbischofs Kardinal Kopp, der gegenüber dem Oberpräsidenten von Zedlitz meinte, „der Erfassung seiner Aufgabe sei er (Dinder) nicht gewachsen. Der Grund seines ununterbrochenen Schwankens, seines steten Erliegens gegenüber dem Einflusse seiner polnischen Umgebungen liege nicht in dem Mangel an sich richtiger Denkwegweise und patriotischer Empfindung, sondern in seiner Unfähigkeit, die Tragweite der Sachen zu übersehen, in dem Mangel selbständigen Urteils und der Befähigung zur eigenen Arbeitstätigkeit (dazu notierte Bismarck am Rand: Ein Pole, der das hat, wäre aber schlimmer). Der Erzbischof sei ein durchaus unklarer Kopf (Bismarck: Richtig, aber immer besser als ein klarer polnischer)“ (Dok. 55). Der Herausgeber hebt hervor, daß „der zu seinen Lebzeiten in der polnischen Presse so heftig Befehdete“ nach seinem Tode „von allen Seiten respektvolle Nachrufe“ erhielt, „die seine höchst schwierige Aufgabe und sogar seine Leistungen anerkannten. Dinder hat in der Tat für den Wiederaufbau der Seelsorge Erhebliches geleistet. Wenn ihm auch die Überwindung der nationalen Gegensätze nicht gelingen konnte, so hat er doch im innerkirchlichen Raum manche Härte zu mildern vermocht“ (S. IL).

Die Kulmer Akten des vorliegenden Bandes betreffen zunächst die Neubesetzung des Bistums im Jahre 1886. Hierbei stand zuerst der Marienburger Pfarrer und ermländische Ehrendomherr Johann Wien (S. LXXVII, Anm. 17, muß es Tolksdorf statt Folksdorf heißen) als Favorit der Regierung an der Spitze der Kandidatenliste, der aber wegen mangelnder Polnischkenntnisse von Kardinalstaatssekretär Jacobini zurückgewiesen wurde. Im weiteren Verlauf suspendierte Leo XIII. entgegen früheren Absichten das Wahlrecht des Pelpliner Domkapitels und wollte den auch der Regierung genehmen, inzwischen zum Kapitularvikar gewählten Leo Redner ernennen. Den endgültigen Ausschlag dazu gaben, nachdem der polenfreundliche Domkapitular Neubauer in Rom Bedenken gegen Redner vorgetragen hatte, zwei positive Gutachten von Krementz und Thiel. Die Regierungsakten zeigen im Gegensatz zu dem „recalcitranten“ Dinder (so Bismarck) Leo Redner – ebenso wie Thiel – als staatsfreundlichen Bischof. So konnte bereits 1887 das Pelpliner Priesterseminar eröffnet werden, wiewohl dafür letzten Endes die vom Papst zugestandene Transferierung Kopps nach Breslau ausschlaggebend war.

Bei der Bischofswahl im Jahre 1898 setzte das Pelpliner Domkapitel u. a. auch den Bischofsburger Pfarrer Eduard Herrmann auf die Kandidatenliste. Kultusminister Bosse lehnte ihn jedoch wegen seiner polenfreundlichen Einstellung ab. Schließlich wurde – auch mit den Stimmen der polnischen Mitglieder des Kapitels – der Professor

der Exegese und Regens Augustinus Rosentreter gewählt. In seinem Führungsstil weniger streng als Redner, sah er sich in seiner Amtszeit sowohl Angriffen von polnischer Seite als auch der Kritik der Staatsbehörden ausgesetzt.

Nicht bekannt dürfte bisher gewesen sein, daß die Regierung in den Jahren 1904–1906 über den Kopf von Rosentreter hinweg und mit anfänglicher Unterstützung Kopps die Loslösung Kulms aus dem seit 1466 bestehenden Suffraganverhältnis zu Gnesen betrieb (Dok. 117 bis 126).

Die das Bistum Ermland betreffenden Stücke (Dok. 101–112) beziehen sich auf die Vorgeschichte der Ernennung Eduard Herrmanns zum ermländischen Weihbischof im Jahre 1901, die in dieser Zeitschrift (vgl. Bd. 37, 1974, S. 98–102) bereits dargestellt wurde.

Die vorzügliche Edition der in dem vorliegenden Band vereinigten Akten läßt kaum einen Wunsch offen. Die Einleitung (S. XXIII–XC) führt sehr ausführlich in den historischen Kontext ein. In den Anmerkungen hat der Bearbeiter zudem in bewunderungswürdiger Akribie Namen und Daten zusammengetragen, die für die Auswertung der Akten von Bedeutung sind (ein Schönheitsfehler: es fehlen in den Fußnoten der Einleitung gelegentlich Belege bei Zitaten aus unveröffentlichten Quellen; man muß sie in der angegebenen Literatur suchen). Das Literaturverzeichnis berücksichtigt auch die wichtigste polnische Literatur; im Erscheinungsjahr des Bandes ist dazugekommen: Trzeciakowski, *Geneza powołania Floriana Stablewskiego na stolicę arcybiskupią gnieźnieńsko-poznańską*, in: *Polska-Niemcy-Europa. Studia z dziejów myśli politycznej i stosunków międzynarodowych*, hrsg. v. A. Czubiński, Poznań 1977, S. 185–196. Obwohl es sich bei den Akten, wie der Herausgeber einleitend hervorhebt, um eine Auswahl-edition eines einzigen Überlieferungsstranges handelt, bildet diese doch eine aussagekräftige Basis für die noch in den Anfängen steckende Erforschung der auf die Nationalitätenproblematik fixierten Kirchenpolitik Preußens in den ostdeutschen und polnischen Bistümern im ausgehenden 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts wie auch für eine kritische Würdigung der nicht einheitlichen Reaktion der katholischen Kirche auf diese Herausforderung.

Hans-Jürgen Karp

Jan Chłosta, Wydawnictwo „Gazety Olsztyńskiej“ w latach 1918 do 1939 (Der Verlag der „Gazeta Olsztyńska“ in den Jahren 1918 bis 1939). (Rozprawy i Materiały Ośrodka Badań Naukowych im. Wojciecha Kętrzyńskiego w Olsztynie, Nr. 61). Olsztyn: Pojezierze 1977. 191 S., 16 Abb. [Dtsch. Zusammenfassung.]

Das Ziel dieser gründlichen und soliden Darstellung ist, wie die Einleitung ankündigt, „der Versuch einer Geschichte des Verlages der *Gazeta Olsztyńska*“ und seiner Rolle bei der Befestigung des Polentums im Ermland, Masuren und dem Weichselland in den Jahren 1918–1939. Die „*Gazeta Olsztyńska*“, d. h. die polnische Zeitung für Allenstein und das südliche Ermland, war bereits 1886 gegründet worden, um polnische Interessen im südlichen Ermland zu vertreten

und das nationale Bewußtsein der polnischen Minderheit dort zu stärken. Der Verlag und die Druckerei der Allensteiner Familie Pieniężny brachte außer der Zeitung auch Bücher, Broschüren und Kalender in polnischer Sprache heraus, die der Erhaltung und Stärkung des polnischen Volkstums dienen sollten. Beilagen religiösen Inhalts und solche für Kinder und Jugendliche ergänzten das Hauptblatt der Zeitung. Naturgemäß wurde diese Verlagstätigkeit für die Polen besonders wichtig zur Zeit der Volksabstimmung 1920. Auch einige für die evangelische Bevölkerung Masurens bestimmte Zeitschriften und ein masurischer Kalender in polnischer Sprache wurden in diesem Allensteiner Verlag herausgebracht, mit dem eine Buchhandlung verbunden war, die außerdem Devotionalien und Schreibwaren vertrieb. Bei Ausbruch des Polenkrieges 1939 wurden Verlag und Druckerei, die schon zuvor mit vielen Schwierigkeiten gegenüber den staatlichen Stellen hatten kämpfen müssen, durch die Nationalsozialisten enteignet und geschlossen. Redakteure und Mitarbeiter wurden in Konzentrationslager gebracht, der verantwortliche Leiter des Verlags, Seweryn Pieniężny junior, am 24. Februar 1940 im Konzentrationslager Hohenbruch bestialisch ermordet.

Das Buch bietet für eine nicht unwichtige Seite der Geschichte Ermlands in den letzten Jahrzehnten vor dem Krieg wertvolles Material. Dazu gehören auch die Abbildungen und die Listen am Schluß mit den Namen der Redakteure und Mitarbeiter, zu denen z. B. der bekannte ermländische Pfarrer und Schriftsteller Barczewski (1856–1928) in Braunsvalde gehörte.

Anneliese Triller

Geschichte der Bekennenden Kirche in Ostpreußen 1933–1945: Allein das Wort hat's getan. Unter Mitwirkung von Hermann Dembowski, Franz Reinhold Hildebrandt, Johannes Jänicke, Gerhard Krupp, Theodor Kuessner, Wilhelm Lenkitsch, Georg Sperling hrsg. von Manfred Koschorke, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1976. 536 S., 4 Kunstdrucktafeln.

Nach der (o. D.) als Manuskript herausgegebenen Materialsammlung zur Vorbereitung des hier angezeigten Bandes und nach der Veröffentlichung von Hugo Linck, *Der Kirchenkampf in Ostpreußen 1933–1945*, München 1968 (vgl. ZGAE 33, 1969, S. 402–407) halten wir nun in Koschorkes und seiner Mitarbeiter Werk die erste umfassende Darstellung des ostpreußischen Kirchenkampfes von seiten der evangelischen Kirche in Händen. In Vorwort und Einführung (S. 11–21) begründen Kirchenpräsident Franz Reinhold Hildebrandt und Pfarrer Manfred Koschorke die Notwendigkeit eines Teamworks zur Darstellung des ostpreußischen Kirchenkampfes.

Während Wilhelm Lenkitsch für die Jahre 1918–1933 die innerkirchlichen Entwicklungen und den Beginn der Krise beim Auftauchen der Deutschen Christen zur Zeit des Wehrkreis Pfarrers Ludwig Müller und des Gauleiters Erich Koch entfaltet (S. 22–56), bemüht sich der Herausgeber unter demselben Stichwort „Die Vorbe-

reitung“ und für den gleichen Zeitraum die Geschichte der Königsberger Theologischen Fakultät unter dem Einfluß von Karl Barth, Julius Schniewind und Hans Joachim Iwand als „Aufbruch aus dem Wort“ zu interpretieren. Koschorke nennt 1934 das „Jahr der Entscheidung“ (S. 91) und schildert die sich als Antwort auf die „völkische Religiosität“ in drei Stufen vollziehende Entwicklung der Bekennenden Kirche Ostpreußens (S. 91–193). Vorbereitende Übergangsformen waren die Kirchliche Arbeitsgemeinschaft Ostpreußen (S. 91–134) und die Ostpreußische Bekenntnissynode (S. 134–143). „Wir unterzeichneten 35 Pfarrer und Gemeindeglieder aus Ostpreußen haben Kenntnis genommen von der Botschaft der Bekenntnissynode der Deutschen Evangelischen Kirche. Wir danken der Bekenntnissynode, daß sie die Verwüstung des kirchlichen Lebens durch das Handeln der Deutschen Christen offen aufgedeckt hat und schließen uns ihrem Urteil an“ (S. 138). Unterzeichnet wurde diese Erklärung vom 29. Oktober 1934 in der Tragheimer Kirche zu Königsberg. Dem leitenden Bruderrat gehörten zuerst u. a. Pfarrer Kuessner-Lötzen als Präses, Prediger Fischer und Pfarrer Reinhold Hildebrandt-Goldap an. Immer deutlicher offenbaren eingestreute Texte und Zitate den besonderen, von der Dahlemer und Barmer Richtung sich unterscheidenden Weg der Bekennenden Kirche Ostpreußens (z. B. S. 166 f.). Trotz dieser Distanzierung bleibt sie bereit, harte Auseinandersetzungen wegen der Prüfungen und Ordinationen der Pfarrer mit dem Königsberger Konsistorium zu ertragen. Dabei wurde „mindestens klar, wie Konsistorialrat Weder es zugab, daß die Auf lagen des Konsistoriums bei der Legalisierung der illegalen BK-[= Bekennende Kirche] Theologen die Auflagen der Gestapo seien“ (S. 162).

Die folgenden Jahre 1935–1937 heißen in der Charakterisierung des Herausgebers Zeit der Versuchung und Bewährung. Nach dem Reifall mit dem Reichsbischof Müller und dem Deutsche-Christen-Bischof Keßel bleiben die Spannungen in der Frage nach dem Recht zur Kirchenleitung bestehen. Die Einsetzung der Reichs-, Landes- und Provinzialkirchenausschüsse führt zur erneuten Konfrontation mit der Bekennenden Kirche auch in Ostpreußen. Hier wird die Trennung des Präses Kuessner von der verantwortlichen Leitung der Bekennenden Kirche Ostpreußens in einem besonderen Abschnitt eingehend begründet (S. 234–239). Gegen den Rat seiner Freunde in der Bekennenden Kirche Ostpreußens wurde dieser Mitglied der Kirchenausschüsse (S. 236). Seine Mitstreiter erkannten klar, daß das Ziel aller vom Dritten Reich manipulierten Aktionen die Staatskirche sein sollte.

Mit Recht überschreibt Koschorke deshalb das vorletzte Kapitel, das die Jahre 1937–1938 behandelt, „Weg zur Staatskirche“ (S. 273 bis 321). Ging es 1935 und 1936 vor allem um die Ausbildung des Nachwuchses (S. 265–267) – mußten doch 127 illegale junge Theologen von der Bekennenden Kirche Ostpreußens ausgebildet und versorgt werden –, so wurden in den Jahren 1937 und 1938 die Kollekten und der Eid die strategischen Hebel in der Hand der Machthaber für den

Versuch, sich auch die Bekennende Kirche der Provinz gefügig zu machen. Die Kollekten wurden konfisziert, die Pfarrer ins Gefängnis geworfen. „Für 1937, das Jahr des Kollektenkampfes, gab es in Ostpreußen allein 153 Verhaftungen“ (S. 283). Die von den Kanzeln vorgetragenen Fürbitten für die festgenommenen Pfarrer bewirkten neue Verhaftungen. Nach der Unübersichtlichkeit kirchlicher Auseinandersetzungen während der ersten Jahre des Dritten Reiches klärten sich bei zunehmender Unterdrückung der Christen in allen Lebensbereichen die Fronten. Hatten sich im November 1936 von ca. 500 ostpreußischen evangelischen Gemeinden 140 durch Entscheidung ihrer Gemeindegemeinderäte der Bekennenden Kirche angeschlossen, so stieg diese Zahl bis zum April 1937 auf 193 (S. 255). Der Eid wurde am 9. August 1938 zur letzten Probe auf die allein verbleibende Alternative: Kirche oder Staatskirche. Die ca. 80 noch nicht vereidigten ostpreußischen Pfarrer lehnten die Eidesformel ohne hinzugefügte Erklärung des Bruderrates, wie sie in anderen preußischen Provinzen üblich war, ab. Es bleibt anzunehmen, daß 84 Pfarrer am 26. August 1938 die Eidesleistung mit der Auslegung des Bruderrates vollzogen (S. 318). Nach dem Bericht des Konsistoriumspräsidenten von Bochmann haben 11 Pfarrer den Eid abgelehnt. Zu dieser Gruppe sind auch die ca. 100 illegalen Theologen zu zählen. „Aber es blieb eine kleine Schar im Vergleich zu den anderen“ (S. 319). Die Macht des nationalsozialistischen Regimes konzentrierte sich nun auf deren Verfolgung. „Am schärfsten ging man gegen Lic. Leidreiter und Dr. Quittschau vor“ (ebd.).

Der letzte Abschnitt des Bandes behandelt die „letzte große Prüfung der Bekennenden Kirche“ (S. 322–388). Unter der Anklage „Die öffentlichen Sünden: Euthanasie und Judenprogrome“ führt der Autor den Leser in den letzten Akt, die innere Vernichtung während des Krieges, und bestätigt, daß auch auf ostpreußischem Boden Euthanasie begangen wurde (S. 368–375). Er weist auf die Anfänge des antisemitischen Kampfes, die Ursachen der Vernichtung der Juden und die Mitverantwortung der Zeitgenossen für das kommende Geschehen hin, wenn er den Bericht über eine Sitzung des Bruderrates vom 5. August 1935 zitiert: „Kuessner spricht zu dem Kampf des NS-Staates im Sinne Stöckers und fordert dabei: Eine politische Machtansprüche stellende katholische Kirche und ein Deutschland schädigendes Judentum sind auch von der Bekennenden Kirche zu bekämpfen“ (S. 372). Diese Äußerung, so bemerkt er ausdrücklich, soll nicht den Mann, sondern die Atmosphäre auch in den Kreisen der Bekennenden Kirche kennzeichnen (ebd.).

Das Werk über den evangelischen Kirchenkampf in Ostpreußen kann vor allem als die Arbeit eines Verfassers, des Herausgebers Manfred Koschorke, bezeichnet werden, weil er aufgrund seiner langjährigen Vorarbeit durch Sammlung von Quellen und Befragung von Zeugen den entscheidenden Hauptteil für die Jahre von ca. 1927–1945 schuf. Zwei kleinere Aufsätze schildern das Kriegsende und die ihm folgende Besinnung (S. 389–406). Aufschlußreich und wertvoll sind die verschiedenen Anhänge, weil sie teils selbstbiogra-

phische Rückschau halten (wie Theodor Kuessner, *Erinnerungen an den Kirchenkampf*, S. 407–449, und Gerhard Krupp, *Hakenkreuz oder Christuskreuz*, S. 450–459), oder, wie Koschorke selbst und Hildebrandt, einige Kurzbiographien bieten (über Ludwig Müller – Vom Wehrkreispfarrer in Königsberg zum Reichsbischof, S. 493–505, Erich Walter Alfred Gollnick, S. 460–468 und Noch einmal: Erich Koch, Gauleiter und Oberpräsident in Ostpreußen und praecipuum membrum der evangelischen Kirche Ostpreußens, S. 505–513).

Die Stärke dieses Werkes bedeutet paradoxerweise seine Schwäche. Die Vielzahl persönlicher Berichte, die aus den Umfragen und Erhebungen übernommen wurden, führen den Leser in eine ständige und lebendige Begegnung mit Einzelereignissen des kirchlichen und politischen Geschehens; analog gilt diese Feststellung auch von den Berichten und Biographien des Anhangs. Der interessierte Benutzer braucht nicht mühsam den Kleindruck mit Anmerkungen zu beachten. Im Text selbst begegnen die Hinweise auf die Quellen, deren Verzeichnis sich neben einem Personen- und Sachregister im Anhang des Buches findet. Auf der anderen Seite wird der Leser gezwungen, sich selbst ein Urteil über die entscheidenden politischen und kirchlichen Akteure aufzubauen, da an verschiedenen Stellen des Werkes Berichte über ihr Leben und Tun vorkommen. So behandelt Lenkitsch die ersten Jahre der Tätigkeit Erich Kochs in Ostpreußen (S. 33–35), Koschorke bringt aufgrund der im Warschauer Justizministeriums liegenden Prozeßakten den von Koch selbst verfaßten Lebenslauf, den er durch Zeugenaussagen ergänzt bzw. korrigiert (S. 505–513). Während Lenkitsch die Tätigkeit des Gauleiters erst 1933 beginnen läßt (S. 33), bietet Koschorke die richtigen Daten mit der Angabe, Koch sei 1928 nach Ostpreußen gekommen (S. 506). Ähnliches muß zur Behandlung von Ludwig Müller gesagt werden, dem zwei Berichte gewidmet sind (S. 41–46 und S. 493–505). Beide wiederholen sich in einigen Partien, wenn auch auf diese Weise durch Zeugen nochmals die bekannte Tatsache bestätigt wird, daß Hitler 1932 durch seine Bekanntschaft mit Ludwig Müller entscheidende Kontakte zur Wehrmacht und ihren Offizieren wie u. a. von Blomberg und Reichenau ermöglicht wurden. Müllers Ausspruch, „an die Seite dieses Mannes [Hitlers] gehöre ich, und ich werde an der Seite dieses Mannes kämpfen, solange ich lebe und atme“ (S. 495), ist Schlüssel für das rechte Verständnis der Entwicklung der evangelischen Kirche in den Jahren 1933–1935.

Zu bedauern ist, daß die Versuche, im Abwehrkampf gegen die nationalsozialistische Weltanschauung in wirklich ökumenischer Begegnung zusammenzuarbeiten, in den vorgelegten Berichten keinen Niederschlag fanden. Wohl bedeutet der Hinweis auf das Urteil des katholischen Lehrers von Koschorke über die NSDAP in Insterburg eine Bekräftigung der selbst von Gauleiter Koch und seinen Parteileuten geteilten Ansicht: „Im Ermland, wo ich geboren bin, hatte die Partei wenig zu bestellen“ (S. 338).

Gerhard Reifferscheid

Eduard Kneifel, Die evangelische Kirche im Wartheland-Ost (Lodz). Ihr Aufbau und ihre Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus 1939–1945. Vierkirchen bei München: Selbstverlag des Verfassers 1976. 279 S., 20 Abb., 1 Karte.

Das Buch behandelt den Aufbau und die Auseinandersetzung der evangelischen Kirche mit dem Nationalsozialismus. Es enthält ein Personenregister sowie einen Quellen- und Literaturnachweis. Im Anhang erfährt der Leser das Schicksal der evangelisch-augsburgischen Gemeinden im Reichsgau Danzig-Westpreußen und im Gau Ostpreußen. Es handelt sich um die Pfarrbezirke, die bis zum 1. September 1939 dem Konsistorium Danzig, im Raum Płock und Suwałki von dem in Königsberg verwaltet wurden.

Die Anlagen enthalten Tabellen, Schreiben Himmlers bezüglich der Eintragung in deutsche Volkstumslisten, den Bericht über den Tod des Gauleiters Greiser u. a. Nach einer Anordnung des letzteren, analog den Erlassen des Reichsinnenministeriums, durften deutsche Pastoren evangelische Polen, umgekehrt polnische Pfarrer evangelische Deutsche nicht betreuen. Trotzdem versorgten einzelne deutsche Pfarrer, wie der Verfasser mitteilt, „hinter verschlossenen Kirchentüren“ evangelische Polen, so z. B. Pastor Rückert in Przedecz.

Gerhard Reifferscheid

Bohdan Koziełło-Poklewski, Zagraniczni robotnicy przymusowi w Prusach Wschodnich w latach drugiej wojny światowej (Ausländische Zwangsarbeiter in Ostpreußen während des Zweiten Weltkrieges). (Rozprawy i Materiały Ośroga Badań Naukowych im. Wojciecha Kętrzyńskiego w Olsztynie, Nr. 55). Warszawa: Państwowe Wydawnictwo Naukowe 1977. 235 S. [Dtsch. Zusammenfassung.]

Die vorliegende Dissertation stützt sich auf ein umfangreiches Quellenstudium – Akten, amtliche Mitteilungen und statistische Berichte der deutschen Dienststellen. Nach einer Analyse der allgemeinen Arbeitsmarktsituation in Ostpreußen wird die Rechtslage der ausländischen Arbeiter behandelt, die amtlichen Verordnungen, das Arbeitsrecht, die unterschiedliche Rechtssituation der einzelnen Nationalitäten. An Fragen der Anwerbung und Deportation schließt sich eine eingehende Untersuchung über Zahl und Arbeitseinsatz der insgesamt 26 Volksgruppen in den verschiedenen Wirtschaftszweigen an – von 1941 bis Ende 1944 gibt es detaillierte amtliche Mitteilungen –, ergänzt durch zahlreiche informative Statistiken. Das letzte Kapitel ist den Lebens- und Arbeitsbedingungen gewidmet, wobei der Verfasser auch Aussagen und Berichte von Betroffenen heranzieht.

Ende 1944 gab es in Ostpreußen 237 000 Fremdarbeiter (davon 146 000 Polen, 53 000 Sowjetbürger = „Ostarbeiter“, 15 500 Franzosen, um die größten Gruppen zu nennen). Das war ein Drittel der gesamten arbeitenden Bevölkerung. Von ihnen war etwa die Hälfte in der Landwirtschaft beschäftigt; zusammen mit den Kriegsgefangenen machten sie sogar fast zwei Drittel der landwirtschaftlichen Arbeiter aus. Damit lag ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung in Ostpreu-

ßen nicht nur weit über dem im Reich, auch ihre Existenzbedingungen auf dem Lande waren andere als die der in Arbeitslagern untergebrachten Beschäftigten in der Industrie – nicht besser oder schlechter; es hing vielmehr „alles vom guten Willen des Arbeitgebers ab“. Der Verfasser bringt Beispiele vom einen wie vom andern.

Das Problem der Fremdarbeiter in Ostpreußen wird – so kann man wohl sagen – umfassend untersucht. Vielleicht mag manch einer das Stichwort „Kirche“ oder „kirchliche Betreuung“ vermischen, das hier fehlt, weil es amtlich nicht existierte. Das wenige Positive, was wir darüber wissen, beruht fast ausschließlich auf Aussagen von Priestern (s. G. Reifferscheid, *Das Bistum Ermland und das Dritte Reich*, Köln/Wien 1975, S. 241–243). Auch das Ermland selbst fällt, was die Behandlung der Zwangsarbeiter betrifft, nicht aus dem Rahmen des Üblichen. Es wird nirgends erwähnt, und das sicher zu Recht. Nur „Ermland und Masuren“ sind herausgehoben, worunter nach heutigem polnischem Sprachgebrauch ausschließlich die polnischsprachige Bevölkerung gemeint ist.

Eine breite Quellengrundlage, große Sachkenntnis und kritische Wertung zeichnen diese Arbeit aus, die Pauschalurteile vermeidet und sich um eine ausgewogene differenzierte Darstellung bemüht.

Brigitte Poschmann

Walter Merten, Stadt Braunsberg im Ermland. Ein Familienbuch. (Veröffentlichung der Bischof-Maximilian-Kaller-Stiftung Münster/Westf.) Koblenz: Selbstverlag 1976. 392 S. (Auslieferung nur durch den Verfasser, Schützenstr. 17, 5400 Koblenz)

Der Untertitel führt den Leser zunächst ein wenig in die Irre, er rechnet mit einer Art von ermländischem Familienlesebuch, und dann, wenn er durch den imaginären Torturm tritt, steht er mitten in einer versunkenen Stadt, die auch Vineta heißen könnte. Die Glocken von St. Katharinen sind gar nicht tot. Hier sind – das meint der Untertitel – jene Familien von Braunsberg im buchstäblichen Sinn erfaßt, die um den Zeitpunkt des Unterganges von 1945 in der Stadt lebten.

Das Buch ist die respektable Leistung eines mit wissenschaftlicher Akkuratess und engagierter Leidenschaft arbeitenden Chronisten. Walter Merten ist seit fast drei Jahrzehnten bekannt als der unermüdliche Nachforscher, Aufspürer der letzten Einwohner nordermländischer Dörfer, deren Chroniken er in kurzen Zeitabständen vorlegte. Das waren schmale Bändchen, die mit ihren korrekten Daten bereits einen Eindruck vom Fleiß und dem Umfang der Recherchen vermittelten, mit denen ihr Verfasser arbeitete. Doch dieses Buch nun, mit fast 400 großformatigen Seiten, ist, an jenen Chroniken gemessen, ein Gigant; denn es enthält jedes erreichbare Datum – fast – jedes noch erreichbaren Braunsbergers, und das für eine Stadt, die bei Kriegsausbruch 4866 Haushalte mit über 21 000 Einwohnern hatte.

Standesamtliche Unterlagen und Kirchenbücher der letzten 70 Jahre gibt es nicht mehr. So verschickte Walter Merten in sieben

Jahren über 10 000 Anfragen an ehemalige Bürger der Stadt und erweiterte bewußt den Kreis der eigentlichen Einwohner auf deren Familienangehörige, die inzwischen anderswohin gezogen waren.

Bürgerbücher ostpreußischer Städte gibt es bereits mehrere; die Verdienste ihrer Verfasser sind unbestritten und werden durch die Herausstellung des Chronisten Walter Merten nicht im geringsten geschmälert. Doch konnten jene Autoren, die sich auf bestimmte Zeitabschnitte vergangener Jahrhunderte konzentrierten, Archive befragen, während Merten in die moderne Form der Befragung gezwungen wurde. Was das – leider auch – bedeutete, sagt er selbst: „Wie aus den vielen Pünktchen und Fragezeichen zu ersehen ist, sind auch recht viele Anfragen unbeantwortet geblieben.“

Für die Anlage des Buches wurde das Straßensystem Braunsbergs zugrunde gelegt, in alphabetischer Reihenfolge der Straßennamen, von „Ackerstraße“ bis „Weideabfindung“. Da kein Stadtplan aus der Vorkriegszeit existiert, wurde ein Nachkriegsplan von H.-G. Mielcarczyk durch Werner Courbier ergänzt, besonders in den Neubaugebieten; nicht immer ließ sich ihr wirklicher Verlauf noch genau festlegen. Dieser sehr übersichtliche Plan ist dem Buch zusammen mit einem anrührenden Luftbild eines großen Teils der Altstadt – das den Vineta-Eindruck verstärkt – beigegeben. Die Aufnahme umfaßt den Bereich von der Schanzengasse und Am Stadtpark im Norden, Mühlenstraße und Potockistift im Osten, Neues Kloster, Am Stadtgraben im Süden und im Westen bis zur Kreuzung der Mauerstraße mit der Langgasse. Das Bild wurde am frühen Vormittag aufgenommen.

Vorausgestellt ist dem Werk eine ausführliche und prägnante „Geschichte der Stadt Braunsberg“ von Georg Mielcarczyk; sie reicht von der Gründung der Stadt bis zum 20. März 1945.

Für Braunsberger, aber auch für viele andere, ist das Buch doch auch ein Familienbuch im eingangs genannten Sinne, es erzählt nicht nur Geschichte, sondern auch Geschichten, dem, der sie zu finden versteht. Und für künftige Familienforscher ist sein Wert gar nicht abzusehen.

Wie gut, daß man von seinem Autor noch im Präsens sagen kann: Walter Merten – schon Pläne für die nächste ermländische Stadt bewegend – macht sich um das Ermland verdient.

Artur Andreas Tiedmann

Zeitschriftenumschau

für die Jahre 1976 und 1977

mit Ergänzungen aus früheren Jahren

Abkürzungen:

- KMW – Komunikaty Mazursko-Warmińskie
- StP – Studia Pelplińskie
- StW – Studia Warmińskie
- ZH – Zapiski Historyczne

I. Allgemeines

Teresa Borawska, Archiwalia warmińskie w Staatliches Archivlager w Getyndze [Ermländische Archivalien im Staatlichen Archivlager Göttingen]. In: KMW Nr. 1 (131), 1976, S. 135–141. Bei diesem Überblick ist richtigzustellen, daß die Aufsicht über die in Göttingen lagernden Königsberger Archivbestände nicht von der niedersächsischen Archivverwaltung, sondern von der Stiftung Preußischer Kulturbesitz ausgeübt wird. Es ist richtig, daß diese Bestände nicht nur regional für Ostpreußen von Bedeutung sind, sondern darüber hinaus für die gesamte europäische Geschichte wertvolle Hinweise vermitteln. B. nennt an erster Stelle das Ordens- und Herzogliche Briefarchiv sowie die Ostpreußischen Folianten und das Etats-Ministerium Königsberg, von dem inzwischen die meisten der insgesamt 142 Abteilungen verzeichnet und der Benutzung zugänglich sind. Daneben enthalten auch das Adelsarchiv, die verschiedenen Deposita sowie die Kartensammlung ermländische Betreffe. Die Verfasserin, die sich in Göttingen vornehmlich mit der Materialsammlung für eine geplante Biographie des Frauenburger Kanonikers Tiedemann Giese und das geographisch-historische Wörterbuch des mittelalterlichen Ermlands beschäftigte, nennt im einzelnen einige für die ermländische Geschichte besonders ergiebige Fundstellen, die in diesem Rahmen allerdings nicht erschöpfend sein können. Wichtig für die Erforschung der Frühen Neuzeit ist vor allem die Abt. C 1 des Herzoglichen Briefarchivs – Bistum Ermland, die Originalbriefe der Frauenburger Kanoniker – darunter zwei eigenhändige des Copernicus – und ermländischen Bischöfe an Herzog Albrecht enthält und Aufschluß gibt über die politischen und gesellschaftlich-wirtschaftlichen Verhältnisse des Ermlands vom 16. bis 18. Jahrhundert. Da im Staatlichen Archivlager indes nur ein Teil der Königsberger Bestände verwahrt wird, ist man bei der Beschäftigung mit der älteren ermländischen Geschichte auch auf das Archiv der Diözese Ermland in Allenstein (Olsztyn) angewiesen.

St. H.

Peter Letkemann, Die Geschichte der westpreußischen Stadtarchive. In: Beiträge zur Geschichte Westpreußens 5 (1976) S. 5–96. – Nach einer umfassenden Darstellung der allgemeinen Entwicklung und Organisation der westpreußischen Stadtarchive beschreibt der Autor insgesamt 57 Stadtarchive der Provinz in alphabetischer Reihenfolge, wobei er insbesondere über die Geschichte von Stadt und Archiv, über die wichtigsten Bestände und – soweit die Archivalien erhalten geblieben sind – über deren heutige Fundorte informiert.

H. J. K.

Maria Tarnowska, Pracownia naukowa Wojewódzkiego Archiwum Państwowego w Olsztynie w latach 1965 - 1975 [Der wissenschaftliche Arbeitsraum des Staatlichen Wojewodschaftsarchivs in Allenstein]. In: KMW Nr. 2 (131), 1976, S. 295 - 303. – Die Zugänglichmachung und Benutzung der Bestände in den polnischen Staatsarchiven richtet sich nach dem Erlaß des Ministeriums für Kultur und Kunst vom 22. März 1957. Er wird ergänzt durch Bestimmungen des Ministeriums für Aufklärung und höheres Schulwesen vom 12. Februar 1966 und 13. Januar 1968. Danach sind Akten bis zum Jahr 1939 ohne größere Einschränkung mit Genehmigung des zuständigen Archivdirektors der Benutzung zugänglich. Bei Archivalien aus den Jahren 1939 - 1950 ist dagegen ein positiver Entscheid der seit 1968 bei den einzelnen Staatsarchiven eingesetzten Gutachterkommissionen erforderlich, während Unterlagen nach 1950 nur mit Genehmigung des leitenden Direktors der polnischen Staatsarchive eingesehen werden können.

Das staatliche Wojewodschaftsarchiv in Allenstein hat einen Arbeitsraum mit einer Bodenfläche von 25 qm, in dem gleichzeitig sechs Personen sitzen können. Um die Benutzung zu erleichtern, ist das Archiv viermal wöchentlich zusätzlich von 16 bis 19 Uhr geöffnet. Die normale Öffnungszeit ist von 8 bis 15.30 Uhr. Im Lesesaal befinden sich drei Lesegeräte sowie eine Handbibliothek der gängigsten Quellensammlungen und Nachschlagewerke. Die Archivbibliothek umfaßt insgesamt rund 9000 Bände. Darüber hinaus enthält das Allensteiner Wojewodschaftsarchiv 284 Bücher- und 151 Karteninventare. Die Zahl der vollständig bearbeiteten Archivbestände beträgt 198, hauptsächlich aus der Zeit der Volksrepublik Polen. Außer den Archivinventaren sind für die Benutzung einzelner Bestände die Informationen im „Archivbulletin“ und Artikel in der Archiv- und regionalen Presse, z. B. von Tadeusz Grygier, Archivalische Quellen zur Geschichte Ostpreußens in den Jahren 1933 - 1945 (vgl. ZGAE 37, 1974, S. 181 f.), Archivalische Dokumentation der Behörden der Wojewodschaft Allenstein u. a. aufschlußreich. Ein Hilfsmittel höheren Ranges ist das von Grygier teilweise veröffentlichte „Summarium der Akten der Oberbehörde des Herzoglichen Preußen-Etatsministerium“. In den Jahren 1965–1975 wurden im Allensteiner Archiv 423 Benutzer gezählt; die Zahl der zugänglich gemachten Archivalieneinheiten betrug in dieser Zeit 8001. Die Bediensteten des Archivs erteilten im Berichtszeitraum 1093 schriftliche Auskünfte. Von 1965

bis 1970 standen unter den Benutzern die Fachhistoriker an erster Stelle, gefolgt von den Studenten, deren Zahl in den letzten Jahren stetig anwuchs. Dagegen waren die Journalisten und Bibliothekare nur schwach vertreten. Auch von der Verwaltung wurde das Archiv gelegentlich in Anspruch genommen. Während bei der Benutzung zunächst das Interesse an Akten des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts im Vordergrund stand, verschob sich nach 1970 der Schwerpunkt auf Unterlagen aus der Ära der Volksrepublik Polen. Gründe für diesen Wandel sind u. a. der Ablauf der Sperrfrist (30 Jahre) sowie die schwache Kenntnis fremder Sprachen unter den Studenten. In Allenstein bearbeitete Forschungsthemen sind – um einige Beispiele zu nennen – die Lage des Ermlandes im Nordischen Krieg, die Entwicklung des Volksbewußtseins in Ermland, das ostpreußische Verwaltungssystem im 19. und 20. Jahrhundert, die Basis des Aufstands von 1863 in Masuren, die polnische Volksbewegung in Westpreußen (1842 - 1939), die Agrarpolitik Hitler-Deutschlands in den dem Reich eingegliederten Ostgebieten und die Rolle der polnischen Arbeiterpartei beim Aufbau der Wojewodschaft Allenstein. Auch Themen aus der Kunstgeschichte werden häufig behandelt, während wirtschaftliche Fragen in geringerem Maße interessieren. Die Erschließung der Allensteiner Archivbestände soll in den nächsten Jahren systematisch vorangetrieben werden. Der Fünfjahresplan 1976 - 1980 sieht den Abschluß der Ordnung aller Unterlagen aus den Jahren 1945 - 1950 sowie die Zugänglichmachung der Akten der aufgehobenen Kreisbehörden vor.

St. H.

Stanisława Badowska, Biblioteka Ośrodka Badán Naukowych im. Wojciecha Kętrzyńskiego [Die Bibliothek des Wissenschaftlichen Forschungszentrums Wojciech Kętrzyński]. In: KMW Nr. 4 (134), 1976, S. 585 - 596. - Die Bibliothek, die heute mehr als 36 000 Bücher umfaßt, davon mehr als 13 000 als Depositum der Wissenschaftlichen Station der Polnischen Historischen Gesellschaft, birgt zu mehr als 50 % historische Literatur, ergänzt durch weitere allgemeine und vor allem geisteswissenschaftliche Bereiche. Interesse verdienen die namentlich genannten, wenn auch dort oft nur lückenhaft vorhandenen ostpreußischen und ermländischen Zeitungen. Verdienstvoll ist auch die bibliographische Tätigkeit des Instituts.

B. P.

Henryk Mross, Bibliografia prac drukowanach ks. prałata Alfonsa Mańkowskiego [Bibliographie der gedruckten Arbeiten von Prälat Alfons Mańkowski]. In: StP 1974 (1976), S. 245 - 268. Die 328 Titel umfassende Bibliographie enthält sämtliche wissenschaftlichen, publizistischen und volkstümlichen Arbeiten des um die Erforschung der Geschichte und Kirchengeschichte Westpreußens sehr verdienten polnischen Geistlichen, der 1870 im Kreis Graudenz geboren wurde und 1941 in Stutthof starb (vgl. über ihn E. Bahr in: Altpreußische Biographie, Bd. 3, Marburg 1975, S. 1012).

H. J. K.

Hubert Górniewicz, Rodzaje zniemczenia polskich nazw miejscowości

wych na Powiślu Gdańskim [Arten der Verdeutschung polnischer Ortsnamen im Danziger Weichselgebiet]. In: *Onomastica Slavogermanica* 10 (1976), S. 83 – 95. – Bei dem Prozeß der Verdeutschung polnischer Ortsnamen nehmen die phonetisch-wortschöpferischen Substitutionen den ersten Platz ein (72,4 %). Die polnischen Endungen -ice, -ica und -ec werden im Deutschen mit -itz, -iz, -icz und -itsch wiedergegeben (z. B. Wadkowiec = Watkowitz, Raszewice = Rosswitz), während polnische Ortsnamen auf -no in der deutschen Form die Endung -en bzw. -in haben (z. B. Ośno = Oschen, Stromno = Schrammen). Weiter geht die Verdeutschung in folgenden Fällen: Bądkowo = Pankendorf, Kletno = Klettendorf, Trębno = Trampenau und Ząbrowo = Sommerau. Der Anteil der rein phonetischen Substitutionen beträgt dagegen nur 12,5 %. Sie sind ohne sichtbare Konsequenzen für das toponymisch-wortschöpferische System der deutschen Sprache verlaufen. So ist z. B. der polnische Name „Straszewo“ von den Deutschen in gleichlautender Form „Straszewo“ übernommen worden. „Preclaw“ erscheint als „Pretzlaw“, und „Jerzewo“ wird als „Gerszewo“ wiedergegeben. Nach G. haben die meisten Verdeutschungen am Ende der Adelsrepublik und nach der Ersten Teilung Polens stattgefunden. Dabei sind – besonders bei Familiennamen – in den einzelnen Teilen des Danziger Weichselgebiets unterschiedliche Wege beschritten worden, je nachdem ob die das betreffende polnische Wort aufnehmende Bevölkerung niederdeutsch oder hochdeutsch sprach.

St. H.

Hubert Górniewicz, Die Arten der Polonisierung deutscher Flurnamen im Gebiet von Malbork (Marienburg). In: *Onomastica Slavogermanica* 11 (1976), S. 111 – 118 [Dtsch. Zus.fass.]. – In den 700 Jahren des Zusammenlebens von Deutschen und Polen im Marienburger Gebiet unterlagen 40 deutsche Ortsnamen der einfachen phonetischen Substitution (z. B. Peterswalde = Pietrzwałd); 22 Ortsnamen wurden auf dem Wege der phonetisch-morphologischen Substitution polonisiert (z. B. Kunzendorf = Kończewice), 31 Ortsnamen wurden wörtlich übersetzt (z. B. Altenmarkt = Stary Targ), bei 23 Namen kam zur Lehnübersetzung noch die Wortbildungsadaptation hinzu (z. B. Tannfelde = Jodłowka), und drei Veränderungen beruhten auf der Kombination von Substitution und Lehnübersetzung (Katzennase = Kaczynos). Von den von G. im Marienburger Gebiet ermittelten 211 Flurnamen deutscher Herkunft wurden 111 überhaupt nicht polonisiert; bei den Ortsnamen waren es dagegen nur 27 von insgesamt 137. Nach G. liegt die Ursache dieser unterschiedlichen Entwicklung darin, daß die Flurnamen nur von einem kleinen Benutzerkreis verwendet wurden. Daher bestand für die Mehrzahl der Flurnamen weder Bedarf noch Möglichkeit der Übernahme dieser Bezeichnungen in ein anderes Sprachsystem. Die Ausführungen werden sinnvoll ergänzt durch eine Aufstellung der polonisierten deutschen Flurnamen im Marienburger Gebiet, die nicht nur für den Siedlungshistoriker, sondern auch für den Sprachforscher aufschlußreich sind.

St. H.

Urszula Kęsikowa, Die polonisierende Funktion des Formans -ov- in den Ortsnamen von Pomorze Gdańskie. In: *Onomastica Slavogermanica* 11 (1976), S. 119–125. – Unter den mehr als 1000 geographischen Namen mit dem Suffix -ov-, die im Gebiet des Danziger Pomerellen westlich der Weichsel gesammelt wurden, gibt es eine kleine Gruppe ursprünglich deutscher Ortsnamen, die mit Hilfe von Phonetik und Wortbildung dem polnischen Sprachsystem angepaßt wurden. Anhand ausgewählter Beispiele wird verdeutlicht, wie die Adaptation der deutschen Namen an das polnische Sprachsystem verlief. Sie erfolgte entweder auf dem Wege der Substitution oder durch Übersetzung der Namen ins Polnische. Erwähnenswert ist, daß die Wortbildungssubstitution mit Hilfe des Suffixes -ov- nur solche Namen umfaßte, die auf Grundlage des Deutschen zweigliedrig waren. Am häufigsten wurde das Suffix an Namen mit dem zweiten Glied -au- angefügt, aber auch bei -berg, -dorf, -felde und -hütte ist es belegt. So wurde aus Brückenau Brukniewo; Bauerhof erscheint als Burowo und Jungferberg als Junkrowy.

Die insgesamt 53 ehemals deutschen und durch das -ov-Suffix polonisierten Ortsnamen werden abschließend in alphabetischer Reihenfolge mit den entsprechenden Belegen aufgeführt. St. H.

Otto Korthals, Das Kloster Pelplin. Vor 700 Jahren von Zisterziensermönchen gegründet. In: *Westpreußen-Jahrbuch* 26 (1976) S. 93–98. – Ein kurzer Abriss der Klostergeschichte, anhand der Literatur zusammengestellt. B. P.

Eduard Hinz, Muzycy działający w opactwie cysterskim w Pelplinie [In der Zisterzienserabtei in Pelplin wirkende Musiker]. In: *StP* 1975, ersch. 1976, S. 315–325. – Seit dem 14. Jahrhundert bis zur Aufhebung des Klosters im Jahre 1823 sind 51 Musiker in Pelplin bekannt, überwiegend Kantoren und Organisten, darunter eine Reihe von Mönchen, die eigene Kompositionen hinterlassen haben. Ihrer Herkunft nach sind 24 bekannt; die Hälfte von ihnen stammt aus dem Ermeland: Samson Lichtenstein (1599), Georg Riemer (gest. 1640) und Jan Petrykowski (gest. 1727) aus Allenstein, Thomas Hirt, Robert Merten (1624) und Josef Welau (1687) aus Braunsberg, Jakob Goss (1689) aus Heilsberg, Rajmund Braun (1641) und Michael Braun (gest. 1721) aus Mehlsack, Andreas Human (1619) aus Wartenburg, Hieronymus Haslau (1652) und Bernhard Wagner (1673) aus Wormditt. Hinzu kommt der Rößeler Jesuitenschüler Simon Thaddäus Achtsnitt aus Heilsberg (*ZGAE* 24, S. 860), dessen Herkunft dem Verf. unbekannt ist, und dem Namen nach wird man auch mit großer Wahrscheinlichkeit Ambrosius Penquit (gest. 1737) und Hieronymus Spannenkrebs (gest. 1722) als gebürtige Ermländer ansehen müssen. B. P.

Franciszek Sikora, Z dziejów klasztoru Oliwskiego w XII-XVI wieku [Aus der Geschichte des Klosters Oliva im 12.–16. Jahrhundert]. In: *ZH* 42 (1977), H. 4, S. 95–129. – S. rezensiert die 1975 in der Reihe der Danziger Wissenschaftlichen Gesellschaft erschienene

Arbeit über „Die Zisterzienserabtei Oliva vom 12. bis 16. Jahrhundert“ und meldet berechtigterweise massive Kritik gegenüber der unwissenschaftlichen Darstellung an. B. P.

Władysław Szulist, Pielgrzymki na Kaszubach [Wallfahrten in der Kaschubei]. In: StP 1974, ersch. 1976, S. 51–63. – Es geht um die Wallfahrten zum Kalvarienberg in Neustadt/Westpr., zum Marienwallfahrtsort der kaschubischen Fischer in Schwarzau nördlich von Putzig und zum erst 1916–1924 in Wielle südlich Berent angelegten Kalvarienberg, wobei besonders der traditionellen Herkunft der Pilgerzüge nachgegangen wird. B. P.

Ulrich Tolksdorf, Der Vogelfang in Ost- und Westpreußen. In: Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde 19 (1976) S. 299–305. – T. berichtet nicht einfach über den „Vogelfang“ als eine bestimmte Fangtechnik (obwohl er auch diese beschreibt) als vielmehr über den Verzehr von Vogelfleisch als einer Fleischspeise, die noch um 1900 in den landwirtschaftlich wenig begünstigten Landstrichen der Frischen und der Kurischen Nehrung, der Elbinger Höhe, der Tucheler Heide wie in Teilen Masurens „eine willkommene und oft auch notwendige Bereicherung des sonst kärglichen Speisezettels“ darstellte. Seine – wie bei ihm immer – gründliche, alle Quellen ausschöpfende Darstellung macht die Ernährungsnot „ärmerer Bevölkerungskreise“ sichtbar, „die sich sonst kaum anderes Fleisch leisten konnten“ (S. 299). Noch 1925 weiß Hedwig Thienemann, die Frau des seinerzeit berühmten Leiters der „Vogelwarte“ in Rossitten auf der Kurischen Nehrung, zu berichten, daß für die ärmere Bevölkerung der Krähenfang „ausschließlich wirtschaftlichen Zwecken“ dient (S. 304): „Die Federn werden für die Betten verwendet. Das Fleisch der Krähen wird teilweise gleich frisch zubereitet, und zwar von den Nehrungsbewohnern fast ausschließlich gekocht, sehr gern mit Weißkohl zusammen. Was nicht gleich verwendet wird, kommt ins Pökelfaß für den Winter.“

Der Vogelfang zu Speisezwecken war im Mittelalter nicht nur bei „ärmeren Bevölkerungskreisen“ üblich: Bei Hildegard von Bingen (1098–1179) werden die „Lercha“ und die „Drosela“ als Speisevögel genannt (Karl-Walter Werner, Frühe Zeugnisse der Avifauna des Mittelrheins/Hildegard von Bingen als Chronistin) – letztere, die im Ermland auch „Kaddigdrossel“ hieß, galt als „Krammetsvogel“, weil sie mit „Krammetsbeeren“ (Wacholder und Eberesche) angerichtet wurde, und blieb bis ins 19. Jahrhundert hinein eine Delikatesse. Als ausgesprochene Delikatesse galten, wie T. berichtet, auch Rotkehlchen, Buchfinken, Stare, Schwalben und selbst Nachtigallen – die Empörung der Tierschutzfreunde über den Fang von Singvögeln im heutigen Oberitalien hätte damals kein Echo gefunden. Erst vom 16. Jahrhundert an gibt es Schutzverordnungen für Vögel, auch in Preußen. Dennoch wird „der Vogelfang bis in die ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts mehr oder minder heimlich weiter betrieben“, gerade bei ärmeren Bevölkerungsschichten und in Notzeiten. J. Sch.

Ulrich Tolksdorf, Der Gebrauch von Tabak und Schnupftabak in Ost- und Westpreußen. In: Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde 19 (1976) S. 350–356. – Mit dem Beginn des 17. Jahrhunderts wird der Tabakgenuß, ausgehend von den Hafenstädten, in Ost- und Westpreußen üblich, sogleich aber mit behördlichen Einschränkungen belegt: entweder gänzlich (1672 in Danzig) oder bei Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnissen untersagt (Danziger und Frische Nehrung 1683), Jugendlichen unter 16 Jahren bei Gefängnisstrafe (Danzig 1705), Männern während des Gottesdienstes („Schniefkedose“) und Verfassern von Eingaben an Behörden (Angerburg 1719) verboten, letzteren deswegen, „weil man beim Erbrechen der Briefe den Tobak-Gestank noch gänzlich riechen kann!“ Schließlich untersagt 1764 Friedrich II. von Preußen das Rauchen auf offener Straße „wegen Feuergefahr“ (S. 350).

Der Tabakgenuß selbst ließ sich nicht einschränken, zumal man dem Tabak auch Heilwirkungen gegen die Pest (1710), gegen Zahnschmerzen, Augenschwäche, Husten und Schnupfen, Gicht und Geschwüre zuschrieb (S. 352). Jedenfalls wird Tabak (im Ermland auch „Tubak“ genannt) in Hausgärten angebaut, in Notzeiten aus Kartoffelkraut, Bohnenkraut, Kohlblättern und anderen Blättern als „Ersatz“ gewonnen (S. 354); 1807 entseht in Wormditt eine der ersten „Tabakfabriken“ Ostpreußens.

„Zigarren und Zigaretten [letztere „Drengelberger“ genannt, der Berichterstatter] wurden in Ost- und Westpreußen erst langsam kurz vor der Jahrhundertwende weiter bekannt“ (S. 354). Der Tabakgenuß bestand vorher in „Tabakschmecken“, „Tabaktrinken“, „Tabaksaufen“ (S. 350), das meint: im Genuß von Schnupftabak und Kautabak. Diese Arten des Tabakgenusses hatten sich im Ermland bis in die ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts erhalten, selbst bei Männern während des Gottesdienstes. In einem Spruch aus der Braunsberger Gegend heißt es: „Schniefke schnufe schnefft he nicht, premke preme premst er.“ J. Sch.

Erhard Riemann, Städtisches Fastnachtsbrauchtum in Ost- und Westpreußen in alter Zeit. In: Westpreußen-Jahrbuch 27 (1977) S. 76–80. – R. stellt in seinem Kurzbericht das städtische Fastnachtsbrauchtum in Ost- und Westpreußen dar, wie es für die „alte Zeit“ (vornehmlich bis Ende des 16. Jahrhunderts) nachzuweisen ist. Als „Veranstalter“ treten „Gewerke“, „Innungen“, „Zünfte“ (z. B. die Tuchmachergesellen in Wormditt, 1558; die Gesellen und Lehrjungen der Schiffszimmerleute in Königsberg, 1712; die „Gilden“ der Schiffer und Kaufleute in Danzig, 1529, und in Tolkemit, noch bis in die Gegenwart) auf. R. berichtet von den Bemühungen der protestantischen Geistlichkeit, „das ärgerliche und heidnische Wesen“ zur Fastnacht verbieten zu lassen. J. Sch.

Erhard Riemann, Ost- und westpreußische Volksheilmittel gegen die Flechte. In: Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde 19 (1976) S. 341–349. – Der Titel von Riemanns Beitrag verführt dazu, eine

Darstellung von Heilmitteln gegen die „Flechte“ (Sammelbezeichnung für schuppig-krustige Hautausschläge) zu suchen, die im „Volk“ angewendet wurden. Doch ist von „Naturheilmitteln“ weniger als von „magischen Zauberhandlungen“ die Rede: letztere werden bis hin zu „Besprechungsformeln“ in aller Breite vorgeführt, allerdings ohne damit vielleicht doch zusammenhängende medizinische („Lehmerde“, S. 348) wie psychologische (Übertragungswünsche, S. 342) Zweckhandlungen genügend zu erörtern. Die Sammelbezeichnung „magisch“ für heute als abstrus geltende Handlungen ist in ihrem Erkenntniswert unzureichend, zumal „Volk“ in „Volkskunde“ ja nicht ohne weiteres tölpelhafte Unwissenheit ausdrückt.

J. Sch.

II. Von der Gründung des Ordenstaates bis zum Zweiten Thorner Frieden (1230-1466)

Marian Biskup, Stan i potzreby badań nad państwem krzyzackim w Prusach (w. XIII – poczatek XVI). [Stand und Aufgaben der Forschung über den Deutschordensstaat in Preußen (13. bis Anfang 16. Jahrhundert)]. In: ZH 41 (1976), H. 1, S. 21-50. [Dtsch. Zusammenfassung.] – Das Problem des Ordensstaates in Preußen interessierte die Historiographie der Volksrepublik Polen schon seit 1945. Sie konnte dabei an die Vorkriegsarbeiten von Tymieniecki, Lowmiański und Labuda anknüpfen, die im Bereich der Universität Posen entstanden sind. Nach dem Krieg entwickelte sich Thorn zum Zentrum der polnischen Deutschordensforschung (Górski, Biskup); daneben beschäftigt man sich auch in vielen anderen polnischen Städten mit diesem Gebiet. In der Bundesrepublik beruhen die Veröffentlichungen zur Ordensgeschichte im wesentlichen auf den im Staatlichen Archivalager Preußischer Kulturbesitz verwahrten Königsberger Beständen. Nach Ansicht B.s spielt hier die „nationalistische Schule“ Professor Hubatschs eine wichtige Rolle. Dagegen gaben M. Hellmann (Münster) und seine Schüler der deutschen Ordensforschung neue Impulse. B. ist der Meinung, daß „die politische Situation wesentlichen Einfluß auf die Kontinuität der Forschungen über die Ordensproblematik ausübt, die als eines der Fragmente in der revisionistischen Kampagne behandelt wurde und fernerhin noch oft behandelt wird“.

Das grundlegende Werk der polnischen Deutschordensforschung ist die Veröffentlichung von Karol Górski, *Der Ordensstaat in Preußen*, Danzig/Bromberg 1946. Sie erschien 1971 auch in italienischer Sprache (vgl. ZGAE 36, 1972, S. 199 - 203). Verf. gibt im folgenden eine knappe Beschreibung der wichtigsten polnischen und deutschen Titel. Sein besonderes Augenmerk richtet er auf die Lage der Preußen im Ordensstaat und auf militärgeschichtliche Aspekte. Im Bereich der politischen Geschichte wurden bisher das 13. und 15. Jahrhundert am stärksten berücksichtigt. Nicht so intensiv betrieben wurden dagegen die Forschungen zur Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte, während im Bereich der Quellenpublikationen Fortschritte zu verzeichnen sind. Nach B. ist ein wichtiges Desiderat der Ordensforschung die stärkere Einbeziehung der Ordensgeschichte in die Problematik des gesamten Ostsee- und ostmitteleuropäischen Raums. Ihm ist zuzustimmen, daß nur durch die Herstellung solcher Bezüge, die nicht nur die politische Ebene betreffen, sondern darüber hinaus die sozial-, wirtschafts-, kultur- und geistesgeschichtlichen Aspekte betonen müssen, eine bessere Beurteilung des Deutschordensstaates – sowohl außen- wie auch innenpolitisch – erzielt werden kann. Hier bleibt auf deutscher und polnischer Seite noch vieles zu tun. Besondere Wichtigkeit hat die Behandlung des Verhältnisses des Ordens zu Polen, das bisher noch nicht zusammenhängend betrachtet worden ist.

St. H.

Lidia Wakuluk, Osadnictwo i sieć parafialna kętrzyńskiego okręgu prokuratorskiego w XIV–XV wieku [Die Besiedlung und das Pfarrnetz im Pflegeamt Rastenburg vom 14.–15. Jahrhundert]. In: KMW Nr. 3 (133), 1976, S. 375–395. [Dt. Zus. fass.] – Die Verf. stützt sich im wesentlichen auf die Angaben in dem 1414–1438 geführten „Großen Zinsbuch des Deutschen Ritterordens“, hrsg. von Peter Thielen, Marburg 1958. Daß diese Quellenbasis zu schmal ist, um die Siedlungsgeschichte eines Gebietes zu schreiben, liegt auf der Hand. So kommt, unterstützt durch Oberflächlichkeit, eine Fülle von Ungereimtheiten zustande. Zum Beispiel wird von Glitthenen (Glitajny) gesagt, es sei 1359 als Dorf mit 10 Hufen gegründet worden – unter Berufung auf Krasiske, der allerdings von einem kulmischen Gut spricht. Aus den bäuerlichen Abgaben schließt die Verf. dann, daß es ein preußisches Dorf gewesen sein müsse, und da an einer Stelle 4 1/2 Haken in Glitthenen genannt werden, soll das die Größe des Dorfes sein (!). Aus der Handfeste von 1359 (Preuß. Urkundenbuch V, Nr. 708, S. 400) geht hervor, daß es sich bei dem 10 Hufen großen Gut um Kollmen (Kalmy) im Walde Glitthenen handelt. Dieses Gut nennt und kennt die Verf. nicht. – Das 7 Hufen große kulmische Gut Podlacken (Podławki) wirft sie mit dem 14 Haken großen preußischen Gut Bogelawken im Amte Barten in einen Topf, und die „Waltersmole“ im Waldamt Leunenburg identifiziert sie mit dem ermländischen kölmischen Dorf Waltersmühl (Konradowo) im Kammeramt Guttstadt. – Godocken (Gudziki) soll, unter Berufung auf Krasiske, ein 1329 gegründetes Zinsdorf zu kulmischem Recht sein, während Krasiske von dem 1392 gegründeten kulmischen Freigut spricht. In der beigegebenen Karte ist der Ort zu allem Überfluß als preußisches Bauerndorf eingezeichnet. – Man fragt sich, ob unter den Herausgebern kein kompetenter Fachmann ist, der sich die Manuskripte vor dem Druck ansieht. B. P.

Marceli Kosman, Zanik pogaństwa w Prusach [Der Rückgang des Heidentums in Preußen]. In: KMW Nr. 1 (131) 1976, S. 3–29. [Dt. sch. Zus.fass.] – Nach der 1976 erschienenen gründlichen Arbeit über „Wege des Rückgangs des Heidentums bei den Balten“ (Zakład Narodowy im. Ossolińskich) bringt der Verf. einen kurzen Abriß über den Vorgang in Preußen, einen Abriß, der zu wenig ins Detail geht, um Vergleiche mit den Verhältnissen in Litauen zu ermöglichen – was auch J. Powierski in einer Auseinandersetzung mit dem Autor in derselben Zeitschrift Nr. 4 (134), 1976, S. 553–559, betont. Sicher muß man unterscheiden zwischen der Unterweisung im Christentum, der Einrichtung der Pfarrorganisation und dem Verschwinden des heidnischen Kultes, was zeitlich weit auseinander liegen kann und z. T. tatsächlich auch lag. Um so unverständlicher sind zweierlei Maßstäbe, die in der Schlußfolgerung des Verfassers zutage treten, daß nämlich in Litauen und Samaiten „der Katholizismus an der Wende des 14. und 15. Jahrhunderts eingeführt wurde“, während „die Bekehrung der einheimischen Bevölkerung [in Preußen] erst während der Reformation“ erfolgte (S. 29). Es fehlt auch nicht das Schlagwort

von „der Ausrottung der pruzzischen Stämme“, während man vergeblich nach einer Erwähnung der Schule für junge Prußen im Heilsberger Schloß sucht oder nach dem eindrucksvollen Kirchenvisitationsbericht des samländischen Bischofs aus den Jahren 1389/94.
B. P.

Kazimierz Jasiński, Zburzenie miasta Gdańska przez Zakon Krzyżacki w 1308 r. [Die Zerstörung der Stadt Danzig durch den Deutschen Orden im Jahre 1308]. In: ZH 41 (1976), H. 3, S. 25–39 [Dtsch. Zus.fass.]. – Erneut wird die Frage aufgeworfen, die schon mehrere Forschergenerationen beschäftigt hat: Wurde Danzig bei der Eroberung Pomerellens durch den Deutschen Orden vollständig zerstört, so daß die Bevölkerung gezwungen war, die Stadt zu verlassen, oder kam es nur zu bedeutungslosen Beschädigungen? J. entscheidet sich für das erstere. Das davon nicht zu trennende Problem, wo die alte verwüstete Stadt lag bzw. wann und wo die spätere Neugründung erfolgte, wird dabei völlig ausgeklammert. So wird die hier „einwandfrei bewiesene Tatsache“ wohl weiter eine Frage bleiben.
B. P.

Friedrich Benninghoven, Die Burgen als Grundpfeiler des spätmittelalterlichen Wehrwesens im preußisch-livländischen Deutschordensstaat. In: Die Burgen im deutschen Sprachraum. Bd. 1. Hrsg. von Hans Patze. (Vorträge und Forschungen, Bd. 19.) Sigmaringen 1976, S. 565 - 601. – Diese Studie aus einer angekündigten größeren Arbeit über das gesamte Wehrwesen Livlands und Preußens befaßt sich mit der wehrgeschichtlichen Funktion der Ordensburgen seit den Anfängen der Ordensherrschaft an den Gestaden der Ostsee bis zum Jahr der Schlacht von Tannenberg, die wehrtechnische und heeresstrukturelle Änderungen bewirkte: Gemeint sind der Einsatz von Söldnerhaufen und die Verwendung der Festungs- und Belagerungsartillerie im freien Feld. Die Burgen wurden in verschiedenen Phasen der Landeseroberung errichtet. Der Burgengruppe an den Wasserstraßen und Handelswegen folgte der Bau von Burgen im Landesinnern zur herrschaftlichen Verwaltung und Sicherung der Siedlung gegen Einfälle der feindlichen Nachbarn. Dabei bildete sich als Standardtyp das Konventshaus auf quadratischem Grundriß aus. Repräsentative Sonderstellungen nehmen die Marienburg als Hochmeistersitz und die Burg Wenden als Sitz des livländischen Landmeisters ein. Für die 266 Burgen des Untersuchungsgebiets lag vorzügliches Quellenmaterial bereit, so daß das in der heutigen Sozialgeschichtsforschung beliebte Verfahren der Quantifizierung zur graphischen Darstellung der Größe der Konvente und Burgbesatzungen sowie wichtiger Grundnahrungsmittel (Roggen, Weizen, Mehl und Salz) und Vorräte bevorzugter Waffen (Harnische, Armbrüste und Pfeile) genutzt werden konnte. Die in den Karten verzeichneten Vorratsmengen an Waffen und Lebensmitteln dokumentieren die Bedeutung der Burgen in der Landesverwaltung und im Wehrwesen; außerdem zeugen sie vom Getreideexport und Salzhan-

del des Ordens. Um 1400 lassen sich in Preußen 16 ordenseigene Schnitzhäuser nachweisen, in denen Armbrustwehren und Pfeilmunition produziert wurden. Die Rolle der Burgen als Nachschubbasis für marschierende Heere wird am Beispiel des Aufmarsches des Danziger Komtureiaufgebots im Sommer 1405 gegen Samaiten erklärt, wobei eine Binnenschiffsflotte des Ordens gute Dienste leistete. Als Ergebnis seiner Studie hält der Autor fest, „daß das Wehrwesen des Deutschordensstaates vom Aufgebot über die Versorgung und Ausrüstung bis zu den Marschoperationen notwendig auf das durchdachte Burgensystem angewiesen war, das zugleich das Rückgrat des Heeres und der gesamten Landesverteidigung bildete“.

W. Th.

Hans W. Hoppe, Elbings Türme und Tore. In: Westpreußen-Jahrbuch 26 (1976) S. 64–70. Der Beitrag verfolgt die Geschichte des Befestigungswerks der Alt- und Neustadt Elbing an der Mündung der Hommel in den Elbingfluß. Zwei im mittelalterlichen Elbinger Stadtbuch erwähnte, aber noch identifizierte Tore, das Ybentor und das Luppertstor, werden in der Neustadt vermutet.

W. Th.

Hartmut Boockmann, Jan Falkenberg i jego obrona Zakonu Krzyżackiego [Johannes Falkenberg und seine Verteidigung des Deutschen Ordens]. In: ZH 41 (1976), H. 4, S. 61–75. [Dtsch. Zusammenf.] – Der Verf., bekannt durch seine Untersuchungen über die „Satira“ Falkenbergs, geht der Frage nach, ob dessen Forderung auf dem Konstanzer Konzil, das polnische Volk zu vernichten, seiner eigenen Initiative entsprang oder als Auftrag des Deutschen Ordens zu verstehen ist. Er kommt zu dem Ergebnis, daß die Satira auf kirchenpolitische und politische Auseinandersetzungen Falkenbergs in Krakau zurückgeht und daß der Deutsche Orden sie erst nachträglich, als er in Konstanz gezwungen war, die eigene Position theoretisch zu artikulieren, als Entwurf seiner Staatstheorie übernahm.

B. P.

Jerzy Przeracki, Statut cechu szewców nowego miasta Braniewa z 1421 roku [Die Satzung der Schuhmacherzunft der Neustadt Braunsberg aus dem Jahr 1421]. In: KMW Nr. 3–4 (137–138), 1977, S. 337–348 [Dtsch. Zusammenf.]. Die Handwerksrolle von 1421 aus dem Ermländischen Diözesanarchiv in Allenstein ist eine Ergänzung zum Ermländischen Urkundenbuch. Sie gibt Aufschluß über das Leben der Schuhmacherzunft in der Neustadt Braunsberg. Die Zunftgenossen der Altstadt erfreuten sich schon seit 1385 einer Rolle.

W. Th.

III. Vom Zweiten Thorner Frieden bis zur Ersten Teilung Polens (1466–1772)

Franciszek Mincer, Uwagi o stanie i potrzebach badawczych nad dziejami Prus Książęcych w XVI – XVII w. [Bemerkungen über Stand und Aufgaben der Forschung zur Geschichte des Herzoglichen Preußen im 16. bis 17. Jahrhundert.] In: ZH 41 (1976), H. 1, S. 125 bis 128. – Das Problem seiner Fragestellung umreißt M. folgendermaßen: „Wie kommt es, daß dieses Territorium, das auf drei Seiten vom Gebiet der Adelsrepublik umgeben, durch zahlreiche wirtschaftliche Bande und politische und kulturelle Beziehungen mit dieser verbunden und im hohen Grade von einer polnisch-litauischen Bevölkerung besiedelt gewesen ist, . . . zu einem der beiden Hauptglieder des Staates der Berliner Hohenzollern, des späteren Königreichs Preußen wurde?“ (S. 125.) Wenn man dieser Feststellung auch nicht in allem folgen kann, so hat dieses Problem doch nicht nur für die polnische, sondern auch für die deutsche Geschichtswissenschaft große Bedeutung.

M. gibt einen Überblick über die deutsche und polnische Forschung zu dieser Thematik, wobei die „westdeutschen Arbeiten“, die auf den Göttingen verwahrten ehemaligen Königsberger Beständen beruhen und nach Ansicht des Verfassers vor allem als „Materialsammlungen“ Bedeutung haben (S. 125), nur summarisch vorgestellt werden. Die Beurteilung der „westdeutschen Forschung“ ist – abgesehen von wenigen Ausnahmen, z. B. den Arbeiten von Jürgen Petersohn – negativ. Besonders abqualifiziert werden die Arbeiten von Gause (chaotische Monographie) und der Hubatsch-Schule. Was die polnischen Arbeiten und Forschungsvorhaben betr. das Herzogliche Preußen angeht, so ist die Zeit von 1525–1578 verhältnismäßig gut bearbeitet – M. nennt hier u. a. die Darstellungen von Adolf Pawiński, Stanisław Bodniak, Ludwik Kolankowski und Janusz Matłək. Die anschließende Periode (1578–1632) ist trotz der großen Monographie von Barbara und Franciszek Mincer, Das Herzogliche Preußen und die polnische Republik in den Jahren 1600–1621, weitgehend unerforscht. Besser ist der spätere Zeitraum (1632–1701) bearbeitet, wobei der Schwerpunkt auf der älteren Historiographie liegt. Trotz der vorliegenden Monographie Władysław Czaplińskis ist die Erforschung der preußisch-polnischen Kontakte zur Zeit Władysławs IV. und des jungen Kurfürsten Friedrich Wilhelm ein wichtiges Anliegen der polnischen Historiographie.

Bei der Behandlung des Übergangs des Herzoglichen Preußen an Brandenburg sind nach M. vor allem folgende Faktoren zu berücksichtigen: 1. das System der internationalen Beziehungen; 2. das System der gesellschaftlich-wirtschaftlichen Kräfte in der Republik; 3. das System der gesellschaftlich-wirtschaftlichen und politischen Beziehungen im Herzogtum Preußen. St. H.

Jan Obłąk, Kapitulationen der ermländischen Bischöfe [Die Wahlkapitulationen der ermländischen Bischöfe]. In: StW 12 (1975), ersch. 1976, S. 5-27 [Dtsch. Zusammenf.]. – Die „articuli iurati“, in denen das Domkapitel sich von den erwählten Bischöfen die Wahrung gewisser Rechte feierlich zusichern ließ, wurden durch den päpstlichen Legaten Kardinal Johannes Franziskus Commendone 1572 auf vierzehn Artikel begrenzt, die jedem Bischof bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts vorgelegt wurden. Die von Fabian von Lossainen, Mauritius Ferber, Johannes Dantiscus, Tidemann Giese und Stanislaus Hosius beschworenen Artikel waren von unterschiedlicher Anzahl. Das Domkapitel hatte bereits Lukas Watzenrode sieben Artikel mit der Bitte um Annahme vorgelegt, die der Verf. aber nicht als „Wahlkapitulationen“ im strengen Sinn des Wortes wertet; inhaltlich sind sie allerdings den „articuli iurati“ gleichzusetzen. W. Th.

Gottfried Schramm, Danzig, Elbing und Thorn als Beispiele städtischer Reformation (1517-1558). In: Historia Integra. Festschrift für Erich Hassinger. Berlin 1977, S. 125-154. – In früheren Untersuchungen konnte der Verf. nachweisen, daß sich die Reformation in keiner bedeutenden Stadt des Königreiches Polen und des Großfürstentums Litauen durchzusetzen vermochte. Die großen Städte des königlichen Preußen liefern dagegen ein genaues Gegenbild. Der Verfasser spürt die Gründe dieser Entwicklung auf und ordnet sie im Vergleich mit Parallelentwicklungen in Deutschland in die allgemeine Reformationsgeschichte ein. Für die Durchsetzung der Reformation in Danzig, Elbing und Thorn macht er folgende Gründe geltend: den hohen wirtschaftlichen Entwicklungsstand der Städte, den politischen Rang der Städte im Landesregiment, die „deutsche Zunge“, das Instrument der Predigt in der Liturgie, die Beziehungen der preußischen Städte zur Universität Wittenberg, die sozialpolitische Empörung in den städtischen Mittelschichten und die rasche Verankerung der Reformation sowohl bei den Mittelschichten wie auch bei den ratsfähigen Patrizierfamilien. Es bleibt noch zu untersuchen, inwieweit die Räte die Möglichkeiten der Pfründenbesetzung zur Durchsetzung der Reformation genutzt haben. W. Th.

Heide Wunder, Der samländische Bauernaufstand von 1525. Entwurf für eine sozialgeschichtliche Forschungsstrategie. Gerhard Oestreich zum 65. Geburtstag. In: Der Bauernkrieg 1524-1526. Bauernkrieg und Reformation. Hrsg. von R. Wohlfeil. München 1975, S. 143 bis 176.

Dies., Zur Mentalität aufständischer Bauern. Möglichkeiten der Zusammenarbeit von Geschichtswissenschaft und Anthropologie, dargestellt am Beispiel des samländischen Bauernaufstandes von 1525. In: Der deutsche Bauernkrieg 1524 – 1526. Hrsg. von H.-U. Wehler. (Geschichte und Gesellschaft, Sonderheft 1.) Göttingen 1975, S. 9 – 37.

Dies., Peasant Organization and Class Conflict in East and West Germany. In: Past and Present 78, 1978, S. 47 – 55.

Nachdem Albrecht von Brandenburg am 8. April 1525 das Restterritorium des Deutschordensstaates in ein weltliches, lutherisches Herzogtum umgewandelt hatte, erhoben sich am 2. September desselben Jahres in den Landschaften Samland und Natangen deutsche und preußische Bauern gemeinsam mit preußischen Freien, unter Führung der dörflichen Ehrbarkeit. Sie forderten das Ende des Willkürregiments der adligen Beamten in den Ämtern sowie die Abschaffung des Adels als intermediärer Gewalt überhaupt, stürmten Adelssitze und nahmen einzelne Adlige als Geiseln gefangen. Am 8. September freilich war der eigentliche Aufstand bereits wieder zu Ende, das zwei- bis dreitausend Mann zählende Bauernheer hatte sich vom Adel unter Vermittlung der Stadt Königsberg zum Quednauer Stillhalteabkommen bewegen lassen, in der trügerischen Hoffnung, der zu diesem Zeitpunkt abwesende Herzog werde für die Bauern Partei ergreifen. Albrecht aber zog es vor, die Bauern unter Negierung des Vertrags gewaltsam zu entwaffnen und rund 50 ihrer Anführer hinzurichten.

Mit dem hier skizzierten „Ereignisablauf“, wie er durch die bisherige Forschung gesichert ist, gibt sich Heide Wunder nicht zufrieden, und man wird wohl nicht fehlgehen, wenn man den drei hier angezeigten Beiträgen entnimmt, daß die Autorin eine größere Monographie zu dieser Problematik plant, mit deren Vorstudien man hier konfrontiert wird.

In der ersten Studie konstatiert sie nach einer ausführlichen, von Max Toeppen (1846) über Henryk Zins (1953) bis zu modernen Überblickswerken reichenden bibliographie raisonnée zum Thema, daß vor allem die Interpretation der bislang „gesicherten Fakten“ und deren Einordnung in den Komplex der Bauernkriege der Reformationszeit – wenn nicht sogar in den Gesamtkomplex bäuerlicher Aufstandsbewegungen überhaupt – zu wünschen übriglasse. Die Autorin, deren methodologische Grundsätze gleichermaßen im Bereich der Entwicklungsgeschichte wie der Strukturgeschichte liegen, fragt aus der so zu verstehenden sozialgeschichtlichen Perspektive heraus nach den sozialen, wirtschaftlichen und religiösen Ursachen des Aufstandes. Sie zieht hierbei Quervergleiche zu Situationen im europäischen Westen der frühen Neuzeit, insbesondere zum sog. „Großen Deutschen Bauernkrieg“, aber auch zu außereuropäischen bäuerlichen Widerstandsformen in jüngster Zeit, in der Absicht, die relativ schmale Basis der obendrein nur aus dem Blickwinkel der Obrigkeit verfaßten Quellen gleichsam zu erweitern. Vorbilder für dieses – für so manchen „traditionellen“ Historiker überraschende – Verfahren liefert vornehmlich die französische und angloamerikanische Forschung (so z. B. Eric R. Wolf, *Peasant Wars of the Twentieth Century*, London 1971). Mögen die konkreten Beziehungen zwischen den Bauernaufständen im Reich, in Böhmen und Preußen noch nicht hinreichend erforscht sein, läßt sich – nach Heide Wunder – doch eine Vielfalt von Kommunikationswegen zu dem im 16. Jahrhundert durchaus nicht „am Ende der Welt“ liegenden Preußenland rekonstruieren, mittels derer sich das „Geschrei“ vom Bauernauf-

ruhr der Zeit verbreitete. Der gesamtgesellschaftliche Wandel nach 1466 vom mittelalterlichen Ordensstaat zum „verfürstlichten“ Territorialstaat der frühen Neuzeit habe freilich nach der Säkularisierung des Ordenslandes und seiner tatsächlichen Umwandlung in ein weltliches Herzogtum 1525 eine Situation sui generis geschaffen. Ohne diese sei die spezifische „Mentalität“ der samländischen Bauern in jenem Jahr – ihr ist die zweite Studie gewidmet – nicht zu verstehen.

Ranke, in diesem Punkt ahistorisch argumentierend, hatte noch gleichsam eine bäuerliche Einheitsmentalität vor Augen; die naturgebene „angeborene Roheit“ der aufständischen Bauern im 16. Jahrhundert schien ihm eine anthropologische Konstante, gegen welche die Gewaltanwendung des Landesherrn das einzige effektive, legitime Mittel zur Wiederherstellung einer rational verstandenen obrigkeitlichen Ordnung war. Inzwischen sind verschiedene Forschungsrichtungen, nicht zuletzt die Sozialgeschichte und Volkskunde im interdisziplinären Austausch, der Realität erheblich näher gerückt.

Beim samländischen Bauernaufstand wird man mit der Autorin berücksichtigen müssen, daß die verschiedenen an ihm beteiligten Gruppen, die deutschen Bauern, die preußischen Bauern und die preußischen Freien, in „friedlichen Zeiten“ entsprechend ihrer je verschiedenen sozialen „Vorgeschichte“ je unterschiedliche Mentalitäten hatten. Die Frage, welche Veränderung der Einstellung der Übergang von „friedlichem“ Verhalten zum „Aufruhr“ bewirkt hat, ist deshalb für jede der drei Gruppen gesondert zu verfolgen. Nach einer eingehenden Analyse der Struktur der ländlichen Gesellschaft Preußens zu Beginn des 16. Jahrhunderts stellt die Autorin fest: Den drei hier beschriebenen „Segmenten“ (ein Terminus von Eric R. Wolf) der ländlichen preußischen Gesellschaft sei nach 1466 ein gemeinsamer Gegner erwachsen, eine Schicht eingewanderter deutscher Söldnerführer, die wichtige Regierungs- und Verwaltungsposten im Land eingenommen und sich als politischer, wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Partner des Landesherrn zu etablieren verstanden habe. Die Beziehung Landesherr-Untertan sei somit unterbunden worden. Der „neue Adel“ habe versucht, „die Dienstleistungen der preußischen Bauern zu steigern, die Scharwerkspflicht für die deutschen Bauern allgemein einzuführen und die nutzlos gewordene militärische Dienstpflicht der kleinen [preußischen] Freien in wirtschaftlich einträgliche Leistungen umzuwandeln“. Der traditionelle Rechtsweg der Supplikation gegen Übergriffe dieser Art sei zu Beginn des 16. Jahrhunderts nicht mehr gangbar gewesen; der letzte Hochmeister und erste Herzog in Preußen war nicht mehr in der Lage (und oft auch nicht willens), ihn zu garantieren. „Die gemeinsame Erfahrung adliger Unterdrückung, Willkür und nicht zuletzt adliger Anmaßung bildete das einende Element für die verschiedenen Segmente der ländlichen Gesellschaft.“

Auf der Suche nach dem letzten Anstoß, der diese so heterogen zusammengesetzte Gesellschaft bewogen hatte, sich zu „aktiver soli-

darischer Selbsthilfe“ zu organisieren, greift Heide Wunder auf den bekannten Bericht des Königsberger Bürgermeisters Nikolaus Richau zurück. Richau stellt den Müller Kaspar von Kaymen als Initiator und ersten Organisator des „Aufbruchs“ heraus. Dieser – mit Max Weber als „charismatischer, selbsternannter Führer“ einzuordnen – gehöre zu jener von Eric R. Wolf beschriebenen Gruppe der „middle men“, welche auch vor der Aufstandssituation zwischen den Bauern und der Umwelt zu vermitteln pflegten. Einen „wesentlichen Unterschied zu den 'middle men' in Bauerngesellschaften des 20. Jahrhunderts“ bilde jedoch die Tatsache, daß Kaspar von Kaymen und mit ihm andere namentlich bekannte „middle men“ im samländischen Bauernaufstand die Partei der Bauern ergriffen. Es sei die genossenschaftliche Selbstorganisation der bäuerlichen Gemeinden „in Friedenszeiten“ gewesen, welche auch als Modell für die Organisation des samländischen Aufstandes gedient habe.

Im religiösen Impetus des Müllers und seiner Anhänger sieht die Autorin den Anspruch des durch die „fleischliche“ neue Auslegung des Evangeliums vom „armen Mann“ zum „Christenmenschen“ gewandelten Untertanen auf „Selbstbestimmung“. Seien vor der Reformation die „armen Leute“ gleichsam nicht legitimiert gewesen, dem Gewalt übenden Adel mit gleichen Mitteln zu begegnen, habe man nun die „göttliche Legitimation“ für die Bekämpfung des als „gottlos“ begriffenen Adels gefunden.

Wie in den ersten beiden Beiträgen wendet sich Heide Wunder auch in der letzten, einige Thesen von Robert Brenners Aufsatz „Agrarian Class Structure and Economic Development in Pre-Industrial Europe“ (in: Past and Present 70, 1976, S. 30–75) kritisch beleuchtenden Studie gegen das nicht seltene Vorurteil, die bäuerlichen Verhältnisse östlich der Elbe seien – im Vergleich zu den mittel- und westdeutschen – von vornherein primitiv gewesen. Gerade der samländische Bauernaufstand liefere eine Reihe von aussagekräftigen Belegen für die relativ differenzierte genossenschaftliche Struktur der bäuerlichen Gesellschaft Preußens in der Reformationszeit. Wenn man unbedacht vom moderneren „ostelbischen Junkertum“ auf die spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Strukturen schließt, ist man, so Heide Wunder, einmal mehr ein Opfer jener von ihr schon mehrfach kritisch apostrophierten „Hohenzollernlegende“ (vgl. ZGAE 38, 1976, S. 139).

Stephan Dolezel

Udo Arnold, Mergentheim und Königsberg/Berlin – die Rekonstruktionsbemühungen des Deutschen Ordens auf Preußen. In: Württembergisch Franken 60 (1976) S. 14–54. – Seit der Säkularisierung des Ordenslandes Preußen im Krakauer Frieden von 1525 spielte der Deutsche Orden auf der politischen Bühne keine entscheidende Rolle mehr. In diesem weder von Papst noch Kaiser anerkannten Frieden verlor der Orden sein Haupt, den Hochmeister, und sein Kernland. Zwar nahm der Deutschmeister von Mergentheim aus die Sammlung der Kräfte auf, vermochte auch von Kaiser Karl V. die Anerkennung als Ordensoberhaupt und als Administrator des

Hochmeistertums in Preußen zu erlangen, erreichte aber nicht die Rückgewinnung des alten Ordenslandes, weil die Interessen der bestimmenden Mächte den Ansprüchen des Ordens zuwiderliefen. Die Kurie verhielt sich in der Angelegenheit auffallend zurückhaltend. Im Schlepptau der Habsburgischen Politik blieben die Rekuperationsbemühungen des Ordens auf Preußen durchweg auf Deklamationen beschränkt, deren Lautstärke im Laufe der Zeit merklich abnahm. Der Anspruch des Ordens verblich schließlich in einem fruchtlosen Titelstreit, in dem die Kurie 1787 den Brandenburgern den Königstitel für Preußen zuerkannte. Der Autor, der den langwierigen Prozeß der erfolglosen Rekuperationsbemühungen im Geflecht der Politik der europäischen Mächte dargestellt hat, macht die mangelnde politische Flexibilität des Ordens für seine Erfolglosigkeit in dieser Sache verantwortlich.

W. Th.

Janusz Mańiek, Wspólna obrona Prus Królewskich i Prus Książęcych na wypadek obecnej agresji w latach 1525–1548 (w świetle recessów sejmiku generalnego) [Die gemeinsame Verteidigung des Königlichen und des Herzoglichen Preußen im Fall einer fremden Aggression in den Jahren 1525–1548 (im Lichte der Generallandtagsrezesse). In: KMW Nr. 3–4 (137–138), 1977, S. 349–356. [Dtsch. Zusammenfassung] – M. weist auf der Grundlage von Archivalien aus dem Danziger Wojewodschaftsarchiv nach, daß die Huldigung Herzog Albrechts 1525 in Krakau einen grundsätzlichen Wandel in dem gegenseitigen Verhältnis der beiden Teile Preußens bewirkte. Für Albrecht handelte es sich nun vor allem darum, die Ansprüche des Deutschen Ordens auf das Herzogtum Preußen abzuwehren. Zuerst wurde die Frage einer „gemeinsamen Verteidigung“ im Jahre 1534 besprochen, als die Bedrohung nach Ausbruch des Grafenkrieges (1534–1536) Wirklichkeit wurde. M. zeigt im folgenden die Schritte auf, die in dieser Sache von Herzog Albrecht unternommen wurden. Dabei wird deutlich, daß sich in jene Verhandlungen die Krone Polen einschaltete, die nach M. den Anstoß zu einem gemeinsamen Verteidigungsprojekt beider Teile Preußens gab. So überreichte am 2. Oktober 1534 der königliche Gesandte Mikołaj Działyński den versammelten Ständen des Königlichen Preußen eine Instruktion Sigismunds I., in der Kriegsvorbereitungen im Falle eines Angriffs auf Preußen angeordnet wurden. Die Hafenstädte Danzig und Elbing sollten ihre Schiffe ausrüsten und in Kampfbereitschaft versetzen, um auf diese Weise einer Bedrohung von der See her besser begegnen zu können. Der Verf. macht anhand von mehreren Belegen klar, wie groß das Zusammengehörigkeitsgefühl in jener Zeit in beiden Teilen Preußens gewesen ist. Zu einer militärischen Aktion des Ordens und seiner Verbündeten kam es jedoch nicht; das Projekt einer gemeinsamen Verteidigung blieb Theorie. In den Jahren 1540/42 wurde es wieder aufgegriffen, als König Sigismund das Königliche und das Herzogliche Preußen zur Vorbereitung militärischer Rüstungen und zur eventuellen Teilnahme an dem Feldzug gegen die Türken aufrief.

St. H.

Karol Górski-Maciej Golembiowski, Wykaz prebend kościelnych Torunia z 1541 roku [Das Verzeichnis der Thorner Kirchenpfründen aus dem Jahre 1541] In: ZH 42 (1977), H. 4, S. 149–175. [Dtsch. Zusammenfass.] – Die hier publizierte Quelle, die im Archiv der altstädtischen Pfarrkirche St. Johann in Thorn aufgefunden wurde, ist nicht nur für die Kirchengeschichte von Bedeutung, sondern kann in Verbindung mit weiteren Quellen auch Aufschluß über die Bevölkerungsstruktur der Stadt geben. Zu einer Zeit, da die Reformationsbewegung nach gewaltsamer Unterdrückung in der Stadt wieder an Boden gewann, wurde dieses Verzeichnis aller 44 mehr oder weniger gut dotierten Thorner Pfründen mit Angabe von Fundator, Patron, Inhaber und jeweiligen Einkünften vermutlich für den zuständigen Kulmer Bischof Tidemann Giese angefertigt. Allein 30 Benefizien gehören zu St. Johann, die übrigen verteilen sich auf die neustädtische Pfarrkirche St. Jakob, das Jakobshospital, das Laurentiushospital, die Georgskirche und die Heilig-Geist-Kirche beim Nonnenkloster. Einige Benefizien waren an keine Kirche oder Kapelle gebunden. Unter den Fundatoren der Pfründen finden sich hauptsächlich Namen Thorner Patrizierfamilien, nur gelegentlich erscheint eine Bruderschaft. Die Vergabe der Benefizien steht in den meisten Fällen dem Senat der Stadt, aber auch einzelnen Patriziern oder einer Bruderschaft zu. Als Pfründeninhaber erscheinen neben Pfarrern und Kaplänen auch Kirchenbedienstete. Bis auf wenige Ausnahmen sind die Pfründeninhaber in Thorn anwesend. Bei den Pfründeneinkünften sind die Zinsgeber mit Namen und Betrag, gelegentlich auch mit Wohnung und Zinsobjekt aufgeführt. W. Th.

Jerzy Starnawski, Dantiscana. In: KMW Nr. 2 (136), 1977, S. 177–196. [Dtsch. Zusammenfass.] – Neues Quellenmaterial über den Humanisten und ermländischen Bischof Johannes Dantiscus auszugraben, ist sicher nicht alltäglich, aber Sensationen sind dabei nicht zu erwarten – bei dem Interesse, das die Forschung diesem Mann entgegengebracht hat. Fünf „Neuigkeiten“ präsentiert der Verf.: 1. Das „Argumentum“, also den Entwurf (dessen Ausführung dann aus dem Stegreif stattfand) eines im Jesuitenkolleg in Wilna 1731 aufgeführten Dramas, dessen Held Dantiscus ist, Gesandter König Sigismunds I. bei Kaiser Karl V., der ihn in die Reihe der spanischen Granden aufnimmt. Das in der Jagiellonischen Bibliothek in Krakau befindliche Argumentum, das hier veröffentlicht wird, war zwar bekannt, man hat es jedoch nicht mit Dantiscus in Verbindung gebracht. – 2. Bekannt, aber in Polen in keinem modernen Druck vorhanden, sind auch die beiden Dantiscus gewidmeten Gedichte seines niederländischen Zeitgenossen Johannes Nicolaus Everardi, der unter dem Humanistennamen Johannes Secundus schrieb. Sie werden kommentiert wiedergegeben. – 3. Ähnlich ist es mit dem Vorwort des Dantiscus zur „Christiana de fide...“ des Filippo Archinto, eines kleinen Werkes gegen die Ketzerei, das Dantiscus als Katechismushandbuch für Ermlands Geistlichkeit einführte und das er von Hosius für den Druck hatte vorbereiten lassen. Im Gegensatz zur Mei-

nung des Verf. wird das Vorwort durchaus zum Kanon von Dantiscus' Schriften gerechnet (vergl. J. Lortz, Kardinal Stanislaus Hosius, Köln 1931, S. 4). – 4. Ganz interessant sind dagegen die handschriftlichen Glossen des Danziger Bibliothekars Valentin Schlieff in einem Buch über Danziger Gelehrte und Schriftsteller von Christoph Hanovius, Wittenberg 1729. – 5. Ein echter neuer Beitrag zur Biographie des Dantiscus sind zwölf im Regest wiedergegebene Eintragungen im Liber Beneficiorum des Lubliner Konsistoriums aus den Jahren 1506–1529, aus denen hervorgeht, daß schon der 21jährige die Pfarrstelle Gołąb nordwestlich von Lublin an der Weichsel innehatte. Danach ist Müller-Blessing (in: ZGAE 31/32, 1967/68, S. 175 f.) zu korrigieren, die nur das sichere Datum 1527 gelten läßt und zudem aus dem von Czaplicki und Hipler richtig identifizierten Ort „Gollub“ an der Drewenz macht. B. P.

Martin Stupperich. Die Auseinandersetzung um die Bestrafung studentischer Pamphlete an der Königsberger Universität 1549/1550. In: Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands 25 (1976), S. 82–105. – Der Autor befaßt sich ausführlich mit den Studentenunruhen an der nicht lange zuvor gegründeten Universität Königsberg, die sich an den um den fränkischen Theologen Andreas Osiander ausgebrochenen Lehrstreitigkeiten entzündeten. Osiander stand Herzog Albrecht nahe und war bald nach seiner Ankunft in Königsberg 1548 an der Universität professor primarius der Theologie geworden. Er vertrat in einer zentralen Lehre des Protestantismus, in der Auffassung von der Rechtfertigung, eine abweichende Meinung in aufreizender Weise. Im Herbst 1549 wurden zweimal von Unbekannten sogenannte libelli famosi (Schmähgedichte) gegen Osiander an der seinem Hause gegenüberliegenden Tür der Altstädtischen Kirche angeschlagen, die ihn tief trafen und gegen welche er sich mit eigenen heftigen Versen verteidigte. Auf seine Beschwerde beim Herzog hin kam es zur Untersuchung, und als Urheber der Verunglimpfung wurden die beiden Studenten Josias Menius und Bernd Tanner festgestellt. Als dem letzteren die Flucht westwärts gelang, ließ die herzogliche Kanzlei nicht nur die Städte Danzig, Elbing, Thorn, Heilsberg und Braunsberg, sondern auch Bischof Tidemann Giese von Ermland bitten, den Flüchtigen sowie einen weiteren in die Sache verwickelten Studenten festzuhalten und auszuliefern. Es beweist das gutnachbarliche Verhältnis Gieses zu Herzog Albrecht, daß er Tanner nach etwa einmonatigem Aufenthalt in Heilsberg schließlich unter einigen Vorbehalten herausgab. Er wurde von einem Königsberger Stadtknecht mit Wagen in Heilsberg abgeholt. Die Angelegenheit wurde schließlich vor dem herzoglichen Hofgericht entschieden, d. h., Herzog Albrecht fällte im April 1550 ein zwischen den beiden extremen Standpunkten der osiandrischen und anti-osiandrischen Partei in der Mitte liegendes Urteil: Die drei Studenten wurden des Landes verwiesen. Der Streit hat, wie der Verfasser betont, auch insofern Interesse, als er „den Kampf der Universität um die Freiheit von staatlicher Bevormundung darstellt“. A. T.

Adalbert Goertz, Mennoniten in der Schönsee-Kulmer Niederung. In: Westpreußen-Jahrbuch 26 (1976), S. 99 – 104. – Der Verfasser, der sich durch zahlreiche Abhandlungen und Aufsätze als ein Fachmann auf dem Gebiete der Mennonitenforschung ausgewiesen hat, schildert hier die Niederlassung und die Geschichte der Mennoniten vor allem im Territorium der Stadt Kulm, aber auch im Graudenzer Becken und in den Thorner Niederungen. Die Einwanderung dieser holländischen Täufersekte erfolgte Mitte des 16. Jahrhunderts, nachdem der polnische König Sigismund August II. ihr die Niederlassung erlaubt hatte. Die wirtschaftlichen Leistungen der Mennoniten, Rodungsarbeiten und Entwässerung sumpfiger Gebiete, waren groß. Ihr kirchlicher Mittelpunkt war in dieser Landschaft nordöstlich Kulm und südlich der Weichsel das Dorf Schönsee [Sosnowka]. Dort wohnte eine kleinere flämische Gruppe neben einer größeren friesischen Mennonitengemeinde. Der letzte Abschnitt des Aufsatzes „Familienkundliches und Statistik mit Nachrichten über die Schönseer mennonitischen Kirchenbücher und die Namen der Familienväter in den einzelnen Orten“ dürfte vor allem für Familienforscher von Interesse sein.

A. T.

Jan Oblak, Wprowadzenie uchwał Soboru Trydenckiego na Warmii [Die Durchführung der Beschlüsse des Konzils von Trient im Ermland]. In: Alma mater Tarnoviensis. Księga pamiątkowa z okazji 150 rocznicy założenia Instytutu Teologicznego i Seminarium Duchownego w Tarnowie 1821–1971 (Tarnowskie Studia Teologiczne, T. 5). Tarnów 1972, S. 233–243. [Dtsch. Zus.fass.]. Den Beschluß des Tridentiner Konzils, der die Pfarrer zur Führung von Kirchenbüchern verpflichtete, verkündete Kardinal Stanislaus Hosius auf einer Diözesansynode im August 1565 in Heilsberg. Wie die Visitationsakten der ermländischen Pfarreien erweisen, war dieser Beschluß am Ende des 16. Jahrhunderts allgemein durchgeführt. Erste Kirchenbücher lassen sich bereits für das Jahr 1565 in den Pfarreien Bludau, Braunsberg, Frauenburg, Heilsberg, Santoppen, Langwalde und Reimerswalde nachweisen.

W. Th.

Władysław Nowak, Agenda biskupa Marcina Kromera w dziele ujednoczenia liturgii sakramentów św. w Polsce po Soborze Trydenckim [Die Agende des Bischofs Martin Kromer und ihre Bedeutung für die Vereinheitlichung der Liturgie der Sakramente in Polen nach dem Konzil von Trient]. In: StW 12 (1975), ersch. 1976, S. 29 – 91. [Dtsch. Zus.fass.] Nach dem Trienter Konzil strebte die katholische Reformbewegung eine Vereinheitlichung der Liturgie an. Im Bistum Ermland erreichte Kromer dieses Ziel durch Einführung einer neuen Agende, die auch in den polnischen Diözesen Anklang fand. Sie leitete in Polen den Prozeß der Vereinheitlichung der Sakramentaliturgie ein, der zum allgemeinen Petrikauer Rituale von 1631 führte.

W. Th.

Andrzej Skrobacki, Najstarszy na Warmii polski regulamin szpitalny [Die älteste polnische Hospitalordnung im Ermland]. In: KMW

Nr. 3–4 (137–138), 1977, S. 447–454. [Dtsch. Zus.fass.] – Diese undatierte Hospitalordnung fand sich im Diözesanarchiv in Allenstein. Der Herausgeber nimmt ihre Entstehung um 1600 an. Eine genauere Datierung ist vielleicht möglich, wenn gezielt nach dem lateinisch- oder deutschsprachigen Parallelstück gesucht wird. Derartige Ordinationen erließ Martin Kromer gewöhnlich nach Auswertung der Visitationssakten. Er gab darin den Pfarrern genaue Anweisungen zur Abstellung der in den Hospitälern vorgefundenen Mißstände. W. Th.

Danuta Jamiołkowska, Jan Leo – historyk Prus [Johannes Leo – ein Historiker Preußens]. In: KMW Nr. 4 (134), 1976, S. 455–468. [Dtsch. Zusammenf.] – Die Verf. gibt einen kurzen Lebensabriß des in Seeburg geborenen Guttstädter Domherrn. Auch der zweite Teil des Aufsatzes (über das historiographische Werk) bleibt an der Oberfläche. Statt einer Quellenanalyse wird kaum mehr als eine Inhaltsangabe der acht Bücher von Leos „Geschichte Preußens“ geboten, mit starker Betonung der Anti-Ordens-Tendenz des Werkes. Als Anhang wird eine Meßstiftung Leos abgedruckt. B. P.

Janusz Tazbir, Antytrynitaryzm w Gdańsku i okolicach [Der Antitrinitarismus in Danzig und seiner Umgebung]. In: *Odrodzenie i Reformacja w Polsce* 21 (1976), S. 57–82. [Frz. Zusammenfass.] – Der Warschauer Historiker Janusz Tazbir gibt hier aufgrund seiner umfassenden Spezialkenntnisse zu einem in der deutschen Literatur zur altpreußischen Geschichte wenig behandelten Gebiet eine interessante Übersicht, indem er die Ansiedlungen, Aktivitäten und Ziele der Sekte der Antitrinitarier oder Sozinianer in Danzig und Umgegend während des 17. Jahrhunderts schildert. Diese Sekte, die damals in Rakow bei Sandomir ihr religiöses und kulturelles Zentrum hatte, hat in der polnischen Kirchengeschichte durch ihre rationalistische Haltung als Vorläufer der Aufklärung eine Rolle gespielt. Das Ermland ist von ihr kaum berührt worden, doch hat es im Herzogtum Preußen wie auch in Danzig und Umgegend mehrere Gemeinden und Aktivitäten der Sozinianer gegeben, die weniger durch die Zahl ihrer Mitglieder und Beteiligten als die Neuheit und Radikalität ihrer philosophischen und religiösen Ideen, die dogmatische Bindungen weitgehend ablehnten, von Bedeutung wurden. In Danzig war im 17. Jahrhundert die Mehrheit der Einwohner lutherisch, daneben eine Minderheit calvinistisch, mennonitisch und katholisch. Dazu kamen seit dem dritten Viertel des 16. Jahrhunderts Antitrinitarier aus Italien, vor allem aber aus den Niederlanden, so daß es Ende des 16. Jahrhunderts schon eine arianische Gemeinde in Danzig gab. Wenn auch deren Plan, eine Druckerei zu gründen, nicht zustande kam, so siedelten sich doch bedeutende Vertreter der Sekte, vor allem der Kaufmann Martin Ruar seit 1631 und die Ärzte Philipp Crusius und Daniel Zwicker, in der Stadt an. Von der lutherischen Geistlichkeit hart bekämpft, mußten 1643 alle drei Danzig verlassen und zogen aufs Land, wo sie sich südlich der Stadt in den Dörfern Buschkowy und Straszyn niederließen. Ruar wirkte dort bis zu sei-

nem Tod 1657 als deutscher Prediger in einer sozinianischen Gemeinde. Das Verbannungsedikt von 1660 vertrieb dann die Antitrinitarier endgültig aus Westpreußen nach dem Westen, nach Deutschland und den Niederlanden.

A. T.

Franciszek Mincer, Działalność polityczna Samuela Łaskiego na terenie Prus Książęcych [Samuel Laskis politische Tätigkeit im Herzogtum Preußen]. In: *Śląski Kwartalnik Historyczny* Sobótka 30 (1975), 2, S. 161–188. [Dtsch. Zusammenfass.] – Die Geistesschwäche des preußischen Herzogs Albrecht Friedrich (+ 1618) rief einige Male die Herrschaft des Herzogtums Preußen interessierenden Parteien auf den Plan: die Oberräte und Stände des Herzogtums, die Häuser Ansbach und Brandenburg und den König von Polen als Lehnsherrn, um die Regentschaft des Landes, die Vormundschaft über den kranken Herzog und die Erbfolge zu regeln. In den Jahren von 1603 bis 1609 betraute der König von Polen mehrmals seinen im Königlichen Preußen begüterten Sekretär Samuel Laski mit kommissarischen Vertretungs- sowie Vermittlungs- und Gesandtschaftsaufgaben zur Lösung der preußischen Probleme. Laski eignete sich wohl nicht zuletzt wegen seiner verwandtschaftlichen Beziehungen zum Adel des Herzogtums für diese Aufgabe: Seine Frau war eine geborene von Königsegg. Zusammen mit dem ermländischen Bischof Simon Rudnicki verschaffte er den Katholiken des Herzogtums Preußen Religionsfreiheit und Möglichkeiten einer seelsorglichen Betreuung.

W. Th.

Zbigniew Nowak, Gdańska oficyna drukarska Guillemota-Hünefelda w służbie polskiej reformacji 1603–1652 [Die Danziger Offizin der Guillemot-Hünefeld im Dienste der polnischen Reformation 1603–1652]. In: *Rocznik Gdański* 33 (1973), H. 2, S. 21–67, ersch. 1975. [Engl. u. russ. Zus.fass.] – Einer der besten Kenner des sozialen und geistigen Lebens im „Königlich Polnischen Preußen“, d. h. Westpreußens, Zbigniew Nowak, Dozent an der Technischen Universität in Danzig, gibt hier eine ausführliche Geschichte der wichtigen Danziger Druckerei von Wilhelm Guillemot und dessen Nachfolger Andreas Hünefeld. Die Tätigkeit beider Drucker umfaßt die Jahre 1603 bis 1652. Ihre bedeutende Offizin spielte nicht nur in der Danziger, sondern auch in der gesamten polnischen Reformationsgeschichte eine große Rolle. Der Autor schildert zuerst ausführlich das während der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Polen blühende Druckereiwesen der Calvinisten, Lutheraner und Böhmisches Brüder, das zu Beginn des 17. Jahrhunderts durch die Gegenreformation zum Erliegen kam. So war es wichtig, daß in Danzig der dorthin aus Holland übergesiedelte Calvinist Wilhelm Guillemot 1603 eine Druckerei aufmachte und diese in sehr kurzer Zeit bis zu seinem Tod (1606) zur Blüte brachte. Sein bisheriger Mitarbeiter Andreas Hünefeld führte das Unternehmen dann in gleicher reformatorischer Ausrichtung tatkräftig weiter und vertrieb die von ihm produzierten Bücher über das ganze nördliche Polen und Litauen. Die über

hundert in dieser Offizin herausgekommenen polnischen reformatorischen Schriften stellten etwa die Hälfte aller in diesem Zeitraum im Königreich erschienenen Druckwerke dar. Schon 1606 brachte diese Danziger Druckerei das Neue Testament in polnischer Sprache nach der Übersetzung des Marcin Janicki heraus, als wichtigstes Buch dann 1632 eine vollständige polnische Bibel, nachdem bereits 1625 die deutsche Bibelübersetzung Martin Luthers in drei Bänden dort gedruckt worden war. Die große Bedeutung der polnischen Bibel geht schon daraus hervor, daß diese Übersetzung, von unwesentlichen Änderungen abgesehen, bis heute für alle evangelischen Bekenntnisse in Polen gültig geblieben ist. 1637 folgten eine polnische Agende für den evangelischen Gottesdienst, Katechismen, Gebet- und Psalmenbücher sowie auch polemische Schriften. Alle diese Druckerzeugnisse wurden weit verbreitet, allerdings auch in den von der Gegenreformation beherrschten Gebieten zum Teil vernichtet. Nowak schildert dann und belegt mit sieben Abbildungen von Titelseiten voll reichem Miniaturenschmuck die außerordentlich sorgfältigen und drucktechnisch schönen Ausgaben dieser Bücher verschiedenen Formats, die das hohe Niveau und den daraus folgenden weitreichenden kulturellen Einfluß dieser Danziger Druckerei bezeugen.

A. T.

Gerhard Staff, Macht hoch die Tür, die Tor macht weit. Die Entstehungsgeschichte des bekannten ostpreußischen Adventsliedes. In: Nordost-Archiv 9 (1976), H. 43, S. 11-14. – Das beliebte Adventslied stammt von dem Königsberger Pfarrer Georg Weissel, der es am 3. Adventssonntag 1623 mit seiner Gemeinde sang. Es ist ein Produkt des reichen kirchenmusikalischen Schaffens der damaligen Zeit.

W. Th.

Wacław Odyniec, Iwentarz opackich dóbr pogódkowskich z 1624 roku [Inventar der Abteigüter Pogutken aus dem Jahre 1624]. In: Rocznik Gdański 33 (1973), H. 2, ersch. 1975, S. 127-138 [Engl. u. russ. Zus.fass.]. – Das Inventar der Tafelgüter des Abtes von Pelplin wurde anlässlich ihrer dreijährigen Verpachtung an einen Vetter des Abtes Leonhard Rembowski erstellt. Es ist für die Besitz- und Wirtschaftsgeschichte des Klosters in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts – also vor den Verwüstungen der Schwedenkriege – von großer Bedeutung, aber ebenso für die Landesgeschichte. Es bietet eine detaillierte Beschreibung der Gebäude sowie des lebenden und toten Inventars der beiden Güter Pogutken und Jeseritz sowie ein Verzeichnis der Einwohner mit Viehbestand der fünf Dörfer Koschnin, Kleschkau, Jarischau, Kobilla und Kowalken.

B. P.

Gaudenty A. Kustosz, Czy Kościerzyna pielgrzymuje od 300 lat na Wejherowską kalwarię [Pilgerte Berent vor 300 Jahren zum Kalvarienberg nach Neustadt?]. In: StP 1975, ersch. 1976, S. 341-359. – Der Verf. beschreibt die Anfänge des Wallfahrtsortes Neustadt/Westpr. in der Mitte des 17. Jahrhunderts und die Resonanz, die die Pilgerfahrten seitdem über die Kaschubei hinaus hatten.

B. P.

Bolesław Kumor, Spis ludności Dobrego Miasta z 1695 r. [Bevölkerungsverzeichnis von Guttstadt aus dem Jahr 1695.] In *Przeszłość Demograficzna Polski* 7 (1975) S. 3 - 73, [Engl. Zus.fass.]

Stanisław Borowski, Próba odtworzenia struktur społecznych i procesów demograficznych na Warmii u schyłku XVII w. Na przykładzie Dobrego Miasta i okolicy [Rekonstruktionsversuch der Sozialstruktur und der demographischen Prozesse im Ermland am Ende des 17. Jahrhunderts. Am Beispiel der Stadt Guttstadt und ihrer Umgebung]. In: *Przeszłość Demograficzna Polski* 8 (1975), S. 125-198. [Engl. Zus.fass.]

Jerzy Przeracki, Parafia dobromiejska i jej ludność w świetle spisu z 1695 roku [Die Pfarrei Guttstadt und ihre Bevölkerung im Lichte des Verzeichnisses aus dem Jahr 1695]. In: *KMW* Nr. 2 (132), 1976, S. 241 bis 257.

Der Lubliner Kirchenhistoriker Bolesław Kumor hat ein im Ermländischen Diözesanarchiv befindliches Personenverzeichnis der Pfarrei Guttstadt aus dem Jahre 1695 publiziert, das von dem damaligen Dekan des Kollegiatstifts Georg Ignaz Teschner als verantwortlichem Seelsorger der Pfarrei angelegt wurde. Derartige Verzeichnisse sollten in nachtridentinischer Zeit der katholischen Reformbewegung dienen, enthielten sie doch genaue Angaben über den status animarum, soweit er sich in der Sakramentenpraxis fassen ließ. Die Anfertigung von Pfarrangehörigenverzeichnissen basierte im Ermland auf Artikel 305 der Diözesansynode des Bischofs Simon Rudnicki aus dem Jahre 1610, nach dem es zur Amtspflicht der Pfarrer gehörte, in seelsorglichem Interesse alle Familien der Pfarrei mit sämtlichen Personen zu verzeichnen. Das Guttstädter Verzeichnis von 1695 ist bisher die einzige der wissenschaftlichen Forschung zugänglich gemachte ermländische Quelle dieser Art. Im benachbarten Polen gibt es vergleichsweise einige ähnliche Quellen erst aus dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts.

Zur Pfarrei Guttstadt gehörten die Ortschaften Altkirch, Althof, Battatron, Glattau, Knopen, Kossen, Lingnau, Neudorf, Schmolainen und Schönwiese, deren Bewohner von Georg Ignaz Teschner genauso exakt erfaßt wurden wie die der Stadt Guttstadt. Die Pfarrei ist 1695 fast rein katholisch; andersgläubige zuziehende Personen, meist Gesinde, konvertieren bald oder ziehen wieder fort. Das Verzeichnis ist lateinisch unter dem Gesichtspunkt der Erfassung der Familien und aller alleinstehenden Personen nach ihrem sozialen Stand geschrieben und enthält Vor- und Zunamen von Eheleuten sowie Angaben über Beruf, Herkunft, Alter und über den Empfang der Sakramente Beichte, Kommunion und Firmung. Außerdem sind Name, Beruf und Wohnort des Vaters angegeben, überdies, ob der Vater noch lebt oder verstorben ist. Auch mehrmalige Eheschließungen lassen sich der Quelle entnehmen. Nach der Aufzählung der Eltern folgen Kinder und Adoptivkinder sowie Bedienstete mit Angaben von Namen, Stand und Wohnort des Vaters, gegebenenfalls auch der Hinweis auf uneheliche Geburt, jeweils mit Altersangaben und Bemerkungen über die Sakramentenpraxis.

Die Quelle beginnt mit der Verzeichnung der Hilfsgeistlichen, es folgen die Angaben über die Diener der Domherren des Kollegiatstifts, die Bediensteten des Tafelguts, die Mitglieder der Schwesternstation, die Lehrer der Pfarrschule, die Knaben der Schola, die Schüler und Schülerinnen des Sakramentenunterrichts, die Mitglieder des Magistrats der Stadt Guttstadt, die Mitglieder der Schöffenbank, die Zunftmitglieder der Bäcker, Zimmerleute, Schuster, die Müller, die Zunftmitglieder der Tuchmacher, Kürschner, Radmacher, Töpfer, Fleischer, Böttcher und die Mitglieder der Genossenschaft der Waisen und Armen. Daran schließt sich die Aufzählung der Bürger, die nicht zünftig organisiert sind, sowie der Tagelöhner, Einwohner, Witwen und Alleinstehenden ohne Bindung an Zunftgemeinschaften. Ihnen folgt die Aufzählung der Insassen des Hospitals. Schließlich werden alle Familien und Bewohner der Dörfer des Kirchspiels aufgeführt.

Die Quelle stellt mit ihrer Fülle an Namen und Informationen eine wahre Fundgrube für Familien- und Sozialgeschichtsforscher dar. Die deutschen Namen zeigen, daß die Bevölkerung Guttstadts und der umliegenden Dörfer im Jahre 1695 bodenständig ist. Nur wenige Personen sind aus Polen, Litauen, dem Herzogtum Preußen oder Kurland zugezogen. Beachtlich ist allerdings der Zuzug aus allen Gegenden des Ermlands.

Verständlicherweise unterzog die Sozialgeschichtsforschung, die den sozialökonomischen Faktoren des Geschichtsablaufs nachspürt, diese Quelle schon bald einer gründlichen Analyse. Die historische Demographie, die sonst bei der Erfassung von Größenverhältnissen der Bevölkerung und ihrer sozialen Schichten und Gruppen für die Zeit vor 1850 auf die Technik der sogenannten Familienrekonstruktion aus Kirchenbüchern angewiesen ist, fand hier von der Hand des Dekans Teschner präzise Angaben über sämtliche Familien Guttstadts und seiner Umgebung. Das vorliegende Material verwertete Stanisław Borowski in Tabellen, graphischen Darstellungen, Diagrammen, Bevölkerungspyramiden und anderen facheigenen Forschungstechniken zur Erfassung der hier greifbaren Sozialstruktur. Der Problembereich des generativen Verhaltens, worunter Fruchtbarkeit, Sterblichkeit, Kinderzahl u. ä. verstanden wird, konnte weitgehende Aufhellung erfahren. Schon ein oberflächlicher Blick in die Quelle belehrt den Leser, daß die ermländische Großfamilie ein Mythos ist. Das „ermländische Dutzend“ (13 Kinder) sucht man vergeblich. Es dominiert die Kleinfamilie mit Eltern, drei bis vier Kindern und allenfalls noch ein oder zwei Bediensteten; Großeltern sind selten.

Ein reiches Arbeitsfeld fand auch die Mobilitätsforschung, die die räumliche Mobilität und die soziale Aufstiegs- und Abstiegsmobilität der Bevölkerung betrachtet. Teschners exakte Angaben ermöglichen schließlich noch, den sozialgeschichtlichen Bereich der Stratifikation anzugehen, d. h. das soziale Schichtensystem sowie Größe und politischen Einfluß der sozialen Gruppen festzustellen.

Jerzy Przeracki hat die Edition der Quelle einer kritischen Rezen-

sion unterzogen, wobei er nicht nur Lesefehler feststellte, sondern auch historische Korrekturen an Kumors Hintergrunddarstellung und Kommentierung anbrachte. Im Anhang seiner Kritik veröffentlichte er vier zusätzliche Seiten der Quelle, die Kumor ausgelassen hatte. Es handelt sich um ein Verzeichnis der Gottesdienstteilnehmer, abgestuft nach freiwilligem und pflichtmäßigem Besuch. Aufgeführt ist auch eine kleine Gruppe von Pfarrangehörigen, die den Gottesdienstbesuch notorisch verweigerte. Ein Bericht über das religiöse Leben und einzelne gravierende moralische Verfehlungen in der Gemeinde beschließt die Quelle. W. Th.

Helmut Walsdorff, Familienkundliche und biographische Notizen zu ostpreußischen Pfarrerrfamilien aus der Zeit der großen Pest. In: *Altpreußische Geschlechterkunde. N. F.*, Bd. 9, Jg. 24 (1976), S. 359-371. – Helmut Walsdorff ist durch zahlreiche Aufsätze zur ostpreußischen evangelischen Kirchengeschichte im Ostpreußenblatt bekannt geworden. In der *Altpreußischen Geschlechterkunde* charakterisiert er zunächst die unter der Signatur EM 107 aus dem ehemaligen Königsberger Staatsarchiv (heute im Archivlager in Göttingen) erhaltenen ca. 40 Aktenpakete, die den Titel „Pest- und Sterbesachen“ tragen und Materialien vom 16. bis zum 19., die meisten allerdings aus dem 18. Jahrhundert, bergen (S. 347-358). Es geht da um verschiedenste Inhalte: Abwehrmaßnahmen gegen die Pest und andere Seuchen, polizeiliche Maßnahmen, Berichte über Todesfälle usw. In dem anschließenden Aufsatz sind dann die aus diesen Akten geschöpften familienkundlichen Exkurse Walsdorffs mit Nachrichten über ostpreußische evangelische Pfarrersfamilien zur Zeit der großen Pest Anfang des 18. Jahrhunderts zusammengestellt. Für den ostpreußischen Familienforscher dürfte sich hier manches bisher unbekanntes Material finden, während sich zum katholischen Ermland kaum Verbindungslinien ergeben. A. T.

Edward Hinz, Repertuar muzyczny pelplińskiej kapeli cyterskiej w XVIII wieku [Das Musikrepertuar der Zisterzienserkapelle in Pelplin im 18. Jahrhundert]. In: *StP* 1975, ersch. 1976, S. 327-340. – Das Verzeichnis der in Pelplin vorhandenen Musikhandschriften und -drucke von Vokalmusik mit Instrumentalbegleitung zeigt, daß die Mönchskapelle im 18. Jahrhundert nicht das musikalische Niveau des vorangegangenen Jahrhunderts erreichte. Unter den Komponisten findet man viele Mönche aus Pelplin selbst. Auffällig ist die starke Verbindung zu den bayerischen Benediktinerklöstern. Die Namen der großen Schöpfer geistlicher Musik – Bach, Händel, Haydn, Mozart – fehlen ganz. B. P.

IV. Neuere Geschichte

Janusz Jasiński, Duchowieństwo katolickie a sprawa polska na Warmii w XIX w. [Katholische Geistlichkeit und polnische Frage im Ermland im 19. Jahrhundert]. In: Zeszyty Naukowe Stowarzyszenia PAX Nr. 2 (15), 1977, S. 93–111. – Der Artikel ist eine Art kurze Zusammenfassung von bisher vorliegenden Einzeluntersuchungen, vor allem solchen des Verfassers selbst (vgl. z. B. ZGAE 37, 1974, S. 172; 38, 1976, S. 155 und in diesem Band S. 176 ff.) zum Thema des Regional- und Nationalbewußtseins der Ermländer im 19. Jahrhundert und ist besonders deshalb von Interesse, weil er noch einmal einige wichtige Quellenzeugnisse aus dem Ermländischen Diözesanarchiv vorstellt.

H. J. K.

Edward Martuszewski, Pierwsze prób wprowadzenia języka niemieckiego do szkół elementarnych na Mazurach i południowej Warmii na początku XIX wieku [Die ersten Bestrebungen am Beginn des 19. Jahrhunderts, in den Elementarschulen Masurens und des südlichen Ermlands die deutsche Sprache einzuführen]. In: KWM 3–4 137–138), 1977, S. 307–325. [Dtsch. Zus.fass.] – Die Abhandlung basiert auf dem von Gustav Gisevius 1845 publizierten Material vernehmlich der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts sowie Quellen aus früherer Zeit hauptsächlich aus dem Staatlichen Wojwodschaftsarchiv und dem Ermländischen Diözesanarchiv in Allenstein. Sie kommt zu dem Schluß, daß die Bestrebungen, die deutsche Sprache zunächst als Lehrfach und dann auch als Unterrichtssprache in den Elementarschulen einzuführen, nicht dem Fortschritt auf dem Gebiet von Bildung und Kultur diene, sondern ein Faktor der Germanisierung der polnischen Bevölkerung in Masuren und dem südlichen Ermland war.

H. J. K.

Janusz Jasiński, Sprawa pięćdziesiątej rocznicy zaboru Warmii (1822) [Die Frage des 50. Jahrestages der Annexion des Ermlands (1822)]. In: KMW Nr. 1 (131), 1976, S. 87–91. [Dtsch. Zus.fass.] – Gegenüber den Vorschlägen der Landräte des Ermlands und der Anweisung von Bischof Joseph von Hohenzollern, aus Anlaß des 50. Jahrestages der Eingliederung des Ermlands in den preussischen Staat Dankgottesdienste zu zelebrieren, drückte der Erzpriester von Warthenburg, Andreas Orgass, seine entschiedene Ablehnung aus. Er schrieb am 11. 9. 1822 an den Bischof, „daß dieses veranstaltete Jubelfest als ein Spottfest des Jammers und Elendes der unterdrückten Bewohner Ermlandes angesehen werden könnte und nur jene über eine geschehene Usurpation jubeln können, die das Blut der Unterjochten saugen“.

H. J. K.

Janusz Jasiński, Ruch trzeźwości na południowej Warmii w połowie XIX wieku [Die Enthaltamskeitsbewegung im südlichen Ermland in

der Mitte des 19. Jahrhunderts]. In: KMW Nr. 3-4 (137-138), 1977, S. 357-366. [Dtsch. Zus.fass.] – Von dem ersten Enthaltamskeitsverein im Ermland, der 1837 in Allenstein gegründet wurde, fehlen jegliche Nachrichten. 1846 gründete der Allensteiner Kaplan Valentin Tolsdorf einen weiteren Verein, den Brachvogel als den ersten bezeichnet hat. Er erhielt die Unterstützung des Bischofs Geritz und 1852 den Status einer kirchlichen Bruderschaft. Die Enthaltamskeitsbewegung breitete sich so sehr aus, daß – wie eine aus den Visitationsberichten von 1854 und 1858 erstellte Statistik über 15 Pfarreien des südlichen Ermlands zeigt – 84 % der erwachsenen Bevölkerung den Mäßigkeitsvereinen als Mitglieder angehörten.

H. J. K.

Jan Wiśniewski, Szkoły elementarne w parafii Tychnowo-Straszewo na Powiślu w połowie XIX wieku [Die Elementarschulen in der Pfarrei Tiefenau-Straszewo im Weichselgebiet in der Mitte des 19. Jahrhunderts]. In: KMW Nr. 1 (135), 1977, S. 47-63 [Dtsch. Zus.fass.] – Der Artikel, ein Teil einer an der Katholischen Universität Lublin angefertigten Magisterarbeit, beschreibt auf Grund von Quellen aus dem Ermländischen Diözesanarchiv die Schülerfrequenz im Jahre 1854 und das bescheidene Niveau des Unterrichts in den Elementarschulen in der Pfarrei Tiefenau (Kr. Marienwerder) und ihrer Filiale Straszewo (Kr. Stuhm) in der Zeit zwischen dem Inkrafttreten des Schulordnungsgesetzes von 1845 und der Verkündigung der Maigesetze im Jahre 1873. Die im Gebiet von Stuhm, dem stärksten Zentrum der polnischsprachigen Bevölkerung Westpreußens rechts der Weichsel, gelegene Pfarrei Tiefenau gehörte seit 1821 zum Bistum Ermland. Pfarrer war 64 Jahre lang (1838-1901) Piotr Baranowski. In der Schularbeit wurde Nachdruck auf die religiöse Erziehung der Kinder gelegt, die zur Festigung des Polentums beitrug.

H. J. K.

Eugeniusz Myczka, Z dziejów walki o wiarę i polskość na Pomorzu Gdańskim pod zaborem pruskim (II) [Aus der Geschichte des Kampfes um Glauben und Polentum in dem von Preußen annektierten Danziger Pommerellen]. In: Studia Gdańskie 2 (1976) S. 7-40. [Engl. Zus.fass.] – Verf. setzt seine im ersten Band des Jahrbuchs der Diözese Danzig begonnene Darstellung (vgl. ZGAE 38, 1976, S. 154) mit einem Überblick über den Kampf der Polen in Westpreußen um ihre Selbstbehauptung vor und im Kulturkampf fort. Im dritten Teil analysiert er Petitionen von Danziger Polen an die Kulmer Bischöfe von der Marwitz und Redner aus den Jahren 1885-1887, in denen es um die Erhaltung der polnischen Predigt im Gottesdienst ging. Die Bischöfe verteidigten das Recht der Polen auf den Gebrauch der Muttersprache im Gottesdienst gegenüber entgegengesetzten Bestrebungen der preußischen Behörden

H. J. K.

Helmut Könitz, Das Kirchspiel Gruppe/Kreis Schwetz. Eine Orts- und Kirchengeschichte im Wandel der Zeiten. In: Westpreußen-Jahrbuch 27 (1977) S. 113-120. – Die 90jährige Geschichte der 1854

gegründeten evangelischen Kirchengemeinde Gruppe wird anhand von Visitationsprotokollen und Erinnerungen skizziert. B. P.

Edward Martuszewski, Referat nauczyciela Rudolfa Goerkego z 1875 r. o metodach germanizacji za pośrednictwem szkoły [Der Vortrag des Lehrers Rudolf Goerke aus dem Jahre 1875 über die Methoden der Germanisierung durch die Schule]. In: KMW Nr. 2 (132), 1976, S. 185–196. [Dtsch. Zusammenfass.] – Der Vortrag des Lehrers Goerke aus Waplitz, Krs. Osterode, „Über die Behandlung des Leseunterrichts auf der Mittel- und Oberstufe einklassiger Landschulen mit Kindern polnischer Zunge, um vorzugsweise Sprachverständnis und Sprachfertigkeit im Deutschen zu fördern“, den er auf der jährlichen Kreislehrerkonferenz am 20. 8. 1875 in Hohenstein gehalten hat, wird im Wortlaut wiedergegeben und kommentiert. H. J. K.

Iselin Gundermann. Die evangelischen Pfarrer von Elbing 1886–1945. Fortsetzung von Chr. Ed. Rhodes „Presbyterologia Elbingensis“. In: Beiträge zur Geschichte Westpreußens 5 (1976) S. 173–201. – Iselin Gundermann setzt verdienstvollerweise die für die Geschichte Elbings wichtige und auch für das Bistum Ermland interessante Presbyterologie von Rhode, die Walther Hubatsch 1970 edierte, mit Kurzbiographien der zwischen 1884 und 1945 in Elbing tätigen 57 evangelischen Geistlichen fort. Sie konnte zwar keine lokale Überlieferung mehr heranziehen, benutzte aber das reiche Material der kirchlichen Oberbehörde in Berlin, des Evangelischen Oberkirchenrats. Die meisten dieser Pfarrer und Hilfsprediger stammten aus Ost- und Westpreußen und waren zuerst in den ländlichen Pfarreien der Nachbarschaft tätig gewesen, ehe sie das Amt in Elbing übernahmen. Im Unterschied zu Rhode bringt die Verfasserin aus ihren Quellen auch einiges über die kirchliche Richtung und die Seelsorgetätigkeit der Geistlichen, was vor allem in der Zeit des nationalsozialistischen Kirchenkampfes von Interesse ist. A. T.

Jan Chłosta, Księgarnia „Gazety Olsztyńskiej“ [Die Buchhandlung der „Gazeta Olsztyńska“]. In: KMW Nr. 1 (135), 1977, S. 73–80. [Dtsch. Zusammenfass.] – Aus dem anfänglichen Kommissionsbuchhandel entwickelte sich im Dezember 1899 eine Verkaufsstelle, die seit 1909 die Bezeichnung „Buchhandlung“ führte. Zwischen 1920 und 1926 bestanden zwei polnische Buchhandlungen in Allenstein, die bisherige, jetzt von Johanna Pieniężna geführt, die sich noch bis 1926 halten konnte, und eine 1920 in dem neuen Verlagsgebäude der „Gazeta Olsztyńska“ eröffnete Buchhandlung gleichen Namens, die im Mai 1938 durch die Nazibehörden geschlossen wurde. H. J. K.

Janusz Jasiński, Czytelnictwo „Gazety Olsztyńskiej“ na Warmii w latach 1886–1913 [Die Leserschaft der „Gazeta Olsztyńska“ im Ermland in den Jahren 1886–1913]. In: KMW Nr. 3 (133), 1976, S. 397–406. [Dtsch. Zusammenfass.] – Die Zahl der Abonnenten der „Gazeta Olsztyńska“ schwankte zwischen 180 im ersten Erscheinungsjahr

(1886) und maximal 1500 im Jahre 1904. Die Zeitung wurde von 31 %, die polnische Presse insgesamt von 60 % der polnischen Bevölkerung des Ermlands gelesen.

H. J. K.

Siegfried Fornaçon, Nicht nur Lommen in Tolkemit. In: Westpreußen-Jahrbuch 27 (1977) S. 135–144. – Die Tolkemiter Frachtschiffer gingen nach 1900 dazu über, außer kurischen Reisekähnen und in Tolkemit gebauten Lommen Schiffstypen der schleswig-holsteinischen und niederländischen Fluß- und Küstenschiffahrt zu verwenden. Der Autor hat 15 derartige Frachtschiffe ausgemacht und ihr Schicksal verfolgt

W. Th.

Jan Chłosta, Szkolnictwo polskie na Warmii w latach 1919–1920 [Polnische Schulen im Ermland 1919–1920]. In: KMW Nr. 3–4 (137–138), 1977, S. 377–390. [Dtsch. Zusammenfass.]. – Der Autor rekonstruiert die Entstehungsgeschichte der 1920 im südlichen Ermland eingerichteten 10 polnischen Kindergärten und 17 Schulen (mit schließlich 976 Schülern). Sie wurden nach der Volksabstimmung wieder aufgelöst.

H. J. K.

Tadeusz Swat, Duchowieństwo na Warmii, Mazurach i Powiślu w latach 1918–1945 [Die Geistlichkeit in Ermland, Masuren und im Weichselgebiet 1918–1945]. In: Zeszyty Naukowe Stowarzyszenia PAX Nr. 2 (15), 1977, S. 112–132. – Im Mittelpunkt dieses Überblicks stehen die Geistlichen polnischer Herkunft und solche, die sich – zumeist unter sehr schwierigen Bedingungen – für die Belange der polnischen Bevölkerung eingesetzt haben. Nicht alle, die hier zu nennen wären, sind erwähnt (vgl. z. B. G. Reifferscheid, Das Bistum Ermland und das Dritte Reich, 1975, S. 225, Anm. 83).

H. J. K.

Przemysław Hauser, Stosunki narodowościowe i wyznaniowe w diecezji chełmińskiej w latach 1920–1925 [Die Nationalitäten- und Konfessionsverhältnisse in der Diözese Kulm in den Jahren 1920–1925]. In: Ars historica. Prace z dziejów powszechnych i Polski. Hrsg. von M. Biskup, B. Kürbis u. a. (Uniwersytet im. Adama Mickiewicza w Poznaniu. Seria historica, Nr. 71.) Poznań 1976, S. 749–758. – In dem 24 Dekanate umfassenden Teil der Diözese Kulm, der seit 1920 politisch zu Polen gehörte, waren 97 % der Katholiken Polen und 3 % Deutsche, die mit Ausnahme des Gebietes der sog. Koschneiderei (Kreis Konitz) in der Zerstreung lebten. Nach Ansicht des Autors vermochte der Staat die von der bischöflichen Behörde gebilligte germanisierende Tätigkeit eines Teils des deutschen Klerus zunächst nicht zu hemmen. Dies änderte sich erst nach Abschluß des Konkordates zwischen Polen und dem Vatikan 1925 und mit der Übernahme des Bischofsamtes durch den im gleichen Jahr zum Koadjutor mit dem Recht der Nachfolge ernannten Polen Stanisław Okoniewski (1926).

H. J. K.

Przemysław Hauser, Działalność katolików niemieckich na Pomorzu w okresie II Rzeczypospolitej [Die Tätigkeit der deutschen Katholi-

ken in Pomerellen zur Zeit der Zweiten Republik]. In: Polska – Niemcy – Europa. Studia z dziejów myśli politycznej i stosunków międzynarodowych. Hrsg. von A. Czubiński. (Uniwersytet im. Adama Mickiewicza w Poznaniu. Seria historica, Nr. 75.) Poznań 1977, S. 447–456. – Von der 1920–1939 in der Wojwodschaft Pomerellen lebenden deutschen Minderheit waren fast 13 % Katholiken. Sie organisierten sich seit der 1925 im Bistum Kulm beginnenden Repolonisierung der kirchlichen Hierarchie im Verband der deutschen Katholiken (VdK), von dem im November 1925 ein eigener Bezirksverband für Pomerellen gegründet wurde. Er zählte 1932 rd. 3700 Mitglieder in 15 Ortsgruppen sowie 700 Mitglieder in seinen Jugendgruppen. Der Autor stellt die Entwicklung des Verbandes auf der Grundlage von Akten aus dem Zentralarchiv des polnischen Innenministeriums dar. Danach nahmen die satzungsgemäß vor allem religiösen Zwecken dienenden Aktivitäten des VdK im Laufe der Zeit in immer stärkerem Maße einen politischen, d. h. antipolnischen, Charakter an. Seit 1933 war die Mehrheit der aktiven Verbandsmitglieder in Pomerellen für die Einflüsse der nationalsozialistischen Ideologie offen. Es entstanden sieben neue Gruppen mit 800 Mitgliedern.

H. J. K.

Karl Rehberg, Zur Geschichte des Instituts für Kirchen- und Schulmusik an der Universität Königsberg/Pr. 1924–1932. In: Jahrbuch der Albertus-Universität Königsberg Pr. 25 (1975), ersch. 1977, S. 141–157. – Das Institut für Kirchen- und Schulmusik an der Universität Königsberg ging im Zuge der reformpädagogischen Bemühungen nach dem Ersten Weltkrieg aus dem von Joseph Müller-Blattau gegründeten musikwissenschaftlichen Seminar hervor, um den Bedarf an qualifizierten Musiklehrern und Organisten in Ostpreußen zu decken. Der Verfasser hat die Studien- und Arbeitsbedingungen untersucht, die nach der musikpädagogischen Reformkonzeption Leo Kestenbergs, des Musikreferenten im Preußischen Kultusministerium, ausgerichtet sein sollten.

W. TH.

Marek Andrzejewski, Kwestia polskiej szkoły w Piasutnie w świetle źródeł niemieckich [Die Frage der polnischen Schule in Piassuten im Lichte einer deutschen Quelle]. In: KMW Nr. 4 (134), 1976, S. 547–551. [Dtsch. Zus.fass.] – A. gibt nach einer kurzen Einführung den Bericht des Regierungsrats Waldhausen von der Regierung in Allenstein an den preußischen Innenminister vom 28. 3. 1931 über die vom polnischen Schulverein in Ortelsburg in einem Abbau Lonk bei Piassuten im Kreis Ortelsburg gegründete erste polnische Minderheitsschule, eine polnisch-evangelische Schule, im Wortlaut wieder.

H. J. K.

Bohdan Koziełło-Poklewski, Przyczynki do działalności Służby Pracy w Prusach Wschodnich w latach 1931–1935 [Beiträge zur Tätigkeit des Arbeitdienstes in Ostpreußen in den Jahren 1931–1935]. In: KMW Nr. 3–4 (137–138), 1977, S. 391–402. [Dtsch. Zus.fass.] – In dem Aufsatz wird die Vorstufe des durch Gesetz vom 25. 5. 1935 einge-

fürhten obligatorischen Arbeitsdienstes beschrieben, nämlich der durch Verordnungen der Regierungen Brüning und v. Papen geschaffene freiwillige Arbeitsdienst. Die Zahl der in Ostpreußen eingesetzten Freiwilligen stieg von einigen hundert zu Beginn des Jahres 1932 auf fast 10 000 in der Mitte des Jahres 1935. Neben den amtlichen deutschen Drucksachen zieht der Verf. als Quellen die Berichte des polnischen Botschafters in Berlin und der polnischen Konsulate in Allenstein, Lyck und Marienwerder heran, die dem Phänomen des Arbeitsdienstes ihre besondere Aufmerksamkeit widmeten und davon ausgingen, daß – neben der wirtschaftlichen Aufgabe – dem Arbeitsdienst in Ostpreußen vor allem die „Germanisierung“ der polnischsprachigen Bevölkerung zgedacht war, weshalb die Lager entlang der deutsch-polnischen Grenze eingerichtet wurden. Es wäre interessant zu wissen, was in den Akten der deutschen Parteienstellen offiziell dazu gesagt wurde.

B. P.

Tadeusz Grygier, Diecezja warmińska w latach 1933–1944 w świetle raportów władz nazistowskich Prus Wschodnich [Das Bistum Ermland in den Jahren 1933–1944 im Lichte von Berichten der Nazibehörden in Ostpreußen]. In: StW 12 (1975), ersch. 1976, S. 139–193. [Dtsch. Zus.fass.] – Die breit angelegte, gründliche Untersuchung wertet einen Restbestand von Akten der Nazibehörden im Staatlichen Wojwodschaftsarchiv Allenstein aus und arbeitet zwölf Bereiche der NS-Ideologie und -Kirchenpolitik heraus, gegen die sich der Widerstand der Kirche im Ermland richtete: 1. Rassenfrage, 2. Sterilisation, 3. Antisemitismus und Germanisierungspolitik, 4. das ökonomische Verständnis der Geschichte, 5. Beschränkung der kirchlichen Tätigkeit auf Familie und Pfarrei, 6. Eliminierung der Katholischen Aktion, 7. Liquidierung der katholischen Vereine, 8. Verbot kirchlicher Jugendarbeit, 9. Behinderung der katholischen Publizistik, 10. Bestrebungen zur Schaffung einer deutschen Nationalkirche, 11. Entkaffessionalisierung der Schule, 12. Nichtzulassung der Seelsorge für die polnischen Fremdarbeiter und Kriegsgefangenen. Es ergeben sich Konvergenzen und Divergenzen mit den Forschungsergebnissen, die G. Reifferscheid (Das Bistum Ermland und das Dritte Reich, 1975) vorgelegt hat, auf die G. jedoch noch nicht im einzelnen eingeht, da seine Untersuchung bereits abgeschlossen war, als das Buch von R. erschien. – Als eines der dringendsten Desiderate wird die Erforschung der katholischen Presse im Ermland zur Zeit des Dritten Reiches bezeichnet.

H. J. K.

Bohdan Koziello-Poklewski, Badania nad sytuacją kościoła rzymskokatolickiego w Prusach Wschodnich w okresie hitlerowskim [Forschungen zur Lage der römisch-katholischen Kirche in Ostpreußen in der Hitlerzeit]. In: KMW Nr. 1 (135), 1977, S. 95–118. – Verf. unterzieht in diesem umfassenden Rezensionsartikel die Monographie von G. Reifferscheid (Das Bistum Ermland und das Dritte Reich, 1975) sowie die oben angezeigte Untersuchung von Grygier einer sehr kritischen Besprechung. Kernpunkt ist der Vorwurf an beide Autoren, daß sie nach seiner Meinung das Schwergewicht auf die Dar-

stellung der religiösen Opposition gegen die nationalsozialistische Weltanschauung legen und entweder ungerechtfertigterweise von einem Widerstand auch gegen die konkreten innen- und außenpolitischen bzw. nationalpolitischen Ziele des NS-Regimes sprechen (Grygier, Punkt 3, 4 und 12) oder fehlenden Widerstand als „Mangel an Konsequenz“ beschönigen (Reifferscheid in bezug auf Kallers Haltung Anfang 1933 und seine Einstellung zum Polenfeldzug 1939 oder zum Krieg überhaupt). Auch K.-P. erkennt an, daß Kaller, was die pastorale Mission der Kirche betrifft, einer der Hauptopponenten gegen das NS-Regime gewesen sei, ansonsten war er aber seiner Meinung nach „ganz einfach ein katholischer Bischof, der den Weisungen der kirchlichen Behörden folgte, und ein deutscher Nationalist“ (S. 100). Dementsprechend stimmt der Rezensent den Thesen von Sołoma zu (in dessen in diese Besprechung einbezogenem Buch über die Politik des katholischen Klerus gegenüber der ethnisch polnischen Minderheit im Ermland und im Weichselgebiet 1919–1929, Warschau 1976), wonach Kaller und sein Vorgänger Bludau Nationalisten waren, weil sie eine antipolnische Politik betrieben haben sollen.

H. J. K.

Władysław Szulist, Z martyrologii duchowieństwa katolickiego w diecezji chełmińskiej 1939–1945 (Część II). In: StP 1975, ersch. 1976, S. 281–295. – Der Artikel setzt die Darstellung im vorausgehenden Band des Jahrbuchs der Diözese Kulm fort (vgl. ZGAE 38, 1976, S. 160 f.) und bietet einen Überblick über die Opfer des NS-Terrors unter den Priestern des Bistums Kulm. Es werden die Namen genannt, und es wird geschildert, wo und wie die Geistlichen zu Tode kamen.

H. J. K.

Bohdan Koziłło-Poklewski, Rozmiary przymusowego zatrudnienia obywateli polskich w gospodarce Prus Wschodnich w latach 1939–1944 [Der Umfang des Zwangsarbeitseinsatzes von polnischen Staatsbürgern in der ostpreußischen Landwirtschaft in den Jahren 1939–1944]. In: Acta universitatis Wratislaviensis Nr. 281: Studia nad faszyzmem i zbrodniami hitlerowskimi II. Wrocław 1975, S. 45–74 [Dtsch. u. franz. Zus.fass.]. – Aus dem umfangreichen Material, das der Verf. in seiner Dissertation über die ausländischen Zwangsarbeiter in Ostpreußen vorlegte (s. oben S. 186), werden hier die Besonderheiten der in der Landwirtschaft beschäftigten Zwangsarbeiter polnischer Nationalität detailliert dargelegt, die im November 1944 rund 146 000 Personen ausmachten.

B. P.

Bohdan Koziłło-Poklewski, Memoriał Bund Deutscher Osten z 1940 roku w sprawie polskiej w Prusach Wschodnich [Die Denkschrift des BDO aus dem Jahre 1940 zur polnischen Frage in Ostpreußen]. In: KMW Nr. 3 (133), 1976, S. 407–422. [Dtsch. Zus.fass.] – Der Text der Denkschrift vom 8. 2. 1940 über die nationalen und volkspolitischen Aufgaben gegenüber der zweisprachigen Bevölkerung in Südermland und Masuren, die vom Leiter der Untergruppe Ostpreußen-Süd, Hans Tiska, verfaßt wurde, wird im Originaltext wiedergegeben und kommentiert.

H. J. K.

V. Kunstgeschichte

Janina Kraszewska, Powstanie kościoła w Pucku [Die Entstehung der Kirche in Putzig]. In: StP 1974, ersch. 1976, S. 65–84. – Der Aufsatz behandelt die Baugeschichte der Pfarrkirche in Putzig vom 13. bis zum 19. Jahrhundert. Er beruht auf solider Kenntnis und kritischer Analyse der vorhandenen Quellen und ist Teil einer Dissertation der Fakultät für Architektur am Polytechnikum in Danzig. B. P.

Hanna Domańska, Zespół umocnień Malborka z XIII – XV wieku [Die Verteidigungsanlagen in Marienburg im 13. – 15. Jahrhundert]. In: Kwartalnik Architektury i Urbanistyki 22 (1977), H. 1, S. 3–18. [Engl. Zus.fass., 14 Abb.] – Verf. untersucht die planvolle Anlage der Verteidigungsbauten des Schlosses und der Stadt Marienburg, für die zwei Prinzipien maßgebend gewesen seien, die sich in längeren Planungen und Experimenten im 13. und 14. Jahrhundert herauskristallisiert hätten: die Tendenz, anstelle unregelmäßiger Grundrisse und Anordnung zu möglichst geschlossenen kompakten geometrischen Formen zu gelangen und diesen die Hauptelemente der Verteidigungsanlagen – Mauern, Tore und Türme – einzubinden, sowie das Bestreben, die Verteidigungsanlagen von Schloß und Stadt aufs engste miteinander zu verbinden.

Das Schloß wurde an sorgfältig ausgesuchter Stelle auf einer Moränenanhöhe am Ufer der Nogat und an einem Kreuzungspunkt der wichtigsten Land- und Wasserwege angelegt. Die Festung wurde in Teilabschnitten vom 3. Viertel des 13. Jahrhunderts bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts errichtet, als ältester Teil 1274–1300 das Kapitelhaus mit dem Vorhof und den Nebengebäuden. Daneben entstand eine Siedlung, die 1276 städtischen Status erhielt. Nachdem der Hochmeister von Venedig auf die Marienburg übergesiedelt war, wurde das Kapitelhaus erweitert und der Vorhof im Laufe des 14. Jahrhunderts auf U-förmigem Grundriß zu einem zweiten Schloß ausgebaut. Gleichzeitig entstanden die Verteidigungsanlagen. Das Kapitelhaus wurde mit einer doppelten Mauer, einer hohen und einer niedrigeren, umgeben. Das zweite Schloß erhielt eine einfache Mauer. Die Mauerringe des Vorhofes und des suburbiums waren teils einfach, teils doppelt. Das gesamte Fortifikationssystem des Schlosses im 14. Jahrhundert wurde mit den Stadtmauern zu einem einheitlichen kompakten System von Verteidigungsanlagen verbunden. Später, von 1417–1448, wurden die besonders angriffsgefährdeten Teile zum Schutz vor den jetzt aufkommenden Feuerwaffen noch einmal durch massive halbrunde Türme und einen Erdwall verstärkt. R. K.

Janusz Ciemnołoński, Ze studiów nad bazyliką w Pelplinie [Studien über die Abteikirche in Pelplin]. In: Kwartalnik Architektury i Urbanistyki 19 (1974), S. 27–66. [Engl. Zus.fass., 72 Abb.] – Die Architek-

tur der Zisterzienser-Abteikirche Pelplin ist das Ergebnis eines sich ungewöhnlich lange hinziehenden Bauverlaufs, der erst fast 300 Jahre nach der Ansiedlung von Zisterziensern aus Doberan mit der Wölbung der Querhausarme im Jahre 1577 abgeschlossen wurde. In der sehr kontroversen Frage des Baubeginns glaubt Verf. auf Grund seiner Untersuchungen zur wirtschaftlichen Lage des Klosters, daß die notwendigen Mittel zu einem solch aufwendigen Bau erst am Ende des 14. Jahrhunderts vorhanden gewesen sein können, ein Zeitpunkt, zu dem in der Literatur teilweise schon mit weitgehender Vollendung des Baues gerechnet wird. Unbezweifelbar sei der spätgotische Charakter zahlreicher Einzelformen; Reste älterer Strukturen, zahlreiche Anpassungen an offenbar vorhandene Bausubstanzen bei späteren Weiterbauten seien zu beobachten. Jedenfalls sei im Laufe der 200 Jahre, in denen der Bau entstand, mit möglicherweise langfristigen Unterbrechungen zu rechnen, die im wesentlichen durch politische Schwierigkeiten verursacht sein dürften. Grundanlage sowie manche Einzelheiten folgten der Mutterkirche in Doberan, die 1368 fertiggestellt wurde. Lediglich der Doberaner Cathedralchor mit den polygonalen Kapellen sei durch den bei den Zisterziensern seit der Gründungszeit üblichen rechteckigen Chorschluß ersetzt worden. Die sechs keramischen Köpfe im Ostgiebel, die den auffallendsten Teil des Bauschmuckes bilden, deutet Verf. in Anlehnung an die Triforiumsbüsten des Prager Veitsdoms als Baumeisterbildnisse.

R. K.

Kamila Wróblewska, Średniowieczny ołtarz z Lwowca [Der mittelalterliche Altar von Löwenstein]. In: KMW Nr. 1 (131), 1976, S. 45–50. [Dtsch. Zus.fass., 9 Abb.] – Der spätgotische Schnitzaltar in der Kirche in Löwenstein (um 1480) enthielt im Mittelschrein bis zum letzten Krieg die stehenden Figuren der Mutter Gottes sowie der heute verlorenen Apostel Petrus und Paulus (gute Abb. des vollständigen Schreines bei W. Hubatsch, Geschichte der ev. Kirche Ostpreußen, Bd. II, Göttingen 1968, Abb. 72); auf dem Schrein stehen die hl. Georg, Barbara und Johannes; auf den Rückseiten der Flügel finden sich Reste gemalter Szenen aus dem Leben Christi und Mariae, auf der Innenseite vier Reliefs mit Darstellungen aus dem Zyklus der Freuden Mariae. In zwei Fällen lassen sich als Vorlagen dieser Reliefs Kupferstiche des Meisters ES, eines der großen Popularisatoren niederländischer Kunstformen und Bildschemata in der deutschen Kunst der Spätgotik, bestimmen. Möglicherweise ist nach Meinung der Verf. auch das in der niederländischen Kunst gelegentlich zu findende Motiv des Jesuskindes, das in der Anbetung der Könige dem vor ihm knienden alten König die Hand auf den Kopf legt, durch einen heute nicht mehr erhaltenen Stich desselben Meisters ES vermittelt. Sie vergleicht den Altartyp mit Schnitzaltären in Schlesien und Sachsen und vermutet, daß der Bildschnitzer aus Schlesien nach Preußen eingewandert ist; gewisse typische Einzelformen der Bildhauerkunst Preußens und des Ermlandes ließen sich trotz des ungleichmäßigen künstlerischen Niveaus der Reliefszenen deutlich erkennen.

R. K.

Kamila Wróblewska, Średniowieczny ołtarz św. Wojciecha w Muzeum Zamkowym w Malborku [Der mittelalterliche St.-Adalberts-Altar im Schloßmuseum auf der Marienburg]. In: *KMW* Nr. 3-4 (137-138), 1977, S. 299-305. [Dtsch. Zus.fass., 4 Abb.] – Im Schloßmuseum der Marienburg befindet sich heute wieder ein Schnitzaltar mit den vollplastischen Figuren einer Marienkrönung und zweier stehender Heiliger; die Außenseiten der Flügel schmücken vier gemalte Szenen aus dem Leben des hl. Adalbert. Es ist eine gemeinsame Stiftung des Hochmeisters Friedrich von Sachsen, des Dietrich von Rautenstein sowie des Bernsteinschnitzers Leo Waiblingen und seiner Brüder aus dem Jahr 1504. Er stand ursprünglich bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts in der Adalbertskapelle in Tenkitten im Samland, später im Deutschordensschloß in Lochstädt, gelangte in Privatbesitz und in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts auf die Marienburg. Nach dem Krieg galt er lange Zeit als verloren; die einzelnen Stücke konnten aber bis auf das Stifterwappen des Mittelschreins in den Jahren 1973-1975 in Privatbesitz aufgefunden und wieder auf der Marienburg vereinigt werden. Der Altar ist, wie die Verf. überzeugend nachweist, sicher kein Importstück aus Franken, geschweige denn ein Werk des Veit Stoß, wie die ältere Forschung teilweise angenommen hatte. Er gehört vielmehr zu einer Königsberger Gruppe um den Gottvateraltar des Königsberger Domes und den freilich in seinem künstlerischen Rang doch wesentlich höher zu schätzenden Marienkrönungsaltar in Kremitten. R. K.

Henryk Madej, Średniowieczne tabernakulum ścienne w kościele św. Jakuba w Olsztynie [Der mittelalterliche Wandtabernakel in der St.-Jakobi-Kirche in Allenstein]. In: *StW* 12 (1975), ersch. 1976, S. 495-502. [Dtsch. Zus.fass., 5 Abb.] – In der Jakobikirche zu Allenstein findet sich einer der wenigen im Ermland aus dem Mittelalter noch vorhandenen Wandtabernakel. Der Verf. würdigt das erhaltene außerordentlich schöne gotische Eisengitter, das er in die Jahre 1530-40 datiert, und untersucht dann die im 17. Jahrhundert entstandene Malerei auf Holztafeln, mit denen die Nische ausgekleidet worden ist. Dem Sinn der Sakramentsnische entspräche besonders das hier gewählte Thema des Schmerzensmannes, der, umgeben von den arma christi, auf dem offenen Grabe sitzt, mit seinem typisch eucharistischen Bildgehalt. Bei Herausnahme der Malereien fanden sich als Wandbekleidung der Nische interessante Holzschnitte, die der Verfasser ins 16. Jahrhundert datiert und die offenbar eine frühere Form des Nischenschmuckes vor der Herstellung der Malerei bildeten. R. K.

Ryszard Massalski, Odbudowa renesansowej Szkoły Mariackiej w Gdańsku [Der Wiederaufbau des Renaissance-Gebäudes der Marienschule in Danzig]. In: *Rocznik Gdański* 34/35 (1974/1975), ersch. 1976, S. 173-212. [Engl. und russ. Zus.fass., 15 Abb.] – Die Marienschule bestand als älteste Pfarrschule in Danzig bereits 1350 und blieb bis zur Entstehung des Gymnasiums um die Mitte des 16. Jahrhunderts

die Hauptschule der Stadt. 1581 erhielt die „Schola Mariana“ ein eigenes Gebäude am Schnüffelmarkt neben der Nordfront des Artushofes im Stil der holländischen Renaissance. Das Gebäude blieb, auch nachdem für die Schule 1652 an anderer Stelle ein barocker Neubau errichtet worden war, bis 1945 erhalten; lediglich eine weitgehende Erneuerung der Fassade um 1878 und Restaurierungen von 1925 führten zu gewissen Änderungen. Trotz der restlosen Zerstörung von 1945 wurde wegen der hohen Qualität der Architektur 1950 mit einer Rekonstruktion im Zusammenhang der Kulturbauten um den Artushof begonnen, die freilich nach einer längeren Unterbrechung seit 1953 erst in den Jahren 1974/75 abgeschlossen werden konnte. Die Rekonstruktion war möglich, da die Gestalt der Fassade durch Zeichnungen und alte Photographien des vorigen Jahrhunderts besonders gut überliefert war. Die einzelnen Planungen und Baumaßnahmen dieser Rekonstruktion werden vom Verf. sorgfältig dokumentiert und begründet. R. K.

Helena C. Kaplan, Bartel Ranisch i sklepienia gdańskie [Bartel Ranisch und die Danziger Gewölbe]. In: *Kwartalnik Architektury i Urbanistyki* 22 (1977), H. 3, S. 167–190. [Engl. Zus.fass., 26 Abb.] – Verfasser lenkt die Aufmerksamkeit auf das höchst interessante und im Grunde unzeitgemäße Interesse, das der Danziger Stadtbaumeister Bartel Ranisch (1648–1701) an den spätgotischen Stern- und Netzgewölben der Danziger Kirchen nahm, von denen er Konstruktionszeichnungen anfertigte und über die er 1695 eine Publikation vorlegte, „Beschreibung Aller Kirchen-Gebäude Der Stadt Dantzig, Worinnen Einer jeden Kirchen Grund-Riß Aufzug oder Abriß vollkömlich zu ersehen, wie dann auch von den Kunstreichen Gewölbern in denen Kirchen, sowol im Grund-Risse als Aufstellung derselben deutlich gehandelt wird“. Zwar sind seine Zeichnungen gelegentlich publiziert, seine Arbeiten auch bei der Rekonstruktion der teilweise zerstörten Katharinen- und Barbarakirche nach 1945 genutzt worden; doch sei der zugehörige Text bisher weder für die Danziger Kunstgeschichte noch generell für die Geschichte des spätgotischen Gewölbebaues ausgeschöpft worden. R. K.

Roman Nielubszyc, Jan Gotfryd Schlaubitz, gdański złotnik XVIII wieku [Johann Gottfried Schlaubitz, ein Danziger Goldschmied des 18. Jahrhunderts]. In: *Biuletyn Historii Sztuki* 38 (1976), S. 239–254. [Franz. Zus.fass. 17 Abb.] – Der Danziger Johann Gottfried Schlaubitz (1707–1771, Meister seit 1733), nach einem Wort Czihak's der bedeutendste Goldschmied des 18. Jahrhunderts in den Ländern östlich der Elbe, Sohn eines Danziger Goldschmiedes, möglicherweise Absolvent einer Goldschmiedelehre in Augsburg, dem führenden Goldschmiedezentrum des Barocks, arbeitete vielfach nach französischen Stichvorlagen, die sich in einzelnen Fällen in dem für die Verbreitung der Formen des Rokoko zentralen Stichwerk von J. A. Meissonnier – z. B. für die große Sonnenmonstranz und das Ciborium des Frauenburger Domes – auch haben bestimmen lassen. Die

Hauptwerke seiner Frühzeit – noch weitgehend in den Formen des Regence – entstanden für den ermländischen Bischof Stanislaus Adam Grabowski und befanden sich bis Kriegsende im Frauenburger Dom: ein Kelch von 1739, eine bischöfliche Handwaschgarnitur von 1742, Grabowskis Bischofsstab, 1 Prozessionskreuz, 6 große Altarleuchten mit dem dazugehörigen Altarkreuz von 1758–62, 2 Rauchfässer, die schon genannte Sonnenmonstranz und das Ciborium, weitere Kelche und einige kleinere Arbeiten. Kannte E. v. Czihak in seinem grundlegenden Werk „Die Edelschmiedekunst früherer Zeiten in Preußen, Teil II: Westpreußen, Leipzig 1908“ bereits 47 Stücke des Meisters, so verzeichnet Nielubszyc nach sehr sorgfältigen Untersuchungen zum Stil und zu den Vorlagen des Goldschmiedes in dem seinem Aufsatz als Anhang beigegebenen Katalog 41 bis heute erhaltene und 32 verlorene oder nicht mehr auffindbare Stücke, unter diesen leider auch nicht wenige Stücke des Frauenburger Domes sowie die großen Sonnenmonstranzen der Pfarrkirche in Braunsberg und der Nikolaikirche in Elbing. Die Sonnenmonstranz und die bischöfliche Handwaschgarnitur des Frauenburger Domes befinden sich jetzt im Muzeum Narodowe in Warschau. R. K.

Jan Wesołowski, Późnobarokowa ambona w katedrze oliwskiej [Die Kanzel aus dem späten Barock im Dom zu Oliva]. In: *Studia Gdańskie* 2 (1976), S. 151–183. [Dtsch. Zus.fass., ohne Abb.] – In seiner Dissertation, die leider ohne Abbildungen veröffentlicht worden ist, versuchte der Verfasser, die Kanzel aus dem Dom zu Oliva, über deren Entstehung nach seinen Angaben Urkunden fehlen, vor allem durch Vergleiche mit schlesischen Werken in ihrer künstlerischen Form wie in dem inhaltlichen Programm ihrer Reliefs näher zu bestimmen. Bei einer Datierung ins 3. Viertel des 18. Jahrhunderts glaubt er schließlich, die Skulpturen der Kanzel den Meistern des großen Orgelprospektes Alanus und Gross zuschreiben zu können. Doch bleibt auch nach seiner Meinung vieles unsicher. R. K.

Klaus L. Graeupner, Aus Cadiner Erde. In: *Westpreußen-Jahrbuch* 26 (1976), S. 49–56. [8 Abb.] – Verfasser folgt, wie er mit Recht betont, dem sich intensivierenden Interesse des Kunsthandels und entsprechender Museen an der Keramik unseres Jahrhunderts – vor allem der zwanziger Jahre – und in diesem Zusammenhang auch an den Produktionen Cadinens und gibt einen Überblick über die Erzeugnisse der in Cadinen 1905 gegründeten Terrakotten- und Majolikafabrik, wobei er besonders auf deren interessante Baukeramik verweist. Wichtige Raumverkleidungen aus Cadiner Fliesen wie der Trausaal der Synagoge in der Fasanenstraße in Berlin und Ausstattungen Berliner U-Bahnhöfe sind freilich bereits nicht mehr vorhanden. Erhalten hat sich etwa die Eingangshalle des Kaiser-Friedrich-Bades in Wiesbaden. R. K.

VI. Copernicana

Stanisław Rospond, Miscellanea onomastica slavogermanica VI. Onomastica Copernicana. In: *Onomastica Slavogermanica* 10 (1976), S. 7–66. – R. stellt umfangreiches namenkundliches Material, den großen Astronomen betreffend, vor. Bei seinen Ausführungen berücksichtigt er neben der polnischen Literatur auch verschiedene deutsche Veröffentlichungen. Leider hat er die sich mit seinem Thema berührende Arbeit von St. Hartmann, *Studien zur Schrift des Nicolaus Copernicus* (in: *Zeitschrift für Ostforschung* 22, 1973, H. 1, S. 1–43) nicht herangezogen, kommt aber bei seiner paläographischen und sprachlichen Analyse von authentischen bzw. nichteigenhändigen Copernicus-Texten häufig zu mit Hartmann übereinstimmenden Ergebnissen. Wie Hartmann untersucht er zunächst die eigenhändigen Copernicus-Texte, um hierdurch eine Vergleichsmöglichkeit für nichtgesicherte Schreiben des großen Astronomen zu gewinnen. Dann stellt er einige charakteristische Merkmale der copernicanischen Hand heraus, die als „Leitfossilien“ der für den Astronomen typischen Schrift gelten können, wenn man sich auch davor hüten muß, sich bei der Entscheidung über die Echtheit vermeintlicher Copernicus-Schriften auf diese zu beschränken. R. kommt dabei zum richtigen Erkenntnis, daß – weil Copernicus in seinen authentischen Briefen niemals Frawenborg oder Frowenburg, sondern Frauemburg und vereinzelt Frueburg schreibt, solche w-Formen als uncopernicanisch gelten müssen und als eines von verschiedenen stichhaltigen Kennzeichen anzusehen sind, daß derartige Schreiben nicht von dem großen Astronomen stammen können. Andere Beispiele sind die Namensform „Copernicus“, die in den späteren Briefen des Copernicus fast ausschließlich vertreten ist, und die Schreibweise „Varmia“, nicht „Warmia“, für Ermland. R. weist nach, daß die Form „Frauemburg“ von den anderen Mitgliedern des ermländischen Domkapitels nicht benutzt wird. Sie gebrauchen die Variante mit -w- und mit Konsonantenhäufungen im Wortinnern oder am Schluß.

Außer den authentischen Unterlagen des Astronomen ist für R. das von Marian Biskup vor allem in den „*Regesta Copernicana*“ zusammengestellte namenkundliche Material die Basis seiner Analyse, und Biskup ist es, gegen den sich seine Hauptkritik richtet. So nimmt er vor allem dessen 1971 erschienene Zusammenstellung vermeintlich echter Copernicana unter die Lupe. Als erstes analysiert er den Brief vom 11. Mai 1513, den Biskup für echt hält, und kommt auf der Grundlage von paläographischen und sprachlichen Kriterien zu dem Ergebnis, daß er nicht eigenhändig von Copernicus geschrieben ist. Als Belege hierfür dienen ihm die Variante „Frawenburg“, der Buchstabe ß, der Umlaut des u, z statt zc u. a. Hinzugefügt werden kann hier noch die Verwendung des f ohne die gerade für die deutschen Briefe des Copernicus typische Schlingenbildung am Ober-

schaft sowie des z ohne die sonst in den deutschen Schreiben übliche Fußschlinge. Rezensent schließt sich indes bei der Beurteilung dieses Briefes nur bedingt dem Verf. an, da der Brief vom 11. Mai 1513 auch Merkmale aufweist, die für die copernicanische Hand charakteristisch sind. Es muß daher offenbleiben, ob dieser Text wirklich von Copernicus geschrieben worden ist. Anders ist es jedoch bei dem Schreiben vom 18. 12. 1519. Hier teilt Rezensent uneingeschränkt R.s Meinung, daß es sich – im Gegensatz zu Biskup – dabei nicht um ein Autograph des Astronomen handeln kann. Die hier vorkommenden Buchstabenformen, der Duktus und die starken mundartlichen Einflüsse stehen einer solchen These entgegen. Dagegen weist R. völlig zu Recht den Brief vom 16. November 1520 – wie Biskup – der Hand des großen Astronomen zu. Hier finden sich so viele überzeugende Übereinstimmungen mit den echten Briefen von Copernicus, daß dessen Verfasserschaft mit großer Sicherheit angenommen werden muß.

Den Abschluß dieses Beitrags bildet eine detaillierte Aufstellung namenkundlichen Materials aus pseudo- oder nichtcopernicanischen Quellen, die für die Unterscheidung zwischen echten und nichtauthentischen Copernicana aufschlußreich ist.

Wenn R.s Darstellung bei dem Umfang der zu sichtenden Unterlagen auch nicht erschöpfend sein kann, so wird hier doch deutlich, daß nur anhand einer sorgfältigen paläographischen und sprachlichen Analyse von Texten die Frage beantwortet werden kann, ob es sich bei der Vorlage um ein eigenhändiges Schreiben von Copernicus handelt oder ob sie aus der Feder eines anderen stammt. Oberflächliche Betrachtungen, auf Grund derer vorschnelle Urteile gefällt werden, erweisen sich als ein Irrweg. St. H.

Marian Biskup, Copernicus als ökonomischer Praktiker und Theoretiker. In: Die Humanisten in ihrer politischen und sozialen Umwelt. Hrsg. von O. Herding und R. Stupperich. Boppard 1976, S. 119 bis 130. – Der Aufsatz befaßt sich hauptsächlich mit den Bemühungen des großen Astronomen um die preußische Münzreform, zu der er mehrere Gutachten lieferte, und mit seiner Lokationstätigkeit als Administrator der Kammerämter Allenstein und Mehlsack. Der Autor nimmt dabei eine mehr von gegenwärtigen als von historischen Gesichtspunkten bestimmte Lokalisierung des Ermlands und des Königlichen Preußen im „nördlichen Polen“ vor (einmal werden sogar Masowien und Masuren gleichgesetzt). Die ersten Copernicus-Biographen gebrauchten andere Bezeichnungen: Georg Joachim Rheticus schrieb sein „Encomium Prussiae“, und Bernardino Baldi wußte, daß die Heimat des Copernicus „nördlich von Polen“ lag.

Bei der Darstellung der Herrschaftsverhältnisse des unteren Weichselraumes findet sich die Information, daß das Königliche Preußen von den polnischen Königen eine Reihe von Privilegien „erhielt“, so, als ob die preußischen Stände auf Großmut und Gnade des Königs angewiesen gewesen wären. Das Gegenteil ist richtig. Die selbstbewußten preußischen Stände ließen sich bei der Wahl des

neuen Landesherrn ihre bereits gegenüber der Deutschordensherrschaft errungenen Freiheiten und Privilegien vom König von Polen garantieren und neue Rechte einräumen, deren Bestätigung sie auch von jedem Nachfolger auf dem polnischen Königsthron verlangten.

Die Verfassung des Ermlands, und hier besonders des Kapitelslandes, wird nur unter dem Begriff des „Dominiums“ vorgestellt. Ihr Charakter als Landesherrschaft wird übersehen. So muß die Beurteilung der Tätigkeit des Copernicus als Administrator der Kammerämter Allenstein und Mehlsack zu einem schiefen Bild führen. Die Interpretation der „Locationes mansorum desertorum“, jenes Registers, in dem die Administratoren die Besetzung und den Besitzwechsel bäuerlicher Hufen notierten, entspricht nicht der Wirklichkeit. Der Autor erhebt seine These, Copernicus sei selbst auf die Dörfer gezogen und habe die Lokationen persönlich an Ort und Stelle vorgenommen, zur Tatsache. Diese These hält aber der Kritik nicht stand. Das Geschäft der Lokationen besorgten eindeutig kapitalistische Beamte, die gegenüber dem landesherrlichen Administrator zur Rechenschaftslegung verpflichtet waren. Nach der damals geltenden Dorfordnung des Ermlands, die 1435 erstmals erlassen und 1475, 1488 und 1545 unverändert wiederholt wurde, war für Kauf, Tausch und Besetzung bäuerlicher Hufen der Scheffer, nicht der Administrator, zuständig. Der Administrator registrierte lediglich in landesherrlicher Funktion die Lokationen, indem er sie in das Lokationsregister eintrug, und zwar in Allenstein und Mehlsack, den Zentren der kapitalistischen Landesherrschaft; Register werden all-gemein an den Amtssitzen geführt.

In der Quelle wird folgerichtig mit keinem Wort eine persönliche Teilnahme des Copernicus an den Lokationen an Ort und Stelle erwähnt. Sie läßt auch keine derartige Schlußfolgerung zu, sondern zeigt vielmehr, daß die Häuser des Kapitels Allenstein und Mehlsack die Orte des jeweiligen actum sind. So sprechen die Eintragungen zum 27. März 1518 eindeutig gegen Biskups These. An diesem Tag hätte Copernicus nämlich an vier verschiedenen Orten tätig werden müssen, denn in Allenstein beurkundete er einen Zinskauf, für Abstich und Göttkendorf sind Transaktionen verzeichnet, und in Windtken wurde ein verlassener Hof besetzt. Die Größe der Entfernungen und der Transport von Vieh und Saatgetreide schließen eine persönliche Beteiligung des Administrators bei den Lokationen aus. Gerade die innere Abhängigkeit der Transaktionen in Abstich, Göttkendorf und Windtken weist auf Allenstein als Ort des actum hin. Auch andere Administratoren vermerken, daß sie das Register an den Amtssitzen führen, so Christoph von Suchten: „Melsac. Anno MDXVI locatio mansorum desertorum per me Cristophorum de Suchten praepositum et administratorem“ (Ermländisches Diözesanarchiv Frauenburg. Kapitelsarchiv. Schld. II, Nr. 55. Kopie im Nachlaß Schmauch), oder Felix Reich: „Locatio mansorum desertorum per Felicem Reich anno 1529. Allenstein“ (Ermländisches Diözesanarchiv Frauenburg. Kapitelsarchiv. Schld. L, Nr. 92. Kopie im Nachlaß Schmauch), worauf jeweils die Orte aufgezählt werden, in

denen Lokationen vorgenommen wurden. Biskups These, daß Copernicus zur Erfüllung seiner Lokationspflichten sich zu „fortwährenden Reisen aufs ermländische Land“ gezwungen sah, wird somit unhaltbar. Die Datierung der Allensteiner Brotordnung ins Jahr 1531 steht nicht sicher fest (vgl. ZGAE 36, 1972, S. 182). W. Th.

Heinz Lingenberg, Nicolaus Copernicus, ein wichtiger Helfer für die Preußenkarte von Caspar Hennenberger (1576)? In: Westpreußen-Jahrbuch 26 (1976) S. 77–92. – Die gute Vermessungsqualität der von Caspar Hennenberger erstellten Preußenkarte ließ vermuten, daß bei der Topographie neben terrestrischen auch mathematisch-astronomische Werte verwandt worden sind. Die astronomisch ermittelten Werte der im Mittelteil und in der Küstenregion Preußens besonders genau verzeichneten Orte werden auf Nicolaus Copernicus zurückgeführt, der schon für die Polenkarte seines Krakauer Freundes Bernard Wapowski astronomische Meßwerte zur Kartierung des Preußenlandes geliefert zu haben scheint. Neben der Wapowski-Karte hat Hennenberger vermutlich auch die Chorographie des Georg Joachim Rheticus, eine allgemeine Anleitung zur Kartenherstellung, benutzt, auf die ein Einfluß des Copernicus unbestritten ist. Vielleicht stand Hennenberger sogar die topographische Werteskala des Copernicus selbst zur Verfügung, die er aus Königsberger Gelehrtenkreisen gehabt haben könnte. W. Th.

Hans Thieme, Copernicus als Jurist. In: Rechtsgeschichte als Kulturgeschichte. Festschrift für Adalbert Erler. Aalen 1976, S. 345–356. – Der Beitrag würdigt aus dem spärlich vorhandenen Quellenmaterial die juristische Tätigkeit des Copernicus, wobei ihm das Studium beider Rechte in Italien besonders bei Verwaltungsarbeiten zustatten kam. Thiemes Hintergrundmitteilungen entsprechen leider nicht dem letzten Forschungsstand. W. Th.